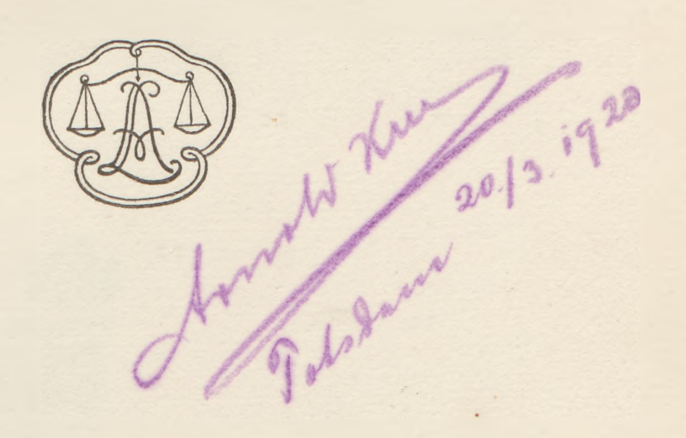


Das Kausalgesetz der Weltgeschichte

Dr. Max Kemmerich

Das Kausalgesetz der Weltgeschichte

Zweiter Band



…ert Langen, München



Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von F. A. Wölbling in Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Meinem lieben Vater

Inhaltsverzeichnis

Zweiter Teil

Ethik

Ὄυτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν
(Sophokles, Antigone)

Siebentes Kapitel

Die Moral der Zukunft

In der ersten Aprilwoche 1913 war der zweite Teil dieses Werkes, wie auch der religiöse im wesentlichen fertiggestellt. Er hätte noch in den ersten Band aufgenommen werden sollen, aber ich fand nicht mehr die Kraft, die letzte Hand an ihn zu legen. Ununterbrochene Kopfschmerzen, dazu vier Tage hintereinander rechtsseitige Migräne und eine Zahnwurzelvereiterung machten mir einen Strich durch die Rechnung. Trotz der Ankündigung beschloß ich also mit dem ersten Teil den ersten Band zu schließen und zu verreisen. Ich wollte Ausflüge machen, gehen, viel schlafen, kurz, nach meinem System leben. Es sollte anders kommen.

Am 24. April verließ ich fluchtartig München, um durch Luftwechsel wenigstens die Migräne, die mich seit meiner Kindheit zeitenweise befällt, los zu werden. Ich war total erschöpft. Das „Es" arbeitete nicht mehr, die Genialitätswogen hatten längst aufgehört. Der Zusammenbruch war da. Nachdem ich einige Tage nach meinem System gelebt und mich auch schon etwas erholt hatte — wenigstens verursachte das Sprechen mir

keine Schmerzen mehr —, erhielt ich von meiner lieben Mutter, die mir unerwartet nachgereist war, die Nachricht, sie befände sich in einem Nervensanatorium und ich solle sie besuchen, um mich untersuchen zu lassen. Ich ahnte natürlich sofort die Falle, kannte aber die Schweizer Gesetze nicht und ging auf den Leim. Ich wollte meine Mutter, die sich um mein Befinden große Sorgen machte, beruhigen und mir auch das Sanatorium ansehen, um eventuell für einige Wochen dort zu bleiben. Denn eine geregelte Lebensweise, Abhaltung aller Besuche usw. ist zweifellos sehr angenehm, und dann kann man auch Stockungen in der Korrespondenz mit dem Hinweis auf seinen Aufenthaltsort motivieren.

Ich ging also hin, war sehr entzückt von der Anstalt, besprach einiges mit dem leitenden Arzt, sah mir mein Zimmer an und wäre dageblieben, wenn nicht zufällig mein Blick auf das Fenster gefallen wäre, das mit einem Schlüssel versperrt war. Das mißfiel mir. Es erinnerte mich an ein Gefängnis, und darum sagte ich, mich zum Gehen wendend, ich müsse mir meine Entschließung vorbehalten. Da schien mir der Arzt eine Bewegung zu machen, als wolle er mich gegen meinen Willen zurückhalten. Als ich mich dagegen wehrte und die Treppe hinunterging, um den Ausgang zu gewinnen, tauchten auf seinen Ruf ein halbes Dutzend Wärter auf, die Miene machten, Hand an mich zu legen, und im Hintergrund stand ein Arzt mit einer Morphiumspritze, die er mir anscheinend beibringen wollte. Ich sagte ihm mit aller Gemütsruhe, daß ich ihn niederschlagen würde, wenn er mir mit

seiner Spritze nicht vom Leibe bliebe, und ich glaube, daß ich auch in meinem damaligen Erschöpfungszustande noch die Kraft besessen hatte, ihm das Nasenbein zu zerschmettern. Das muß er wohl auch geahnt haben, denn er hielt sich fern, während sich die andern Männer auf mich stürzten, um mich wehrlos zu machen. Natürlich ließ ich mir das nicht gefallen. Der Überzahl gegenüber wäre jedoch ein ernster Widerstand ganz zwecklos gewesen. Ich begnügte mich also mit der Konstatierung, daß ich gewaltsam interniert sei und daß ich selbstverständlich dagegen Protest einlege. Übrigens dachte ich mir, daß irgendein Mißverständnis vorliegen müsse.

Was mich zornig machte, war der erheuchelt begütigende Ton des einen Arztes, der sich stellte, als begriffe er gar nicht, daß mich dieser Gewaltstreich aufrege: ich solle mich doch beruhigen, er tue seine Pflicht, er habe einen Haftbefehl usw. Ich sagte ihm, daß er selbst die ganz alleinige Ursache meines Zornes sei, daß niemand ein Recht habe, mich als Reichsdeutschen gefangen zu setzen, ohne mir die Gründe dafür zu nennen, und daß ich ihm bei sich bietender Gelegenheit das Genick brechen würde (bildlich). Ich forderte sofort einen Rechtsanwalt, eventuell Verbindung mit unserm Gesandten, den ich zufällig persönlich kenne. Beides wurde mir abgelehnt.

Man führte mich in eine Zelle mit schweren Eisengittern an den Fenstern und Blick in einen kleinen Hof, der von hohen Planken umfriedet war. Eine ungemütliche Situation. Doch nach kaum einer Stunde hatte ich meine Heiterkeit wieder und gedachte ruhig

abzuwarten, wie sich die Affäre weiter entwickeln würde.

Wie war das alles möglich gewesen?

Eines Tages kurz vor meiner Abreise war ein Herr, Psychiater, zu mir gekommen, unter dem Vorwande, sich mit mir über ein wissenschaftliches Thema unter⸗halten zu wollen. Ich hatte natürlich sofort gemerkt, daß meine liebe Mutter der Spiritus rector war, ihn aber doch sehr liebenswürdig empfangen, in der Ab⸗sicht, ihm ganz ernsthafte Auskunft zu geben. Ich sagte ihm, daß ich immer noch an der Entwicklung ins Geniale laborierte, merkte aber sehr schnell an jenem überlegenen Lächeln der Ignoranz, daß er da⸗von gar keine Ahnung hatte. Ich erzählte ihm nun noch — Dichtung und Wahrheit mischend — die haar⸗sträubendsten Geschichten mit ganz ernster Miene, eine Kunst, auf die ich recht eitel bin. Ich freute mich einen Zünftler vor mir zu haben, auf den Goethes Beschreibung wunderbar paßte:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar;
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!"

Ich habe diesem Herrn ein bitteres Unrecht getan. Ebenso den Ärzten des Sanatorium. Sie sind alle groß in ihrer Kunst, aber ihre Kunst ist klein. Doch davon später.

Der Psychiater berichtete nun — wiewohl ich ihm beim Gehen gesagt hatte, daß ich doch etwas stark

aufgetragen hätte — meiner Mutter, ich sei zweifellos geistig nicht normal und müsse in ein Sanatorium geschafft werden, eventuell mit Gewalt. Und meine Mutter, ohne zu berücksichtigen, daß das das Aller=schlimmste war, was mir überhaupt irgendein Mensch zufügen konnte, denn wenn schon die eigenen An=gehörigen uns für geisteskrank halten, was sollen dann erst die anderen denken, lockte mich auf Schweizer Boden — denn nach deutschen Gesetzen hätte ich natürlich nicht interniert werden können —, um mich dort, falls ich nicht gutwillig bliebe, festhalten zu lassen. Allerdings handelte sie in der lautersten Absicht, in größter Sorge um meine Gesundheit, die sie stets ver=folgte, und hatte auch keine Ahnung davon, daß sie bei mir Widerstand finden würde, denn wir harmonieren vortrefflich.

Doch kehren wir in mein Gefängnis zurück! Nach einigen Stunden kam ein Arzt, übrigens ein reizender Mensch, ein ehrlicher gerader Michel, ganz nach meinem Geschmack. Ich wurde in ein schönes Zimmer, aller=dings mit verschlossener Tür und Fenstern, geführt und nunmehr täglich von verschiedenen Ärzten auf meinen Geisteszustand hin geprüft. Die logischen und philosophischen Examina amüsierten mich natürlich sehr, und ich fand nicht nur Gelegenheit, meine Exa=minatoren auf Herz und Nieren zu prüfen, sondern gewann auch einen recht klaren Einblick in Psy=chiatrie und Irrenwesen. Mir schauderte. Es wird eine meiner Lebensaufgaben sein, wie ein Satan in diese Talmiwissenschaft, diese Scharlatanerie hinein=zufahren. Ich werde mir dadurch den Dank un=

gezählter Tausende sichern, die die anmaßende und gemeingefährliche Unwissenheit ihrer Ärzte hinter Schloß und Riegel hält.

Was mich betrifft, so wurde mir klar gemacht, daß ich an einem schwierigen Grenzfalle der Geisteskrankheit litte und interniert bleiben müsse, bis sie zum Ausbruch gekommen wäre. Es bestünde die Möglichkeit der Gemeingefährlichkeit oder doch jedenfalls die, mich selbst zu schädigen. So wurden mir Korrespondenz und Aufzeichnungen genommen, Messer und sogar Nagelfeile entfernt, kurz einem Selbstmordversuch vorgebeugt. Sehr tröstlich! Daß man es heute nicht mehr so leicht mache ein Genie zu sein, wie zur Zeit Schillers oder Goethes, hörte ich nebenbei. Andererseits erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß man Genialität „nicht mehr" für eine Geisteskrankheit halte, d. h. also: vor einigen Jahren sperrten die Herren Psychiater noch jedes Genie, dessen sie habhaft werden konnten, ein! Ferner, daß Sokrates, Paulus, Luther u. a. geisteskrank waren, wenigstens vorübergehend. Auch daß man den Unsterblichkeitsglauben als Geisteskrankheit betrachten müsse, wenn er nicht so verbreitet wäre. Das interessierte mich begreiflicherweise. Ich sagte mir damals oft, wie Ovid in seiner Verbannung: „Barbarus hic sum ego, quia non intelligor ulli" und kam zum Resultate, daß unsere Psychiatrie bereits Geist als Krankheit wertet. Nun, die Gefahr, daß viele von den Ärzten, mit denen ich bisher in Berührung kam, jemals von ihr ergriffen werden, ist gering.

Soviel wurde mir bald klar: nur dem Tiefstand der Psychiatrie in früheren Jahrhunderten ist es zuzuschrei-

ben, daß man Kerle wie Schiller, Goethe, Luther, Franz von Assisi und andere, nicht zeitlebens hinter Schloß und Riegel gesetzt hat, und sie durch diese skandalöse Fahrlässigkeit in den Stand versetzte, die Welt mit dem Gift ihrer Irrsinnsprodukte zu infizieren. Gottlob sind wir heute doch weiter. Herrlich weit!

Ich hatte gleich bei der Einlieferung Zwangsjacke und Gummizelle gefordert, erfuhr aber zu meinem großen Bedauern, daß beides „nicht mehr“ zu den Requisiten der modernen Psychiatrie gehöre. Schade! Es wäre doch sehr pikant gewesen, wenn ich das Los Robert Mayers hätte teilen dürfen.

Natürlich war der Aufenthalt Gift für mich: die „Examina“ waren ermüdend, so daß mir bald das Sprechen wieder Schmerz verursachte, und zwar in der rechten Schläfe. Das Gefühl der Wehrlosigkeit und Freiheitsberaubung, für jeden Menschen unangenehm, ist für Genies geradezu unerträglich und zudem hatte ich fast gar keine körperliche Bewegung. Denn in den ersten beiden Tagen war ich überhaupt eingesperrt und später durfte ich nur in Begleitung eines Wärters, der mir nicht von der Seite wich, eine Stunde im Garten umhergehen.

Ich ließ mir das alles, wie auf der Hand liegt, nicht gefallen, wenn ich auch meine aequitus animi bewahrte, sondern legte bei der Regierung Beschwerde ein. Ich hätte ja auch ausbrechen können und würde im Notfalle ohne Bedenken einen Wärter erschlagen haben, wenn es nicht anders gegangen wäre. Aber ich wollte den legalen Weg tunlichst einhalten, wiewohl ich auf illegalem, durch List und Gewalt, interniert

worden war. Endlich kam nach einer Woche der Experte, Direktor einer staatlichen Irrenanstalt. Als er eintrat, sah ich ihm sofort an, daß er den Zustand des „Es denkt" kannte und fühlte mich gerettet. Er wußte daher gleich, wen er vor sich hatte, teilte meine Ansicht, daß gerade die Größten der Menschheit auch die größten inneren Erlebnisse gehabt hätten und erklärte mir nach einem zweiten Besuche, daß ich frei sei.

Nun bestand aber eine große Schwierigkeit: meine Mutter hatte sich durch die zwangsweise Internierung strafbar gemacht. Daß ich sie nicht vor Gericht bringen wollte, wo sie es doch so gut gemeint hatte, und ich ja auch tatsächlich in einem anormalen Zustand zwischen November und Anfang März gewesen war, war klar. Denn daß die Genialitätsperiode nicht der Norm entspricht, die Schreiberseelen und Zünftler zur ihrigen machen, kann keinem, der den I. Band las, verborgen bleiben. Andererseits hätte ich durch einen Sensationsprozeß die Psychiatrie entlarven können. Denn ich hätte zahllose Zeugen, darunter Leute, deren Namen in Deutschland, ja in der ganzen gebildeten Welt Klang hat, nennen können, die teils die Entwicklung ins Geniale durchgemacht hatten, teils Strahlen empfinden, teils das Daimonion besitzen, teils Fernwirkung ausüben, „Phantome" sehen, hellsehen, hellhören, „Magie" betreiben usw. Man wäre starr gewesen. Mit einem Schlage hätte ich bewiesen, daß — natürlich unerkannt von unseren zünftigen Wissenschaften — eine Fülle okkulter Phänomene existieren, daß ich durchaus kein Unikum bin, höchstens dadurch, daß ich sehr viele Kräfte auf mich vereine, die sich bei anderen verteilen.

Denn der Religionsstifter muß ein Genie sein, das Daimonion besitzen, eine sittliche Persönlichkeit sein, das Experiment „liebet eure Feinde“ gemacht haben — die Eingeweihten wissen genau warum — und noch einige andere Kräfte und Fähigkeiten haben: große Menschenkenntnis, Energie, Mut u. a. m. Endlich muß er den Weltgeist geschaut haben. Daß es nur sehr wenige Menschen gibt und gab, die das alles auf sich vereinigen, liegt auf der Hand. Deshalb ist es nahezu ausgeschlossen, daß jemand alles begreift, was ich sage, da es ja sonst noch einen Menschen geben müßte, wie mich. Möglich wäre das ja, aber höchst unwahrscheinlich. Allerdings gebe ich zu, daß der „Zufall“ mein Daimonion gerade in dem Augenblick sprechen ließ, als ich über die christliche Moral nachsann. Aber es ist durchaus kein Zufall, daß es immer sticht, wenn ich etwas gegen seinen Willen tue. Dann müßte man auch die Wirkungen des Gewissens als Zufall bezeichnen. Das Daimonion bohrt immer, wenn ich von meiner Moral, der Synthese der Christi mit der Nietzsches, abzuweichen in Versuchung gerate.

Als ich erfuhr, daß Strahlenempfindung am Herzen ein Symptom von Geisteskrankheit ist, da amüsierte ich mich sehr. Ich hätte im Prozeß den Direktor einer großen staatlichen Irrenanstalt namhaft gemacht, der diese Fähigkeit besitzt. Tableau! Aber auch noch viele andere, sehr hervorragende Männer. Dann hätten die Herren Psychiater gesehen, daß fast alle Größen im Staate, in Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie usw. „geisteskrank“ sind. Die Versuchung, ihnen dieses Cannae zu bereiten und damit die Mensch-

heit von diesem Unwesen zu befreien, war groß. Aber ich glaube das auch mit milderen Mitteln tun zu können.

Ich vereinbarte also mit dem Experten eine Formel, daß meine Internierung bona fide erfolgt sei und ich damals anormal war. Nach meinem Tode, wenn die Archive sich öffnen und dieses Dokument, dessen In⸗halt ich übrigens nicht kenne, ans Tageslicht kommt, weiß man also wie es entstand. Der Direktor aber war so anständig, mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich mit diesem Schritte aller Rechtsansprüche ver⸗lustig ginge.

Ich blieb nun noch zwei Wochen freiwillig in der ganz ausgezeichnet geleiteten Anstalt, machte tägliche Ausflüge mit meiner lieben Mutter, und lebte nach meiner Hygiene, so daß ich mich schnell erholte. Über⸗haupt war meine zwangsweise Internierung — die ja nur etwas über eine Woche dauerte —, schon nach einigen Tagen mehr formal. Ich bin auch überzeugt, daß die Anstaltsärzte mich sehr schnell freigelassen hätten, aber das lag nicht in meinem Interesse. Denn, nun ich schon untersucht wurde, wollte ich natürlich auch die offizielle Bestätigung dafür haben, daß ich nichts weniger als geisteskrank bin.

Übrigens will ich denjenigen unter meinen freund⸗lichen Lesern, die einen Raubmord, Bombenattentate, Lustmorde oder ähnliche niedliche Dinge planen, einen Freundschaftsdienst erweisen: sie müssen den sie unter⸗suchenden Psychiatern nur erzählen, daß sie Strahlen empfinden und „Stimmen hören“. Dann behalten sie ihren Kopf zwischen den Schultern und haben Aus⸗

sicht, gleich mir, vortrefflich verpflegt zu werden. Aber sie müssen sich eilen. Denn wenn mein nächstes Werk erschienen ist, geht das hoffentlich nicht mehr.

Was das „Stimmen hören" betrifft, so erfuhr ich durch Zufall davon. Ich besitze diese Fähigkeit nicht, glaube aber, daß es mit der Hellhörigkeit gewisser Medien identisch ist. Denn wie es ein zeitliches und räumliches Fernsehen gibt, so muß es — wie ich aus der Literatur weiß — auch ein Fernhören geben. Es gibt auch noch eine andere Erklärungsmöglichkeit, die der Eingeweihte versteht.

Daß wir eine Irrenpflege und Psychiatrie brauchen, ist sonnenklar. Die Gesellschaft muß die Möglichkeit haben, gemeingefährliche Individuen, die wegen geistiger Erkrankung nicht strafrechtlich verantwortlich gemacht werden können, zu inhaftieren, sei es um sie zu heilen, sei es lebenslänglich. Auch die Familie muß imstande sein, Personen, die ihre finanzielle Existenz gefährden, zu entmündigen. In diesen und ähnlichen Fällen sind Psychiater unentbehrlich und es liegt mir ganz fern, zu leugnen, daß sie auch häufig gute Dienste taten.

Es ist aber ein bekannter Rechtsgrundsatz, daß man nicht Personen einsperrt, bei denen die Möglichkeit einer antisozialen Handlung besteht — denn sonst könnte man jeden Menschen inhaftieren —, sondern nur solche, die entweder derartige Handlungen bereits begangen haben oder — etwa bei gefährlichen Drohungen, Verschwendungssucht usw. — bei denen eine große Wahrscheinlichkeit besteht zu solchen Reaten.

Unsere Psychiater aber sperren Leute ein, die

niemand etwas taten, sondern nur anders sind, wie sie. Geistreicher, anders veranlagt usw. Das ist ein Unfug schlimmster Sorte. Wenn ein Mann statt an den Galgen zu kommen, auf Grund von Sachverständigenurteilen zeitlebens in einer Irrenanstalt interniert wird, so ist das nicht schlimm. Er ist unschädlich gemacht. Die Art, in der das geschah, ist eine Frage der Technik. Der Gesellschaft kommt es in erster Linie darauf an, daß sie geschützt ist, erst in zweiter auf eine äquivalente Strafe.

Wenn aber harmlose Personen durch die gemeingefährliche Unwissenheit unserer Irrenärzte interniert werden, so schreit das zum Himmel. Diese Dutzendmenschen erklären alles für anormal, d. h. „geisteskrank“, was über ihr Fassungsvermögen hinausgeht. Und da das nicht sehr groß ist, so wird der Begriff „geisteskrank“ ein Prokustesbett. Sie wüten gegen die soziologisch wertvollsten Elemente. Noch heute gilt Goethes Spruch:

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Heute wendet man das ökonomische Prinzip an und sperrt sie in Sanatorien oder Irrenhäuser!

Eine Frage für sich ist der mangelnde Rechtsschutz, den der Reichsdeutsche im Auslande genießt. Wenn die Schweiz mit Recht ihren Ruhm darin sieht, daß sie politisch Verfolgten ein Asyl gewährt, daß sie seiner Zeit um Napoleons willen (des nachmaligen III. Kaisers), sogar einen Krieg mit dem mächtigen Frankreich

nicht gescheut hätte, so ist es andererseits unerhört, wenn sie sich erfrecht, harmlose Ausländer gegen ihren Willen bei sich festzuhalten. Der Tiefstand unseres Nationalbewußtseins, die ganze Zimperlichkeit und Unmännlichkeit unserer Reichspolitik kommt hier klar zum Ausdruck. Einem Engländer gegenüber würde das ein fremder Staat sicherlich nur einmal wagen.

Die ärgerliche Internierung hat, wie ja alles, auch seine gute Seite. Sie brachte mir auch Vorteile. Zunächst erfuhr ich schon nach einigen Tagen, daß ich kein Alkoholiker sei. Darauf bin ich stolz. Denn die Psychiatrie rechnet heute so ungefähr jeden dazu. Denn es erfordert nicht viel Intelligenz, diese Diagnose zu stellen. Man braucht nur zu sagen, daß man täglich eine oder zwei Flaschen Wein oder Bier trinkt und schon ist man „Säufer". Ein Zunftgott hat diese phänomenale Entdeckung gemacht, wofür er natürlich gebührend gefeiert wird.

Ferner enthält mein Werk soviel Außerordentliches, vielleicht auch Gedanken, die noch niemals gedacht, Beobachtungen, die noch nie gemacht wurden, daß die Vermutung naheliegt, dem Verfasser sei das Oberstübchen in Unordnung geraten. Das wäre zweifellos die bequemste Manier, sich ein Umdenken zu ersparen. Und das schätzt die Zunft, in gewissenhafter Beobachtung des Trägheitsgesetzes, sehr hoch. Nun geht das nicht mehr, denn ich bin Spießruten gelaufen und wenn selbst die Psychiater, die, wie alle Spezialisten, selbstverständlich an jedem Menschen Anomalien zu entdecken bestrebt sind, zu einem Freispruch kommen mußten, dann läßt sich auf diesem Wege gegen mich

sicherlich nichts ausrichten. Übrigens kann ich mich schon jetzt verpflichten, niemals geisteskrank zu werden. Mir wird es nicht gehen wie Lenau oder Nietzsche. Das ist völlig ausgeschlossen. Es ist möglich, daß ich infolge von Überarbeitung an einem Gehirnschlag sterbe oder gelähmt werde, aber ganz unmöglich, daß ich dem Wahnsinn verfalle. Denn ich habe den „Anschluß nach oben". Psychiatern von Ruf werde ich jederzeit und gern den Beweis für meine Worte liefern. Sie brauchen sich nur zu melden.

Übrigens wurde auch meine Diagnose, daß ich noch nicht einmal mehr neurasthenisch, sondern nur erschöpft bin, wie man es etwa nach einer Hochtour ist, bestätigt.

Ich kann jedem, der die Entwicklung ins Geniale durchmacht, meine Hygiene empfehlen: den Arbeitsimpulsen unbedingt nachgeben! Die Versuche, Wellen zu unterdrücken, sich, während das „Es" arbeitet, mit anderem zu beschäftigen, sind Energieverschwendung. Ist die Genialitätsperiode vorüber, dann soll man reisen, sich viel Bewegung machen, ohne sich zu übermüden, viel schlafen, viel essen und vor allem sich und andern viel Freude machen. Unbedingt schädlich ist jede Aufregung, Ärger, Zwang, Verkehr mit fremden Menschen, überhaupt Pflichten, und sei es auch nur die zu sprechen. Ich hoffe, daß mancher, wenn er meine Ratschläge befolgt, gleich mir nach zwei Monaten, in denen ich an diesem Werke keine Zeile schrieb, aber — zum ersten Male seit Jahren — Romane und Erzählungen las, mich auch mit Chiromantie beschäftigte und starr bin über die trefflichen Diagnosen, die aus

den Handlinien gestellt werden können, die Depression überwunden haben wird. Chiromantie ist eben genau so gut eine Erfahrungswissenschaft, wie alle Naturwissenschaften. Sie ist nicht immer unfehlbar, aber immerhin weit zuverlässiger, als Medizin oder Meteorologie.

Übrigens erfuhr ich in der Anstalt, daß Nietzsche die Genialitätsperiode ebenso beschrieben habe, wie ich, und auch der Ansicht war, daß es ein lebensgefährlicher Prozeß ist. Nun ist es mir natürlich gleichgültig, ob meine Selbstbeobachtungen von andern bestätigt werden oder nicht, aber es interessierte mich, zu erfahren, daß in der Literatur die geschilderten inneren Vorgänge genau bekannt sind. Denn dadurch wächst auch in den Augen des Zweiflers die Glaubwürdigkeit meiner anderen Beobachtungen. Und es gibt doch auch Zweifler, die gern glauben möchten, denen man es deshalb tunlichst erleichtern soll. Geheimrat Ostwald, mit dem ich den Abend des 16. Juni 1913 verbrachte, erzählte mir, daß er seit zwei Jahrzehnten mit dem berühmten Chemiker William Ramsay in einer Art von telepathischem Kontakt — von Leipzig nach London — stünde. Er hat vieles von dem, was ich im I. Bande erzähle, auch an sich beobachtet, wenn auch manches nicht mit gleicher Intensität. Sogar die „Ausgießung des heiligen Geistes" hat er selbst erlebt, und in einem seiner Bücher beschrieben! Daß ich, wie der I. Band beweist, zu manchen Resultaten Ostwalds selbständig kam, ohne seinen „Energetischen Imperativ" und anderes zu kennen, möge deren Richtigkeit erhärten. Ostwald ist sogar überzeugt, daß Gedanken photographierbar sind!

Wenn ich die mutmaßliche Zahl der Genies allein in Deutschland so hoch angab, so geschah das mit Rücksicht auf die vielen Berufe. Nur der Schriftsteller hat ja Veranlassung und Gelegenheit darüber zu schreiben. Der Kaufmann, Künstler, Offizier usw. schweigt naturgemäß. Es ist ja überhaupt ein außerordentlich glücklicher „Zufall“, daß ich alle diese Dinge im vorliegenden Werke behandeln kann, ohne wesentlich vom Thema abzuirren. Welche Dramen mögen sich in unseren Irrenanstalten abspielen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfährt! Denn natürlich gibt es nicht übermäßig viele Leute, die meine dialektische und psychologische bzw. logische Schulung besitzen und sicherlich noch weniger, die sich in einem so schweren Erschöpfungszustande genügend in der Gewalt haben, um darüber verfügen zu können. Immerhin gab mir die ganze Affäre einen Vorgeschmack von den mir bevorstehenden Unannehmlichkeiten.

Gerne hätte ich den Bericht über mich gelesen. Ich ermahnte den Arzt bei der Abfassung zu bedenken, daß Klio ihm über die Schulter sähe und sagte ihm auch, daß ich mich lieber mein ganzes Leben einsperren ließe, als diese meine Überzeugung zu korrigieren. Daß ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ausgebrochen wäre, ist selbstverständlich.

Und wieder war mir der Vorfall eine Bestätigung meiner These, daß das Gute eine Komponente ist aus Absicht und Erfolg. Ich möchte übrigens bemerken, daß meine Mutter mich so wenig wie meine Frau für geistesgestört gehalten haben, sondern erstere mich nur zwingen wollte, die Arbeit zu unterbrechen und mich

gründlich zu erholen, aus Angst vor einem Gehirnschlag. Meine liebe Frau aber hätte mich sogar mit Gewalt befreit, als sie die Vorgänge erfuhr, wenn ich sie nicht schriftlich beruhigt hätte. Ihr schwankender Gesundheitszustand hatte sie verhindert, mich auf die Reise zu begleiten.

Im ersten Augenblick war ich auf meine Mutter sehr zornig. Aber als sittliche Persönlichkeit muß man, mag auch das Gute eine Komponente aus Absicht und Erfolg sein, doch selbstverständlich immer den guten Willen für die gute Tat gelten lassen, wenigstens soweit es sich mit der Selbsterhaltung irgend vereinbaren läßt. Und das war ja hier der Fall. Ich bin sogar meiner Mutter für diesen Beweis ihrer Sorge und Liebe sehr dankbar. Andererseits traf ich natürlich Vorkehrungen, die die Wiederholung eines solchen gewaltsamen Eingriffes in mein Leben verhüten.

Kant hat vollkommen recht, daß das einzig Gute ein guter Wille ist, die Absicht der Familie, den Freunden, dem Vaterland, den Idealen zu dienen. Denn diese Absicht, mag sie im einzelnen Falle auch durch irrtümliche Wahl des Mittels Schaden anrichten: sie ist etwas Dauerndes, ein Zustand. Die Tat aber etwas Einmaliges. Ist es doch auch viel viel leichter, eine einzelne heroische Handlung zu begehen, als tägliche, wenn auch kleine Opfer zu bringen: Verzicht auf Luxus oder gar Lebensbedürfnisse, um andern Freude zu machen, selbstverleugnende Krankenpflege u. a. m. Nicht allein auf dem Schlachtfelde entfaltet sich der größte Heroismus, sondern im Hinterstübchen der Beamtenswitwe, am Krankenbett, in der stillen Stube

des Forschers und Denkers. Der Priester, der in eisiger Winternacht auf verschneiten Wegen zum Sterbenden, zum Blattern- und Cholerakranken geht, um ihm die Tröstungen seiner Kirche zu spenden, der damit nur schweigend seine Pflicht erfüllt, sein ganzes Leben lang, er ist oft der größere Held als der Schlachtenlenker, dem wir eherne Monumente errichten. Und der Ehrenmann, die sittliche Persönlichkeit, die im Kampf der Meinungen, in der Parteien wüstem Lärm unbeirrt und unbestechlich ihren Weg verfolgen, taub gegen geifernde Verleumdung, gegen das Getuschel und die Entrüstung der „Frommen“ und „Tugendhaften“, sie sind es nicht minder.

Gewiß hat jedermann seinen Preis. Bestechlich sind wir alle. Aber soviel Gold bietet der Erdball nicht, um uns ein angemessener Preis zu sein für die innere Befriedigung, das Bewußtsein recht zu handeln, dem Guten zu dienen.

Denn nur das Streben, der Wunsch gut zu handeln, macht den guten Menschen. Nur das rastlose Bemühen, alles Menschliche zu begreifen und alles zu entschuldigen, zu verzeihen oder gar zu billigen — bis auf die gemeine Gesinnung, diese nicht — macht uns zu sittlichen Persönlichkeiten. Besser gesagt: bringt uns diesem Ideal näher. Denn das ist das höchste und darum unerreichbar. Wir irren doch alle, mehr oder weniger, sind stärker oder schwächer, mehr oder minder klug. Weisheit und Kraft, immer, von Ewigkeit zu Ewigkeit, besitzt nur einer: Der Weltgeist.

Nur Gott — wenn wir das Unerforschliche überhaupt zu nennen uns getrauen — ist das Gute, d. h.

Weisheit und Kraft. Er ist nicht die Liebe, wie Christus lehrt. Denn die Liebe ist nur eine seiner Eigenschaften, insofern die Liebe die höchste biologische Form der Energie ist. Nicht Mitleid, nicht Erbarmen, das sind alles nur Eigenschaften, die der Weltgeist als Ausfluß seiner unergründlichen Weisheit ins Menschenherz pflanzte. Er selbst ist höchste Weisheit und Kraft, d. h. Energie, das weiß ich. In diesen beiden Eigenschaften sind alle anderen enthalten. Aber das wußten auch die alten Juden schon. Denn Moses und wohl auch mancher der Propheten, auch Christus, Buddha, Mohammed haben ja alle dasselbe erlebt wie ich.

Wenn Moses die zehn Gebote erfand, so hätte ich an seiner Stelle genau so gehandelt, wenn ich seine Weisheit besessen hätte. Und wenn Christus lehrt, daß Gott die Liebe ist, so hätte ich das mit Christi Weisheit auch getan. Denn Moses wollte und mußte doch sein Volk erziehen, ihm Gutes tun, wie wir Religionsstifter alle. Hätte er seinem Volke nur gesagt: „Gott ist das Gute. Ihr dient ihm, indem ihr das Gute tut," so hätte ihn jeder mit Recht gefragt: worin besteht denn dieses Gute? Dieser Frage kam er zuvor und ersann die zehn Gebote, die wie Granitquadern das Gebäude der Moral bilden.

Christus, zeitlich bedingt, wie wir alle, sah das Unheil, das durch die pharisäische „Gerechtigkeit" in die Welt kam, die Lieblosigkeit und Werkheiligkeit. Er sah natürlich auch die unmöglichen Konsequenzen bei Konflikten zwischen zwei Geboten, er erkannte auch die Liebe als höchste biologische Energieform, als Quell alles Guten auf Erden, und darum lehrte er

„Gott ist die Liebe". Das war keine Unwahrheit, so wenig Moses, Buddha, Mohammed, alle die sittlichen Führer der Menschheit, die Unwahrheit gesprochen haben: das war die weise Anpassung an die obwaltenden Verhältnisse, das war ihre Mission. Sie lehrten das alle nicht aus eigener Kraft, so wenig ich es könnte, sie folgten ihrem Daimonion und drückten sich in der Sprache ihrer Zeit aus, genau wie ich es tue. Dieses Daimonion aber, dieses Splitterchen des Weltgeistes, diktierte ihnen die letzte Weisheit, genau wie es bei mir geschieht.

Wer hätte denn Christus begriffen, wenn er von „hochwertiger biologischer Energie" gesprochen, wenn er Haß, Ärger, Rache usw. als „Entropie" bezeichnet hätte? Niemand. Wir Morallehrer wollen und sollen aber doch begriffen und verstanden werden, denn sonst erfüllen wir nicht unsere Aufgabe.

Der Rationalismus lehrte und lehrt, daß die großen Gesetzgeber sich des göttlichen Auftrages nur als Vorwand bedient hätten, um dadurch dem Volke gegenüber größere Autorität zu besitzen. Vor wenigen Monaten glaubte ich das auch noch. Wäre das so, dann könnte niemand sie tadeln. Aber es ist nicht so. Es wäre z. B. mir gar nicht eingefallen, mich als Weltreformator oder Religionsstifter auszugeben, was meinen Neigungen und Wünschen ins Gesicht schlägt, wenn ich es nicht müßte. Wenn das Daimonion mich nicht unbarmherzig zwingen würde. Und so war es selbstverständlich auch bei Moses, Sokrates, Pythagoras, Buddha, Christus und den andern Lehrern der Menschheit. Oder glaubt jemand, daß es Christus Freude machte,

ans Kreuz geschlagen zu werden? Und das werden wir doch zu Lebzeiten fast alle, der eine buchstäblich, der andere figürlich.

Durch und durch Zweifler, der ich bin, habe ich auch das Daimonion auf die Probe gestellt. Ich schwieg, während es bohrte. Ich glaubte es besser zu wissen. Ich Narr! Natürlich habe ich deshalb durchaus keine Reue oder Gewissensbisse. Aber es wird wohl sehr, sehr lange dauern, bis ich den durch mein Schweigen verursachten Fehler wieder gutgemacht haben werde. Aber ich erprobe grundsätzlich alles an mir aus. Und wenn es eine Hölle gäbe, so ginge ich auch erst hin≠ ein, bevor ich über sie urteilte.

Würde mich das Daimonion nicht zum reden zwingen: ich könnte alles erlebt, auch den Weltgeist geschaut haben. Ich spräche nicht darüber. So werde ich dieser Stimme folgen. Und wenn vielleicht wieder einmal — nach vielen, vielen Jahrhunderten oder Jahr≠ tausenden — ein Mann nach mir kommt, den gött≠ liche Weisheit mit neuer Mission betraut, so mögen ihn die fernsten Geschlechter daran erkennen, daß er die Wahrheit meiner Worte, soweit sie Weltgeist und Daimonion betreffen — denn selbstverständlich bin ich in allem Wissenschaftlichen vom Stande meiner Kennt≠ nisse und dem meiner Zeit abhängig —, bestätigt. Ge≠ nau wie ich die Großen vor mir bestätigen muß. Wie ich weiß — und jeder, der etwa nach mir kommen sollte, wiewohl ich das nicht glaube —, daß weder Luther noch Calvin eine göttliche Mission hatten in dem Sinne, daß das Daimonion sie zwang. Sie folgten nur ihrem eigenen Verstande und ihrem eigenen Gewissen.

Soweit die Morallehren, von wem sie auch aufgestellt sein mögen, sich mit dem, was ich als Sprachrohr des Weltgeistes sage, decken, sind sie richtig, soweit sie davon abweichen, sind sie falsch.

Denn was ich hier lehre, wird Maßstab sein für gut und böse, für die fernsten Jahrtausende.

Soweit ich durch unbegreifliche Gnade des Schicksals zum Sprachrohr des göttlichen Willens bestimmt, hiermit meine Mission erfülle, stehe ich über allen Gesetzgebern, allen Königen, Kaisern, Päpsten, Philosophen und Religionsstiftern, die je waren und kommen werden. Ich beuge mich vor einem Hammurabi, Moses, Konfutse, Laotse, Buddha, Sokrates, Christus, Paulus und Mohammed, und den mir unbekannten, vor ihrem Genie, vor ihrer Persönlichkeit, ich bewundere und verehre sie als Mensch und Philosoph, und ich bitte ihre Manen um Verzeihung, daß ich, ein Nichts gegen sie, berufen bin, sie zu verbessern. Aber nicht ich bin es, sondern der Weltgeist in mir, der einst auch aus ihnen sprach.

Als Privatmann und Staatsbürger habe ich dieselben Rechte und Pflichten, wie jeder andere, der dasselbe für den Staat leistet, wie ich. Als Denker und Forscher gelten für mich selbstverständlich dieselben Normen, wie für alle anderen; mein Werk untersteht der Kritik, wie jedes andere. Hier aber, wo ich nichts bin, als der Dolmetsch, die Schreibfeder des Weltgeistes, bin ich das Gute schlechthin.

Als Privatmann, Gelehrter und Staatsbürger werde ich soviel an Reichtum, Ehren, Macht und Glück zu erringen suchen, wie mir möglich ist, und wünschens-

wert erscheint, d. h. soviel, daß ich diese Güter besitze, aber nicht diese Güter mich. Als Lehrer einer neuen Moral aber werde ich Verfolgungen abweisen, so gut es in meinen Kräften steht, wie ich auch Belohnungen, von wem sie auch kommen mögen, zurückweisen werde. Denn da ich mich für das zahlen lasse, was ich leiste, und zwar so hoch wie möglich, aber nicht für das, wofür ich nichts kann, handle ich nur so richtig.

Ich sehe voraus, wie nach Jahren Tausende und Abertausende mir zujubeln werden. Aber das gilt nicht meiner Person, dem zerbrechlichen Werkzeug in der Hand des Schicksals, das mit Fug und Recht in den Winkel fliegt, wenn es seine Aufgabe erfüllt hat, das gilt dem Genialen in mir, wofür ich doch nichts kann, das gilt dem Göttlichen, dessen Einzug in mein Inneres mir bis zur Stunde noch unfaßlich ist.

Ich habe mich seit meiner Kindheit bemüht, das Gute um des Guten willen zu tun. Nur wußte ich nicht immer, was gut war, und hatte auch nicht immer die Kraft, das Erkannte zu tun. Um das Jenseits habe ich mich nie gekümmert, denn, wie schon gesagt, es war und ist mir kein Gemütsbedürfnis. Kurze Zeit bildete ich es mir mal ein, aber das war ein Irrtum. Doch es gibt sehr sehr viele Menschen, die gleich mir das Gute um des Guten willen tun wollen, und gleich mir nicht wissen, was denn eigentlich gut ist. Denen die Kraft fehlt, auch das Gute zu tun, nachdem sie es erkannt zu haben glauben.

Nach welcher Moral soll man sich denn richten? Nach der Christi? Nach welchem Satz? Etwa den Nächsten zu lieben, wie sich selbst? Wer ist denn

mein Nächster? Die Pfaffen haben darauf natürlich eine Antwort: jeder Mensch. Nun, ich habe noch keinen gefunden, der danach gehandelt hätte. Diese Sorte von Nächstenliebe haben wir ja zur Zeit der Hexenbrände, Ketzerverfolgungen, Reformation und Gegenreformation zur Genüge kennen gelernt. Erfahrungsgemäß waren die Religionskriege immer die blutigsten, und Christus, dem „Gott der Liebe" zu Ehren, sind mehr Millionen abgeschlachtet worden, als für irgendeinen Fetisch. Ich sehe voraus, daß dieselben Pfaffen, die mir predigen sogar die Feinde zu lieben, den einen Backen hinzureichen, wenn der andere geschlagen wird, mich am heftigsten verfolgen werden. Wenn sie mich oder meine Ideen lieben, ja, wenn sie diesen wenigstens Verständnis entgegenbringen, dann können sie ja gleich ihr Christentum beweisen. Wenn sie mich aber verfolgen wollen, dann ist es mir auch recht. Denn ich bin ja doch stärker, als sie alle. Natürlich nicht aus eigener Kraft, sondern durch den starken Schutz, den ich genieße und den wir Propheten alle genossen.

Überdies ist es ein offenbarer Widerspruch, die Feinde, also diejenigen, die mir nachstellen, so zu lieben, wie mich selbst. Denn dann liebe ich sie mehr wie mich. Wodurch haben sie das verdient? Christus selbst fiel es gar nicht ein, seine Feinde zu lieben, wenigstens nicht diejenigen, die ihm lästig waren: die „Pharisäer und Schriftgelehrten". Er lehrt sogar Kampf gegen die Mächtigen und Reichen. Wie wäre sonst das Gleichnis vom Kamel und „Nadelöhr", d. h. der kleinen Pforte im geschlossenen Stadttor, anders auf-

zufassen? Es ist überhaupt eine ganz unmögliche Forderung, jemand zu lieben. Das kann man tun, aber niemand kann es befehlen. Liebe muß man sich verdienen oder sie ist ein Geschenk des Schicksals. Wie es sein würde, wenn wir Christi Lehren befolgt würden, wenn die Dummen, die Krüppel, die Ausgestoßenen triumphierten, setzte ich ja in meinen „Dingen" auseinander.

Eine Zeitlang wollte ich ein guter Christ sein, natürlich ohne mich um Glauben und Kirchenlehre zu kümmern. Aber ich sah sehr bald ein, daß das nicht nur nicht möglich ist, sondern auch ein *ganz falsches Ideal*. Ich will ein *guter Mensch* sein, kein *guter Christ*, Buddhist, Mohammedaner oder sonst etwas. *Und das soll jeder.* Decken sich meine Lehren mit denen Christi oder der anderen Großen vor mir, dann um so besser; tun sie es nicht, dann kümmert es mich nicht. Die Kirche hat sich ja in der Praxis nie an die Lehren ihres Stifters gehalten: sie predigte Armut und wurde ungeheuer reich; sie lehrte „wer sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden", und strebte die Weltherrschaft an; sie triefte von Milde gegen die Armen und Ausgestoßenen und verbündete sich immer mit den Fürsten gegen diese. Sie tat noch sehr vieles Unchristliches, meines Erachtens aber sehr Verständiges. Mit andern Worten: sie predigte Wasser und trank Wein. Das kann ihr niemand übelnehmen; das täte ich an ihrer Stelle vielleicht auch, nur würde ich mich dann nicht zum alleinberechtigten Interpreten christlicher Moral ausgeben.

Daß neben der herrschenden Kirche auch stets

eine demokratische, die wahrhaft christlichen Ideale vertretende Richtung herlief, ist mir sehr wohl bekannt. Das ist ja das Wunderbare an dieser gewaltigen Organisation, daß sie es verstand, die heterogensten Dinge zu vereinigen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich ganz und gar kein Feind der Kirche bin, noch je war. Nur den Ultramontanismus, Pfaffentum und Intoleranz in ihr bekämpfe ich. Aber das ist etwas ganz anderes.

Kurz: die christlichen Ideale sind ganz ungeeignet danach zu leben. Meinen Nächsten zu lieben, wie mich selbst, ist eine Maximalforderung. Wer ihr entsprechen will, kann es tun. Ich tue es nicht, wenigstens nicht grundsätzlich.

Ich sehe schon im Geiste Ehemänner, Familienväter, Geliebte, die mich eines Besseren belehren: sie liebten ihre Frauen mehr als sich selbst. Um so schlimmer für sie. Damit erziehen sie sie zum kleinlichen Egoismus. Überdies bemänteln die Menschen sehr gern die Tatsache, daß sie willenlose Sklaven in der Hand irgendeiner Frau sind mit dieser christlichen Forderung. Die Armen! Sie kämen ja gern los, wenn sie nur könnten. Sie lieben nicht, sondern „es“ liebt in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie machen aus der Not eine Tugend. Es gehört ja zum schwersten, was es auf der Welt gibt, sich von einer großen Leidenschaft frei zu machen. Das hat mit dem Christentum gar nichts zu tun.

Falsch ist das Ideal der Selbstverleugnung. Selbst Personen, die wir und die uns lieben, vertragen sie nicht. Denn der Mensch fordert immer, was ja ganz natürlich ist, und je mehr wir bieten, desto mehr. Gewiß

kann und soll man sich in einer bestimmten Angelegenheit aufopfern, etwa für die Familie oder den Staat, aber sobald sie erledigt ist, muß man sofort wieder an sich selbst denken. In die Versuchung der Selbstverleugnung kommen ja überhaupt nur die sittlichen Persönlichkeiten, die wertvollsten Menschen. Da ist es ganz falsch, wenn gerade sie dezimiert werden, indem sie ihrem Drange nachgeben.

Es gibt auch Menschen, die ich mehr liebe, als mich selbst, aber durchaus nicht, weil ich damit einem Moralgebot folgen würde, sondern weil ich damit meinen Neigungen, meiner Veranlagung folge und solange keine höheren sittlichen Erwägungen dagegen sprechen, kann ich das ja auch ruhig tun.

Die christliche Moral ist unbrauchbar. Die Moral Nietzsches ist überhaupt keine, was sie ja auch ehrlich zugibt. Denn „jenseits von gut und böse" hört die Moral eben einfach auf, nachdem ihr Wesen die Bewertung unserer Gesinnung und Handlungen nach diesen beiden Kriterien ist. Das wäre eine Ästhetik ohne schön und häßlich. So ein Unsinn! Und das haben ihm seine Verehrer auch noch geglaubt.

Welche Moral ist also geeignet danach zu leben? Etwa die der Staaten, die doch für ihre Untertanen vorbildlich sein sollte?

Die Kants, die sich jeder Kontrolle entzieht? Ich lebe nach dem Grundsatz, immer so zu handeln, daß ich es nach Kenntnis aller Umstände billigen würde, wenn ein anderer ebenso gegen mich handeln würde. Das ist ein guter Wille. Dabei verfahre ich tunlichst nach dem Prinzip des geringsten Mittels. Keine Energie-

verschwendung! Und in meinem Berufe ist es ja wohl auch nicht allzuschwer, diesem Ideal treu zu bleiben. Aber früher hatte ich große Nöte.

Zu trennen ist die Handlung von der Gesinnung. Gut ist eine Gesinnung, ein Wille, der mir, andern, oder mir und andern Gutes erweisen will. Das ist ganz gleichwertig. In allen Fällen liegt das Bestreben vor, Werte zu schaffen.

Böse ist nur ganz allein ein Wille, der ohne mir wesentlich zu nützen, anderen zu schaden bestrebt ist, der Werte oder Güter zu vernichten trachtet, ohne irgendwelche zu schaffen. Der Inbegriff der Dummheit!

Bosheit und gemeine antisoziale Gesinnung sind nichts anderes, als Ausfluß der niedersten Intelligenzstufe, einer mehr als tierischen Dummheit, auch die Tiere tun einander Gutes, auch sie kennen den Altruismus.

Wer nicht in einem einzelnen Falle, sondern dauernd, seiner ganzen Gesinnung, seinem Charakter nach, Werte zu vernichten trachtet, andern Böses zufügen will, ohne davon selbst einen wesentlichen Nutzen zu haben, ist ein schlechter Mensch. Aber das sind ganz, ganz wenige. Sie müssen vom Erdboden mit allen Mitteln vertilgt werden. Jeder andere ist ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, wenigstens kann er es werden.

Wenn es eine jenseitige Vergeltung gibt — das ist Sache des Glaubens —, dann wird sie die Gesinnung belohnen oder strafen, den Charakter, nicht eine einzelne Tat. Das möge allen ein Trost sein, die im Leben nicht die Anerkennung, nicht den Erfolg erzielten, den

sie erstrebten, für sich, für andere, für sich und andere.
Sie alle mögen sich nicht grämen, denn das Gute re⸗
giert die Welt mit Weisheit und Kraft. Fort mit Ge⸗
wissensbissen, denn sie hindern unsere Arbeitskraft.
Wir haben es aber nicht mit dem Jenseits, sondern
mit dem Diesseits zu tun. Das Leben und die Wohl⸗
fahrt der menschlichen Gesellschaft ist auf Erden
das Gute in höchster Synthese.

Religionsgemeinschaften, Moral, Ehe und
Recht sind für die Menschen da, nicht die Men⸗
schen für diese.

Alles was der Menschheit dient, ist gut, was ihr
schadet ist böse, hier auf Erden. Und da die Moral
ein Mittel ist, das Gute, die Wohlfahrt der Mensch⸗
heit zu fördern, nicht aber dem Jenseits dient, so ist
entscheidend für den Wert eines Menschen und für
seine Handlungen, was sie tatsächlich der Menschheit
Gutes tun, ob und um wieviel sie die Energiemenge
erhalten oder vermehren. Denn beides ist gut. Schlecht
aber ist Verminderung.

Gut ist die Absicht, der Menschheit zu dienen,
aber ebensogut auch die, uns selbst zu dienen, Egois⸗
mus und Altruismus, Liebe zu mir und Liebe zu an⸗
dern, sind genau gleichberechtigt. Wir müssen es
lernen, uns so zu lieben, so klug und willens⸗
stark zu werden, daß wir, indem wir uns dienen,
auch andern dienen. Denn damit fördern wir das
Gute.

In der Menschheit ist eine bestimmte Energiemenge
investiert. Wer diese mindert, schädigt sie und handelt
unmoralisch. Werte schaffen oder erhalten, nicht Werte

zerstören ist die Aufgabe der sittlichen Persönlichkeit. Aber wir schaffen auch indirekt Werte, indem wir vernichten, was Werte zerstören würde. Auch dadurch dienen wir dem Guten.

Die Menschheit ist ein Teil der Natur und die Gesetze der Natur gelten auch für sie. Als ich noch unmündig war, hielt ich Haß, Schadenfreude, Neid, Rache, für unmoralisch. Das war ein Irrtum. Nichts Menschliches ist unmoralisch, noch moralisch, es steht, gleich den Fallgesetzen, der Elektrizität, Wärme und Licht, jenseits der Werturteile gut und böse. Erst der Gebrauch, den wir von diesen Kräften und unsern Affekten, Trieben, Gefühlen machen, ist einem Werturteil zugänglich.

Es gibt keinen persönlichen Gott, keinen Schöpfer Himmels und der Erde, nur eherne Naturgesetze. Sie und der Geist, der in ihnen waltet, sind das Gute schlechthin.

Uns alle beherrscht ein Schicksal. Es gibt keinen freien Willen, es gibt auch kein unentrinnbares Fatum. Es gibt nur eine ganz, ganz beschränkte Wahlfreiheit. Um sie ausnutzen zu können, müssen wir klug und willensstark sein. Gewissensbisse und Gewissenskonflikte lähmen unsere Energie, sie lassen den Nutzungskoeffizient unserer Arbeit sinken, darum fort mit ihnen. Fort mit der Reue, fort mit allen unproduktiven Gefühlen, nicht weil sie schlecht sind — nichts Menschliches ist schlecht, und nichts in der Natur ist schlecht, denn in ihr waltet der Weltgeist —, sondern weil sie die Chancen, das Schicksal zu mildern, indem sie uns den Gebrauch unserer Wahlfreiheit erlauben, herabsetzen.

Der Operateur handelt zweifellos sittlich, wenn er einem Patienten zum Zweck der Lebenserhaltung ein Bein amputiert. Denn der höhere Wert ist das Leben, und sein Wille ist gut. Er wird aber doch verstimmt sein, wenn der Patient stirbt. Die Ehefrau, der das Schicksal eine große Leidenschaft, unentrinnbar, be= stimmte, die ihrer nicht Herr werden kann und aus Gewissenserwägungen in der Ehe bleibt, handelt auch sittlich, wenn sie sie bricht. Sie darf sich aber nicht wundern, wenn ihr Mann mit ihrer Gewissensentschei= dung nicht einverstanden ist, sie womöglich umbringt. Der Patriot, der als Republikaner seinem Gewissen folgend, gegen die monarchische Staatsordnung agitiert, handelt auch sittlich, aber er darf sich nicht wundern, wenn der Staat ihn hinter Schloß und Riegel setzt. So wenig wie sich einer wundern darf, wenn der Staat ihn jetzt, solange unsere Gesetze noch so schlecht sind, um eines Meineides willen, den er aus den lautersten Motiven schwor, einsperrt. Das ist ja alles ganz klar. Aber die Folgerungen daraus zu ziehen, scheint nicht so einfach zu sein.

Mit dem guten Willen kommen wir nicht aus. Weder Moses, noch Kant, noch Christus, noch sonst ein Morallehrer gibt befriedigende Auskunft über mein Verhalten.

Über das Moralgesetz, das das Daimonion mir in so wunderbarer Weise diktierte, habe ich natürlich sehr viel nachgedacht. Muß es nicht eine heillose Ver= wirrung anrichten, wenn ich den Leuten sage, sie sollen sich um ihr Gewissen nicht kümmern? Der Sinn ist ja ganz klar: werdet edle Menschen und kümmert euch

insofern nicht um das Gewissen, als es eure innere Freude lähmt und damit die Chancen, das unentrinnbare Schicksal da und dort zu mildern, herabsetzt. Ihr seid auch anständige Menschen, wenn ihr kleine Verstöße gegen das Gewissen gemacht habt. Kümmert euch nicht darum! Aber wenn man dem Gesindel sagt: seid edle Menschen! dann lachen sie uns ja aus. Das haben sie ja immer gewußt, aber nicht getan. Sie müssen noch lernen, daß Noblesse der Gesinnung, ein Streben sich durchzusetzen, aber dabei andern möglichst zu helfen, sie, außer in Notwehr, keinesfalls mehr zu schädigen, als unbedingt nötig ist, einen außerordentlich praktischen Wert hat, ihnen selbst am meisten nützt, die beste und feinste Form der Selbstliebe darstellt. Alle Morallehrer, wir alle, alle wollen und müssen die Menschen besser und mit ihrem Lose zufriedener machen, ihnen die vielen Leiden und Mühen des Lebens erleichtern helfen.

Zudem kommt selbstverständlich die Abgewöhnung des Gewissens, d. h. der Gewissensbisse nur in Frage für Personen, die auf dem Standpunkt der Selbstverantwortung stehen. Niemand kann uns von unserm Gewissen entbinden. Das ist eine verhängnisvolle Irrlehre der Kirche, aber die logische Konsequenz der Gesetzesmoral. Das ist der Fluch des Jesuitismus, dieser Inkorporierung der Unmoral.

Wenn ich den Leuten sage: handelt immer mit einem Mindestmaß an Mitteln, um eure Energie nicht zu verschwenden, denn sonst handelt ihr gegen euch selbst unsittlich, und tut den andern nie mehr übles, als in eurem Interesse unbedingt nötig ist, denn sonst

handelt ihr unsittlich gegen diese, dann ist das ja noch schwerer zu erfüllen, als alle andern Morallehren. Dadurch sinkt dann noch mehr der Nutzungskoeffizient der Arbeit, es gibt noch mehr skrupelhafte Menschen — und wer sich Gewissensskrupeln macht, ist immer ein sittlich strebender Mensch und darum ein höherer Wert als andere —, und statt Freude in die Welt zu tragen, helfe auch ich mit, ein Trauerhaus daraus zu machen.

Man muß sich darüber klar sein: Wie es Dispositionen gibt, die sich vererben — etwa solche zu Gicht —, so gibt es auch Merkmale, die sich direkt vererben, etwa Sechsfingrigkeit. Genau so teilt das Schicksal uns Unentrinnbares zu und anderes wieder, das sich mildern läßt. Das können wir aber nur, wenn wir intelligent und willensstark sind. Das werden wir aber durch Freude, während Reue usw. uns lähmen. Darum will das Daimonion ganz offenbar dazu verhelfen, die ganze Menschheit in jene behagliche Stimmung der seelischen Heiterkeit zu versetzen, die jeder Geistesarbeiter zur vollen Ausnutzung seiner Arbeitskraft braucht. Und wie wir nach Tisch besser gelaunt und zu humanen Handlungen disponierter sind, als mit leerem Magen, so sind wir auch in freudiger Stimmung eher geneigt, gut zu handeln, als wenn wir verärgert oder verbittert sind. Wenn ich also ganz ohne mein Wissen und Wollen hier zum Religionsstifter oder Morallehrer werde, und die Pflicht habe, Freude in die Welt zu tragen, dann geschieht es natürlich gleichzeitig in der Absicht, die Sitten zu mildern, die Menschen besser, hilfsbereiter, humaner zu machen.

Andrerseits sind wir Menschen aber nur ein Teil der Natur, für uns gelten genau die gleichen Gesetze, wie für das Weltall. Hier aber tobt der Kampf ums Dasein, der erbarmungslos den Schwachen vernichtet. Denn Fortschritt heißt das Ziel, höhere Vervollkommnung. Ich weiß darüber mehr, als ich sage, denn ich sah den Weltgeist! Das möge man nie vergessen. Und wie die Stoiker ein naturgemäßes Leben fordern, auch das was gemeinhin böse genannt wird, als unentbehrlich zur Vollkommenheit des Kosmos erachten, nur in naturwidriger Unvernunft ein Übel erblicken, so ist es auch oder doch ganz ähnlich. Nichts in der Welt ist ohne Zweck und Vernunft, alles mit wunderbarer Weisheit eingerichtet, mit verehrungswürdiger Gerechtigkeit. Nur die Menschen haben es sich viel zu schwer gemacht, gut und glücklich zu werden, viel zu schwer, jeder sich selbst und jeder dem andern.

Kampf ist in der Natur, überall. Die Erde gehört dem Starken und nur ihm von Rechts wegen. Gut ist nur Stärke, schlecht ist Schwäche. Stärke des Körpers (Gesundheit), Stärke des Intellekts (Weisheit), Stärke des Willens. Richte ich diese gegen mich, dann habe ich Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, christliche Tugenden, richte ich sie gegen andere, dann aber jene Stoßkraft, die zum Vorwärtskommen, zur Beseitigung von Widerstand, unentbehrlich und unwiderstehlich ist, wenn das Ziel richtig gewählt wurde. Christus betont viel zu einseitig die gegen uns selbst gerichtete Energie und fordert deren Verbrauch in Selbstbekämpfung, statt nach Lage des Falles auch die Vernichtung des Gegners zuzulassen. Freude aber erhöht die Energie.

Der Vorgesetzte erreicht am meisten, der die Freude zum Dienst zu wecken und wachzuhalten weiß. Im Berufe leisten wir nur etwas, wenn wir ihn mit Freude ausüben. Das weiß ja jeder.

Aber wir sind doch Menschen, bald schwach, bald stark, bald intelligent, bald dumm. Nur Individuen, die zu wenig Intelligenz besitzen, um das für sie selbst Richtige zu lernen, und zu wenig Willenskraft, um das richtig Gelernte oder Erkannte durchzuführen, und dadurch in wesentlicher Weise die menschliche Gesellschaft schädigen, d. h. gemeine Seelen, rohe, bestialische Menschen oder auch arme Geisteskranke müssen ausgemerzt werden. Ihre Gesinnung bei der einzelnen Tat kommt dabei ganz in zweiter Linie. Denn das Gute wollen wir, mit Ausnahme weniger Verbrechernaturen, ja alle. Die einen nur für andere, die anderen, was für sie gut ist. Und nachdem der Egoismus genau so berechtigt ist, wie der Altruismus — denn ohne Individuen gibt es keine Art —, ist auch das eine gute Gesinnung. Die Gesellschaft hat darüber zu entscheiden, ob sie ein Mitglied behalten oder ausstoßen will. Aber sie muß weit milder urteilen. Es ist eine Experimentalaufgabe, wie weit die Milde gehen darf, ohne dadurch das Gute — und das ist die Wohlfahrt der Menschheit, und in ihr die der Kulturstaaten in erster Linie — zu schädigen, die notwendige Selektion zu unterbinden.

Gut können wir nur einen Willen, eine Gesinnung nennen, und die zu prüfen ist fast immer unmöglich. Ich würde fast jeden freisprechen, denn wenn sogar ein Mann wie ich sich so irren kann, wie wir das sahen, dann kann es ein anderer erst recht, und es ist

Anmaßung, sich in Gewissensdingen ein kompetentes Urteil zuzutrauen. Wo man allerdings auf notorisch antisoziale Gesinnung stößt, bei Anarchisten und gemeinen Verbrechernaturen, boshaften, rohen, ohne eigenen Nutzen und Zwang, nur auf Wertvernichtung ausgehende Individuen, dann muß man mit barbarischer Härte vorgehen. Aber dazu wird man sehr selten Gelegenheit haben. Selbst dieser Auswurf der Gesellschaft handelt im Grunde nur sehr dumm und sehr willensschwach. Denn das wird doch wohl höchste Dummheit sein, die menschliche Gesellschaft, unser aller Mutter, absichtlich zu schädigen!

Entzieht sich also die gute Absicht fast immer unserer Kontrolle, so doch keineswegs die gute Tat. Die menschliche Gesellschaft kann jeder Person nur den Wert zuerkennen, den sie für sie hat. Wer mit dem Äquivalent, das die Gesellschaft ihm bietet, nicht einverstanden ist, kann sich ja ein größeres nehmen — wenn er dazu genug Intelligenz und Willenskraft besitzt — sonst soll er auf ein besseres Jenseits hoffen. Das mag jeder nach eigenem Ermessen tun.

Die Moralisten lehren: „Rache, Schadenfreude, Haß, Ärger, Zorn sind unmoralisch." Das ist nicht wahr. Nichts Menschliches ist unmoralisch. Der Staat fordert, wir sollten im Kriege den Feind hassen, ihn zu vernichten suchen. Also lehrt er etwas Unmoralisches? Er feiert seine Siege. Ist das nicht Schadenfreude? Er vernichtet die Verbrecher. Ist das nicht Zorn und Rache? Wie kann der Staat, die Gesamtheit, fordern und selbst tun, was sie jedem Einzelnen verbieten? Und dabei ist doch fast jedem der persönliche Feind

viel gefährlicher, verhaßter, als der politische Gegner, der Feind im Kriege! Und was tut der Weltgeist? Er vernichtet alles Schwache, läßt den Kampf ums Dasein toben. Unmoral?

Welch ein Unsinn ist diese Moral der Tugendbolde! Welch ein Unsinn! Wenn der Weltgeist alle diese Gefühle unserm Herzen einpflanzte, so wird er wohl besser gewußt haben, was er tat, als wir armseligen Menschen.

Kein Gefühl ist unmoralisch, gar keins: nicht Haß, nicht Rache, nicht Zorn, Neid oder Schadenfreude. Gar keines. Das sind alles törichte Phrasen. Es gibt auch gar keine Tat, die an sich unmoralisch wäre. Erst die begleitenden Umstände machen sie dazu: die Tendenz, in der sie erfolgte und das Resultat.

Der Schwache, der Verschwender oder der Leichtsinnige muß von Stärkeren, Sparsameren, Ernsteren vernichtet werden. Nicht der Dumme, der Krüppel, der Schwächling, führt den Fortschritt herbei. Nur der Kluge, Starke, Gesunde, der Arbeitsame und Sparsame. Nur diese dienen der Gesamtheit. Die andern mögen sich mit dem Himmel trösten. Hier auf Erden haben sie nur soviel Daseinsberechtigung, als die Wertvollen, d. h. die Starken ihnen einräumen.

Christus wußte das natürlich genau so gut, wie ich es weiß. Aber er wollte die trösten, denen das Leben so wenig bietet. Eine edle und große Absicht. Das gemeine Volk mag nach wie vor glauben, was Christus lehrt. Ich wende mich als Mann zu Männern, und die müssen die Wahrheit vertragen können, wie ich es ja auch kann.

Er stammte zudem als uneheliches Kind und Pflege-sohn eines Zimmermannes aus armem Milieu, hatte wohl durch reiche Ausbeuter viel zu leiden gehabt und verabscheute deshalb den Reichtum.

Kampf ist die höchste Moral. Kampf aller gegen alle. Er allein verbürgt den Fortschritt, dient dem Guten. Er allein macht klüger und willensstärker, er märzt den Ballast aus, die Drohnen und die Trägen, die Faulen und Dummen und Schwachen. Darum liebe ich den Kampf, er ist mir Lebensbedürfnis. Ich halte ja schon den Sieg in den Händen: denn ich handle willensstark und klug, rein gefühlsmäßig, ohne jede Überlegung, indem ich mich bestrebe, möglichst nobel zu handeln, „edel". Denn eine edle Tat ist immer zugleich klug und energisch. Ich spare also weit mehr Energie, wenn ich möglichst anständig und nobel handle, als wenn ich meinen Verstand besonders anstrenge.

Aber was ist edel? „Liebet eure Feinde", wird man mir antworten. Das was Christus uns gelehrt und vorgelebt hat.

Nein, das ist nicht edel, das ist falsch, spricht den Naturgesetzen Hohn. Edel ist eine Handlung, die mit geringstem Energieverbrauch mich und andere möglichst wenig schädigt. Die nicht unnütz Werte zerstört. Mehr schafft, als vernichtet. Die dem Wollen des andern Rechnung trägt, ihn schont, soweit es an-geht, auch dem Gegner Brücken baut.

Steht mir ein Konkurrent im Wege, so handle ich sittlich, wenn ich ihn im Kampf ums Dasein beseitige, mit den mildesten Mitteln beginnend, vor seiner Ver-nichtung nicht zurückschreckend. Wer Sieger bleibt,

hat den Beweis geliefert, daß er der höhere Wert war, die größere Energie verkörpert. Aber ich würde unsittlich handeln, wenn ich den anderen um seine Existenz bringe, wenn ich ihn auch auf mildere Weise unschädlich machen könnte. Ich bin ein konsequenter Egoist, und das soll jeder sein. Ich will mir nützen, nur mir, und überlasse es der Gesellschaft, ob sie mich behalten oder ausstoßen will. Und so soll jeder denken.

Wenn ich mir Reichtum erwerbe, und ihn nur für mich behalte, so ist das mein gutes Recht und durchaus sittlich gehandelt, denn der Reichtum ist ein Äquivalent für Leistungen, auch der ererbte, dann eben für Leistungen meiner Vorfahren. Wenn ich aber, ohne selbst einen wesentlichen Vorteil zu haben, andere um ihr Hab und Gut bringe, so handle ich unsittlich.

Ich begehre, wenn ich es irgend einrichten kann, niemals etwas für mich allein, sondern denke bei allem, was ich tue: ich will Freude haben und bereiten, es soll mir nützen und anderen. Ich habe das als sehr praktisch erprobt. Diese anderen sind selbstverständlich zunächst meine Familie und nächsten Freunde und Freundinnen, in anderer Beziehung ist es bei mir der Staat — der aber z. B. in Vermögensfragen selbstverständlich hinter der Familie zurücktreten muß —, in anderen, soweit das Daimonion in Frage kommt, die Menschheit. Ich handle so natürlich aus Egoismus, weil mir weder eine Flasche Sekt, die ich allein trinke, Freude macht, noch eine Reise oder ein Naturschauspiel. Aber ich weiß, daß dieser Egoismus, wenn er allgemein geübt würde, die Menschen besser und glücklicher machen würde, und daß er, wenn es ein

Jenseits gibt, der richtige Weg ist, um dort wohl zu bestehen.

Und wenn ich goldene Brücken baue, nur im Notfalle dem andern ein größeres Übel zufüge, als es sein muß, ein stärkeres Mittel anwende, so geschieht es, weil in der Notwehr auch der Wurm sich krümmt, der Hase tapfer wir, und ich mir nicht unnötig das Leben erschweren will.

Die höchste Legitimation der Staaten ist ihre Macht, die in ihnen gebundene Energie; dasselbe gilt von den Individuen. Der beste Mensch ist jener, der den gesundesten und stärksten Körper vereint mit der größten Kraft des Geistes, des Gemüts und des Willens. Wie die Großmacht mehr fordern darf, ja muß, als der Kleinstaat, so der starke Mensch mehr als der Schwächling.

Die Moral der Zukunft deckt sich mit Politik und Kriegsführung unserer Kulturstaaten. Fortiter in re, suaviter in modo. Nur um die höchsten Werte, nur um Fragen der Existenz kämpfen, dann aber, bis der Wille der andern gebrochen ist. Wie Kraft die letzte Legitimation des Staates ist, so auch die der Person. Und wie die Staaten als Glieder der Menschheit gegenseitige Verpflichtungen haben neben der Konkurrenz, neben dem Daseinskampf, so jeder von uns.

Die Erde gehört dem Starken, dem Starken im Körper, im Geiste und im Willen, dem Starken im Denken und in der Phantasie, kurz: die Erde gehört den Personen und Staaten, die die größte Energie besitzen. Sie sind die wertvollsten. Ich will Macht, will die Menschen beherrschen, oder

doch zum wenigsten meine Umgebung. Da niemand andere beherrschen kann, der sich nicht selbst im Zaume zu halten vermag, ist Selbstbeherrschung eine der wichtigsten und schwierigsten Tugenden. Wer im Leben Erfolg erzielen will, darf in einer wichtigen Frage niemals gegen sie verstoßen, weil eine einzige unüberlegte, impulsive Handlung vielleicht ein in Jahren errichtetes Gebäude umwirft, wohl aber kann er seinem Temperament durch gelegentliche Äußerungen des Ärgers oder Unwillens nachgeben. Wer so zimperlich ist, daß er eine gelegentliche Grobheit eines Vorgesetzten nicht ruhig hinzunehmen vermag, der soll Pfarramtskandidat oder Klosterbruder werden, und wer zu empfindsam ist, um die Schläge des Schicksals, die gewaltsamen Eingriffe in unser Leben, unsere Gesundheit usw. hinnehmen zu können, der ist ungeeignet im Kampfe ums Dasein.

Andererseits hat auch die Forderung der Selbstbeherrschung ihre Grenzen. Wer jemand in flagranti bei seiner geliebten Frau trifft, und ihn oder beide umbringt, handelt unter Umständen ganz recht. Denn da die Liebe die gewaltigste Leidenschaft ist, kann man es niemand verübeln, wenn er sich ihr gegenüber, wo er im Recht ist, zu einer Gewalttat fortreißen läßt. Unsere Gesetze fordern da viel zu viel.

Liebe ist die hochwertigste Energieform; Haß ist ihre tiefste Entwertung; Freude ist das beste Mittel zur Steigerung unserer Energie: Ärger ist entwertete Freude.

Es ist ja eine physikalische Tatsache, daß die Wärme zur Kälte sinkt, Kälte aber nicht von selbst zur Wärme wird, daß ein Gefälle Voraussetzung der Arbeitsleistung

ist. Anders ausgedrückt: die Entropie gilt nicht nur in der physikalischen, sondern auch in der moralischen Welt. Ärger, Neid, Mißgunst, Schadenfreude, Haß sind solche entwertete Energieformen, Freude, Mitgefühl, Liebe, aber hochwertige. Aber unmoralisch ist nichts Menschliches.

Wohl aber ist es unmenschlich und unmoralisch, wenn ich schlage oder gar töte, wo ein höfliches Wort genügt, den Gegner aus dem Wege zu räumen, weil ich damit meine Energie konsumiere, und zugleich die seine. So gern ich gegen Ideen die Offensive ergreife — denn ich liebe den Kampf —, so bin ich grundsätzlich gegen Personen lieber in der Defensive, was aber selbstverständlich Offensivstöße nicht ausschließt, ja oft erfordert. Denn in der Verteidigung brauchen wir durchaus nicht so zimperlich in der Wahl der Mittel zu sein. Ich möchte niemand mehr Böses zufügen, als in meinem persönlichen und in der von mir vertretenen Sache Interesse unbedingt erforderlich ist. Tue ich es doch, dann ist das aber meine Sache, denn der andere kann sich wehren.

Ritterlichkeit, Schonung der Schwachen, ist eine herrliche Tugend, aber sie birgt die große Gefahr, dadurch unnötigen Ballast der menschlichen Gesellschaft mitzuschleppen. Gewiß müssen wir manche Härten der Natur mildern durch Heilkunst, Unterstützungen usw., aber den Selektionsprozeß dadurch aufzuheben, ist falsch. Unser Gewissen ist in dieser Hinsicht viel zu sehr überfeinert, zu zimperlich.

Selbst in der Liebe unter Gatten und Liebesleuten ist Ritterlichkeit nicht ungefährlich. Der andere fordert

leicht als sein Recht, was ich ihm als freiwilliges Opfer bringe, und seine Bedürfnisse und Ansprüche wachsen in weit schnellerer Progression, als meine Mittel sie zu befriedigen. Die Erfahrung lehrt, daß das Weib nur den Mann dauernd liebt, dessen Überlegenheit, d. h. größere Energie sie anerkennt. Ritterlichkeit wird sehr leicht als Schwäche gedeutet, und nicht als gegen sich selbst gewandte Willenskraft. Besser ein Haus=tyrann, als ein Pantoffelheld, wenigstens in wichtigen Fragen. Die Erfahrung lehrt, daß es leichter ist, eine Armee zu regieren, als eine Frau, die man liebt. Wer das aber nicht kann, dem geschieht es recht. Er tröste sich nicht mit der Unwahrheit, daß er sie aus Selbst=verleugnung mehr liebt, als sich selbst, bilde sich nicht ein, er sei ein edler Mensch. Er ist schwach, er kommt von ihr nicht los und die starke Persönlichkeit muß das können, wenn sie will. Das ist nicht Güte, das ist Gutmütigkeit, d. h. Schwäche. Wer nicht recht=zeitig erbarmungslos gegen Launen und unbillige For=derungen ist, wird leicht dauernd den kürzeren ziehen. Die Liebe und die Klugheit fordern ganz von selbst, daß man desto entgegenkommender in unwichtigen Dingen ist, und so viele harmlose Freuden bereitet, kleine Wünsche erfüllt, wie nur irgend möglich.

Auch Mitleid ist keineswegs so ungefährlich, wie viele glauben. Ganz abgesehen davon, daß es den Selbstbewußten außerordentlich kränkt, weil es doch der Geringschätzung ziemlich verwandt ist, kann im Mitleid eine große Grausamkeit liegen. Ich will keinen Arzt, der aus Mitleid eine Operation unterläßt, weil er mir keine Schmerzen bereiten will, vor einem Ein=

griff zurückschreckt. Ich will einen, der mir eine brandige Stelle herausschneidet, und dabei ins gesunde Fleisch operiert, besser zu viel, als zu wenig. Denn er soll mir Gutes tun, das Gute ist aber in diesem Falle Heilung der Krankheit und Wiederherstellung der Gesundheit.

Ich will möglichst viel von meinem Leben haben, nach jeder Richtung, darum vermeide ich unnötigen Ärger. Den machen uns natürlich am meisten unsere persönlichen Feinde, darum mache ich mir wohl Gegner, soviel als nötig, aber ich vermeide Feindschaften. Kann ich mir aus einem Feind einen Freund machen, so ist mir das angenehm, denn Freunde kann man immer brauchen.

Nun machen wir uns am meisten Feinde, wenn wir andere unnötig schädigen, beleidigen oder kränken. Bringt mir das einen wesentlichen Vorteil, dann tue ich es natürlich, denn der andere kann sich ja wehren, aber meistens werde ich es vermeiden.

Ich bin Egoist und liebe mich selbst ganz außerordentlich. Ich tue auch grundsätzlich nur, was mir Freude macht, und wenn es anderen keine Freude macht, wenn es sie ärgert oder schädigt, dann ist mir das gleichgültig. Sie können sich ja wehren. Und wenn sie zu schwach dazu sind, um so schlimmer für sie. Mars mihi lex. Mir kommt es nur darauf an, mit einem Minimum an Energie ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Und wie ich soll jeder denken und handeln!

Deshalb war die „edle“ Handlung am 23. Dezember ein Unsinn, ein Verbrechen an mir selbst. Was hätte ich mit all der Energie anfangen können, wenn ich nicht so dumm gewesen wäre, „edel“ sein zu wollen!

Ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn ich nicht grundsätzlich mich um das Vergangene nur kümmern würde, insofern es mir angenehm ist, und daher nichts bereue. Ich hätte mir dieses Buch längst von der Seele geschrieben, denn so gut ich in der Woche seit dem 16. Dezember, neben mancherlei Korrespondenz, etwa acht Druckbogen schrieb, so wäre es auch weitergegangen. Ich will und muß Werte schaffen, keine Gefühle unnötigerweise heraufbeschwören. Wir sind nicht dazu da, um glücklich zu sein, sondern um dem Guten zu dienen. Das Gute für den Schaffenden ist aber seine Arbeit und Arbeitskraft. Seelische Erschütterungen sind schmerzhaft und unangenehm. Das Leben bringt deren genug, ganz gegen unseren Willen, da sind wir Narren, wenn wir uns auch noch künstlich welche machen.

Und wenn ich den beiden Beteiligten unrecht tat, so hätten sie besser den Schein wahren und vorsichtiger in der Wahl der Mittel sein sollen. Ich will keine gute Gesinnung, an deren Folgen ich fast zugrunde gehe. Ich würde vorkommendenfalls lieber einem Dutzend Menschen unrecht tun, als mich wieder solchen Erschütterungen auszusetzen. Die können sich ja ihrer Haut wehren, wie ich es auch tue. Nicht für die Geschäfte anderer sind wir da, sondern für unsere eigenen.

Verzeihen, d. h. auf Rache verzichten, würde ich in einem genau gleich gelagerten Wiederholungsfalle, ja wieder, aber nicht um der anderen willen, sondern weil ich meine Energie besser gebrauchen kann, als dazu, andere zu schädigen. Ich will mir nützen, aber nicht anderen schaden, denn das bringt mir ja

keinen Vorteil. Und wenn ich, indem ich mir nütze, auch zugleich anderen nütze, dann um so besser. Denn der eine oder andere wird mir dafür dankbar sein, mir Angenehmes erweisen, mir Freude machen oder mich auch materiell entlohnen. Andererseits war es für mich, der ich in meiner Mission alles kennen lernen muß, ganz gut, daß ich so handelte. Aber ich werde es nie wieder tun, und warne jeden, mir darin nachzuahmen!

Ich habe Charaktere kennen gelernt, die immer berechnen: jedes Lächeln und jeden Händedruck, jedes freundliche Wort und jeden Pfennig, alles, alles. Sie machen auch immer Profitchen. Für ihre Charakter-anlagen können sie nichts, sie bestimmte ihnen das Schick-sal, wie mir den meinen. Aber ich fand, daß sie in der Lebensbilanz schlechte Geschäfte machten, alle. Denn sie finden immer Personen, die noch besser rechnen können, und wenn sie mit diesen zusammenstoßen, dann ziehen sie den kürzern, trotz Lügen und Berech-nungen.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß eine an-ständige, noble Handlung mir immer am meisten ge-nützt hat. Statt mir zu überlegen: wie handle ich jetzt möglichst klug und willensstark, handle ich immer mög-lichst anständig. Und ich bin mit dem Erfolg zufrieden.

Aber falsch ist der Edelmut des Christen, ganz falsch. Nicht dem Dummen, dem Schwachen, dem Kranken gehört die Erde, sondern dem, der klug ge-nug ist, um unterscheiden zu können, wann er seine Willenstärke gegen sich, wann gegen andere richten muß. Falsch ist Selbstverleugnung, falsch Demütigung, falsch ist Armut, falsch ist das Ideal

Christi, „liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen“. Das ist Sklavenmoral.

Ich will mir dienen, nur mir, und das soll jeder. Mich liebe ich und alles was mir angenehm und nützlich ist. Und jeder soll dasselbe tun. Wenn ich damit zugleich anderen diene, dann um so besser, wenn nicht, dann ist das die Sache der anderen und kümmert mich nicht. Ich bemühe mich auf mein Gewissen möglichst wenig Rücksicht zu nehmen. Und das soll jeder.

Wir sind nicht auf der Erde, um glücklich zu sein — sonst möchte man ja oft den Stein beneiden, und daß der Stein nicht vollkommener ist, als wir, ist doch klar —, also ist Glück nicht Sinn und Zweck des Lebens. Sinn und Zweck des Lebens ist das Gute, sonst nichts. Gut ist alles, was mir dient, was mir angenehm und nützlich ist, mir Freude macht. Gut ist meine Absicht, mir zu nützen, gut ist eine Handlung, die mir nützt. So soll jeder denken. Die andern werden sich schon ihrer Haut wehren, wenn es ihnen nicht paßt. Und wenn sie dazu zu schwach sind, dann mögen sie dem Schicksal grollen, aber nicht uns Starken. Kampf aller gegen alle ist die höchste Moral. Denn nur durch den Kampf werden wir klüger und stärker. Und das wollen wir doch. Wer es aber nicht will — und das möge jeder nach Gefallen einrichten —, der soll nur dümmer und schwächer werden und sich treten lassen. Er hat es nicht besser verdient.

In Verkennung des wahrhaft Guten, d. h. einerseits der Harmonie zwischen unserer Wohlfahrt und der der Allgemeinheit, andererseits unserer Überein-

stimmung mit der Natur, fordern wir oft von uns und andern zu viel.

So gehört zu den ganz unbilligen Forderungen, daß die Frau des impotenten oder relativ impotenten Mannes zur Treue verpflichtet ist. Wenn auch die eheliche Treue der Frau, mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Empfängnis, und aus gefühlsmäßigen Erwägungen, ein viel höherer sittlicher Wert ist, als die des Mannes, so ist sie doch nicht der absolut höchste. Das muß jede mit ihrem Gewissen abmachen, darf sich aber nicht wundern, wenn der Mann mit ihrer Gewissensentscheidung nicht einverstanden ist. Nicht die Ehe, sondern die großen Leidenschaften bestimmt uns das Schicksal. Andererseits sind die Ehe, die Familie, das gegenseitige Vertrauen so hohe Güter, daß sie besser geschützt werden müssen.

Der Mann, der seine Frau nicht befriedigen kann, ohne sich von ihr trennen zu wollen, muß ihr einen Geliebten oder eine Geliebte konzedieren. Unsere Gesetze, die die eheliche Treue von Ehemann und Ehefrau gleich bewerten, tun dem Manne unrecht, während sie anderseits die Frau schädigen, wenn sie von ihr fordern, jahrelang einem kranken und impotenten Manne treu zu bleiben. Um die Freuden der Liebe uns zu bringen, hat keine Instanz der Welt ein Recht. Jeder Ehegatte muß die Möglichkeit haben dem andern die volle Wahrheit zu sagen. Unser ganzes Leben besteht aus Kompromissen und Alternativen. So mag Reichtum, Ansehen, Sorglosigkeit mancher jungen Frau an der Seite eines alten Mannes ein Äquivalent für die Freuden der Liebe sein. Für andere ist das nicht so.

Nur freie Vereinbarung der Gatten und ehrliche Wahrung der getroffenen Abmachungen ist hier die Lösung.

Eine sexuelle Moral gibt es nicht. Aber die Familie ist das Fundament des Staates; andererseits sind wir gegen die großen, uns vom Schicksal bestimmten Leidenschaften fast wehrlos. Frauen mit großen und schnell wechselnden Leidenschaften sollen eben nicht heiraten. Wieviele rechnen sich als Verdienst an, was nur glückliche Veranlagung ist!

Die Zukunftslösung ist, daß nicht nur der Mann gleichzeitig mehrere Frauen heiraten darf, womit dem Erlöschen hochgezüchteter Familien vorgebeugt und zugleich für eine natürliche Verteilung großer Reichtümer gesorgt ist, sondern unter gewissen Beschränkungen die Frau auch gleichzeitig mehrere Männer. Das ist der freien Vereinbarung der Ehegatten zu überlassen. Die Gesetze haben in erster Linie für die Kinder zu sorgen. Da in der Regel die Männer sehr eifersüchtig sind, dürfte Polyandrie in der Praxis selten sein. Überdies gibt es ja auch mehr weibliche Individuen, als männliche. Auf alle Fälle soll der Staat sich in Zukunft nicht mehr in sexuelle Dinge mischen, wenn nicht Notzucht oder Mißbrauch Unmündiger vorliegt. Er hat der ersten Gattin gewisse Rechte einzuräumen und im übrigen erst einzugreifen, wenn ihm aus einem Gewährenlassen nennenswerte Nachteile erwachsen.

Menschen, die ihrer Veranlagung und ihren Neigungen nach der Gesellschaft und dadurch auch sich selbst wesentlich schaden, denen die Intelligenz fehlt, das Gute zu erkennen und die Willensstärke, das erkannte Gute auch auszuführen, die bewußt und ab-

sichtlich Werte zerstören, ohne welche zu schaffen, oder auch unbewußt beträchtliches Unheil anrichten, sind schlecht und müssen aus der menschlichen Gesellschaft ausgemerzt werden. Aber sie sind überaus selten. Die Ausmerzung aber ist Sache der Gemeinschaft. Jeder von uns hat nun für sich selbst zu sorgen.

Menschen aber, die immer das Gute erkennen, und immer stark genug sind, es auch zu tun, sind vollkommen gut, aber wohl noch seltener. Ich bin dazu nicht fähig, und habe auch noch niemand kennen gelernt, der es wäre, nicht in der Vorzeit und nicht in der Gegenwart.

Als Gewissensrichter — ein Amt, das zu übernehmen ich mich wohl immer weigern würde — ist für mich der gute Wille, die Absicht dem Guten, der Allgemeinheit zu dienen, entscheidend. Aber als Patriot frage ich: was hat er denn tatsächlich dem Staat genützt? Als Wissenschaftlicher: was der Wissenschaft? Als Kaufmann: was hat er denn verdient? Als Arzt: wen hat er denn gesund gemacht? usf.

Überlassen wir ruhig das Urteil über die Absicht dem Gewissen des Angeschuldigten. Es möge ihn belohnen für Verfolgungen, die er erleidet, bestrafen aber für Übeltaten, die sich einer gerechten Rache entzogen. Ist er gläubig, dann möge er auf eine jenseitige Vergeltung hoffen. Wir auf der Erde haben uns nur um die Wohlfahrt der Menschheit zu kümmern. Befleißigen wir uns der denkbar größten Milde, denn jeder von uns irrt unausgesetzt, und wir können als anständige Menschen einem andern nicht vorwerfen, was wir selbst tun. Erbarmungslos aber müssen wir gegen die ganz wenigen

Individuen sein, die notorisch der Gesellschaft in beträchtlicher Weise schaden. Sie wollen sich nützen, genau wie ich es will, aber sie schaden. Darum fort mit ihnen.

Das Gute, das eine Person leistet, ist eine Komponente aus Absicht und Erfolg. Will einer das Beste, ohne es erreichen zu können, so mag er sich mit seiner Absicht trösten, aber die Unzulänglichkeit seiner Mittel, d. h. seine Schuld, daß er sie überschätzte, nicht außer acht lassen. Hat einer in böser, antisozialer, Absicht etwas Gutes geleistet, dann wird sein Gewissen ihn strafen für den Lohn, den er materiell einheimst. Mich macht es am glücklichsten, wenn ich möglichst vielen Menschen möglichst viel Freude bereite, ihnen möglichst viel Gutes tun kann. Andern macht es eine gleiche Freude, möglichst vielen Menschen Leiden zu bereiten. Für unsere Veranlagungen können wir nicht viel. Aber während die Gesellschaft uns belohnen muß, wenn es uns gelang, unsere Absicht zu verwirklichen, muß sie die anderen bestrafen, wenn sie ihre verbrecherischen Gelüste in Taten umsetzen.

Würde denn ein einziger Mensch sich für das Vaterland totschießen lassen, wenn die Klugheit — aber nicht die Klugheit des Herrn Ameier, sondern die der größten Denker — ihm nicht sagen würde, daß er so handeln muß? Wer soll es denn tun, wenn nicht du und ich? Wie kann ich von einem andern fordern, was ich selbst nicht leiste? Er wäre ja ein Narr, wenn er mir aus freien Stücken folgen würde! Ich bin aber klüger und energischer als meine Untergebenen — oder sollte es doch sein —, und darum zwinge ich sie. Und ich habe

die sittliche Legitimation, denn der Staat ist ein höherer moralischer Faktor, als der Herr X. Und wenn Herr X. nicht pariert, und ich halte es unter Berücksichtigung aller Faktoren für notwendig, dann erschieße ich ihn und fünfhundert mit ihm. Und wenn ich den Unrechten erwische, so kann ich das auch nicht ändern. Sie können sich ja wehren, wenn sie es für richtig halten.

Die höchste Moral ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie du mir, so ich dir. Ich gebe, damit du gibst. Ich behandele die Leute so, wie ich behandelt werden will. Ich liebe mich, darum liebe ich meinen Nächsten, denn ich brauche ihn ja immer, Tag und Nacht. Das ist alles dasselbe. Aber Liebe ist die hochwertigste Energieform, Haß die entwertete. Darum hüte sich ein jeder aus praktischen Erwägungen vor dem Haß! Vor Rache, Ärger, Zorn. Aber unmoralisch sind diese Gefühle nicht.

Der Inhalt steht über der Form. Der höchste Inhalt ist die Wohlfahrt der Menschheit.

Christus lehrt: wer gegen ein Gebot verstößt, verstieß gegen alle. Ich aber lehre: wer in einem Dilemma ein Gebot erfüllt, erfüllt alle!

Christus lehrt: liebe deinen Nächsten wie dich, ja mehr wie dich selbst. Ich aber lehre: liebe dich selbst, dann liebst du auch deinen Nächsten.

Christus lehrt: selig sind die Dummen, die Schwachen, die Kranken usw. Ich aber lehre: selig sind die Klugen, die Starken, die Gesunden.

Die höchste Moral aber lautet: liebe dich und

die Freude. Denn dann wirst du klüger und stärker. Und um dein Gewissen kümmere dich so wenig, als möglich. Die höchste Freude aber ist die mit andern geteilte. Das höchste Glück, mir und andern Liebes zu erweisen, lieben und geliebt zu werden.

Unserer Jugend muß nur Moral, keine Religion gelehrt werden. Letztere nur fakultativ. Jeder muß zum Egoismus erzogen werden. Dadurch erhält das Gewissen Inhalt. Denn jeder wird lernen, daß er am meisten gewinnt, wenn er die andern so behandelt, wie er von ihnen behandelt sein will.

Ein jeder verfahre nach meinen Grundsätzen: jeder bilde seine Anlagen aus, jeder erkämpfe sich seinen Platz, so gut er kann. Jeder fordere von der Allgemeinheit soviel er kann, d. h. er biete der Allgemeinheit soviel er kann: denn Leistung und Entlohnung, Übeltat und Strafe, Guttat und Belohnung, müssen angemessene Äquivalente sein. Jeder nütze sich, soviel er kann, aber er schädige den andern so wenig wie möglich.

Nach dieser Moral kann jeder leben. Sie ist die Menschheitsmoral für alle Zeiten. Und wer in diesem ganzen Werke einen einzigen Widerspruch dagegen findet, der hat es nicht begriffen. Der verstieß gegen den „heiligen Geist“. Dieser aber ist der der Nächstenliebe, der Milde, der Schonung und Duldung.

Ich aber werde nach dieser meiner Moral leben, ausnahmslos, und der Erfolg möge der Prüfstein sein für ihre Güte.

Als ich einst vor Hunderten sprach, da redete mich einer an, und hatte mich ganz begriffen. Da

dachte ich mir: so viele! Und dieses mein Denken ist mir eine Bürgschaft dafür, daß meine Lehre sich über den Erdball ausbreiten wird, friedlich, nur durch Überzeugung und Güte. Denn nur wer langsam, einen Schritt vor den andern setzend, geht, erreicht sein Ziel.

Ich aber werde ein Alter erreichen, das mir in reicher Fülle alles das spendet, was mein Herz begehrte: Weisheit, Stärke, Macht, Reichtum, Ansehen und viel, viel Liebe. Und wer nach mir handelt, dem wird dasselbe zuteil werden. Wem aber eines oder das andere dieser Güter fehlen sollte, der suche die Schuld bei sich selbst, wie ich es tun werde.

Achtes Kapitel

Das Glücks= und Leidensäquivalent

Wir sprachen so oft von einem Leidensäquivalent, ohne bisher näher präzisiert zu haben, was wir dar=unter verstehen.

Jedermann hat ein durchaus berechtigtes Streben nach Glück. Aber dieses Glück stellt sich fast jeder anders vor. Für den einen ist es die beschauliche Ruhe, das epikuräische Ideal, das nichts als ungestörten Lebensgenuß fordert, und im Sterben nur unangenehme Tage oder Stunden erblickt. Für den anderen ist es die Erfüllung ehrgeiziger Wünsche, Stellungen, Orden, Titel, kurz Beifall und Bewunderung der Mitwelt, Macht, „Heroenglück“, wie man es nannte. Wir werten eine Sache desto höher, je größere Anstrengungen ihr Erwerb kostete. Luft und Wasser schätzten wir, wie=wohl wir ohne sie nur kurze Zeit leben könnten, ge=ring, weil genug davon da ist. Ein Diamant steht wegen seiner Seltenheit hoch im Preise. Die Stellung eines Ministers wird höher geschätzt, als die eines Sekretärs, weil es schwerer ist Minister zu werden, als Sekretär, weil man sich im ersteren Falle sein Leben lang plagen mußte und weil es nur wenige Minister=posten gibt.

Schon hier erkennen wir ein ganz genaues Äquivalent: in der Regel — Ausnahmen werden sehr selten sein — steht der Erfolg im geraden Verhältnis zur aufgewandten Arbeit. Handelt es sich um Geburtsstellungen, dann hatten eben die Vorfahren diese Arbeit aufwenden müssen, aber auch dieser Geburtsstellung gegenüber gilt Goethes Wort: „Erwirb sie, um sie zu besitzen". Denn aller Augen sind auf die Fürsten und die Angehörigen ihrer Familien gerichtet, jedermann stellt an sie hohe Anforderungen, deren Erfüllung man für selbstverständlich hält, während man ein Nichtwissen, eine menschliche Schwäche hart zu beurteilen geneigt ist.

Der Epikuräer wird leichter glücklich sein können, als der Ehrgeizige, dafür wird er aber auch niemals Heroenglück genießen.

Je leidenschaftlicher wir eine Person lieben, desto unglücklicher sind wir, wenn diese Liebe nicht erwidert wird, oder wenn ihr Gegenstand stirbt, ja wenn wir nur vorübergehend getrennt sind. Sei es, daß die Qualen der Eifersucht uns foltern, sei es auch nur, daß uns das Gefühl des Alleinseins, des Trennungsschmerzes, peinigt. Buddha hat mit seinen großen Leidenswahrheiten völlig recht, d. h. genau zu 50 Prozent. Denn das Leben ist genau zur Hälfte Leiden, zur Hälfte Freude, zur Hälfte Lust, zur Hälfte Unlust.

Ich zitiere die großen Leidenswahrheiten nach dem Werke von Hermann Oldenberg „Buddha".

Bekanntlich handeln die vier heiligen Wahrheiten des Buddhismus vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, und vom

Wege zur Aufhebung des Leidens. Denn daß alles Leben Leiden sei, stand ihm fest. Er spricht es so aus: „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, die fünferlei Objekte des Ergreifens (d. h. das Haften an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, Vorstellungen, Gestaltungen und an dem Erkennen) sind Leiden."

Buddha hatte selbstverständlich dadurch, daß er die unleugbaren Wahrheiten konstatierte, die Absicht, die Menschen glücklicher zu machen. Denn wenn seinen Gläubigen etwas Böses zustieß, dann mußten sie es für etwas Selbstverständliches, für den naturnotwendigen Inhalt des Lebens halten. Eine Freude werden sie schon ganz von selbst gerne hingenommen haben, von wenigen törichten Ausnahmen abgesehen, die sich der Askese, die Buddha durchaus nicht fordert, mit Haut und Haaren verschrieben hatten.

Ebenso wahr, wie diese Leidenslehre, wäre aber auch ihr Gegenteil. Denn wenn Geburt und Leben Leiden ist, dann kann es der Tod nicht sein, sondern höchstens das Sterben, wenn Krankheit Leiden ist, dann kann es Gesundheit nicht sein, wenn von Lieben getrennt sein Leiden ist, dann kann es mit Lieben vereint sein nicht sein usf.

Die Lust- und Unlustgefühle, Freude und Leid, Glück und Unglück halten sich in der organischen Welt ganz genau die Wagschale. In der Menschheit könnte es auch so sein, während durch Unvernunft

tatsächlich das Leiden hier überwiegt. Das Leben ist weder ein Drama noch ein Lustspiel, sondern eine Tragödie, weder Leiden noch Genuß, sondern beides zu gleichen Teilen. So könnte es doch sein nach dem Willen der Natur.

Was aber für die Menschheit als Ganzes gilt, trifft keineswegs für die einzelnen Individuen zu. Hier ist jeder seines Glückes Schmied. Jeder hat wiederholt, wie Herkules, die Wahl. Am meisten leiden müssen wir Denker, die Schaffenden, die Genies, die sittlichen Persönlichkeiten. Nicht nur, daß unser Beruf mit Schmerzen verbunden ist — im Gegensatz etwa zu dem des Bauern oder Tagelöhners —, daß wohl nur außerordentlich selten die Mittel zur Erreichung unserer Ideale, und darin sehen wir doch unser Glück, ausreichen: die äußere Anerkennung, der äußere Erfolg, der materielle Lohn bleiben auch in der Regel aus. Dabei leisten wir doch am meisten für die Menschheit. Sicherlich aus Egoismus, aber aus einem geläuterten Egoismus. Mag es nun das Schicksal sein, das uns diese Neigungen bestimmte — und das ist meine Überzeugung —, mag es auch das Schicksal sein, das uns zwingt, der Allgemeinheit zu dienen, tatsächlich tun wir es. Die Allgemeinheit tut aber nicht das Ihre, uns zu belohnen. Ich benötige und fordere durchaus keinen Dank noch Lohn. Letzteren werde ich mir schon selber nehmen, und was ersteren betrifft, so muß sich erst zeigen, ob ich auch wirklich das erreiche, was ich mir vorgenommen habe: möglichst vielen Menschen möglichst viel Gutes zu tun. Hier entscheidet der Erfolg. Ist er einmal da, dann

wird auch der Dank nicht fehlen und bleibt er aus, dann habe ich darauf auch keinen Anspruch.

Wie wunderbar weise ist es doch in der Welt eingerichtet: wer keiner großen Leiden fähig ist, wer durch sein ruhiges Temperament gegen heftige Erschütterungen gefeit ist, hat es viel leichter glücklich zu sein, als der Mensch mit reichem Innenleben. Der Bauer, der Ungebildete, das Kind, sie alle überlassen sich zügellos einem Schmerz, und nach wenigen Tagen ist das frühere Gleichgewicht wieder hergestellt. Das bezeugen die Leichenschmäuse, die fast überall auf dem Lande und bei halbkultivierten Völkern Sitte sind. Wir beherrschen uns, und darum nagt der Kummer, die Sorge usw. lange an uns. Dafür fördern die Leiden unsere sittliche Persönlichkeit, erhöhen unseren Wert als Mensch — und das ist doch die Hauptsache —, und erschließen uns den Weg der inneren Erfahrung, des Erlebens, der zwar dornenvoll ist, aber uns der absoluten Wahrheit, die man nicht lernen, sondern nur erleben kann, näher bringt. Die andern müssen uns eben glauben. Und wenn sie es nicht wollen, dann bleibt ihnen wohl nichts anderes übrig, als unseren Leidensweg auch zu gehen. Aber die Allerwenigsten nur werden so weit kommen, wie wir.

Der Gläubige, der Religiöse, der Mann, der in der Beichte sein beladenes Herz erleichtert, sie haben es alle viel, viel leichter, als wir. Aber dafür werden sie sich wohl kaum der menschlichen Vollkommenheit, die alles begreift und zu verzeihen bemüht ist, noch der absoluten Wahrheit so weit nähern, wie wir Zweifler.

Als ich den Weltgeist schauen durfte, da hätte ich

am liebsten allen Leuten zugerufen: so freut euch doch eures Lebens! Es ist ja alles so wunderbar weise in der Natur eingerichtet! Ihr alle habt ja viel mehr Freude und Lust und Glück, als das Gegenteil, oder ihr könntet es doch haben, wenn ihr verständig wäret, nur wir wenigen, „die was davon erkannt", haben es nicht. Und wenn ihr trotzdem unglücklich seid, dann ist es fast immer eure eigene Schuld. Ihr verzichtet auf die harmlosen Freuden der Liebe, deren Genuß im Willen der Natur liegt, ihr macht euch törichte Sorgen um das Jenseits, statt euch zu bemühen, gute und anständige Menschen zu sein, und das übrige der Weisheit des Schicksals zu überlassen. Ihr werdet durch Enttäuschungen verbittert und wundert euch dann, wenn die andern den Menschenfeind nicht lieben. Würdet ihr sagen: „Ich traf es schlecht. Darum sollen es andere besser haben," dann würdet ihr bald keine Ursache zur Verbitterung mehr haben. Ihr krankt an der törichten Vorstellung, daß wir für die Gesetze, wir für die Moral da seien. Es ist doch umgekehrt. Die Ehe, das Recht, die Moral sind doch für die Menschheit da! Das Gute ist die menschliche Wohlfahrt, euer Gewissen sagt euch schon, was ihr zu tun habt!

Es gibt eine absolute irdische Gerechtigkeit. Die gute Tat findet ihren Lohn in sich, das Böse seine Strafe in sich. Wer die Laufbahn des Vagabunden ergreift, wer sich nicht mühen will, der muß von der Hand in den Mund leben, und bringt es zu nichts. Der Verschwender wird mit dem größten Einkommen eines Tages auf der Straße sitzen und der Sparsame

mit dem kleinsten mehr haben, als er braucht. Es gibt ein viel einfacheres Mittel, als rastlos dem Geld nachzulaufen: seine Bedürfnisse einzuschränken. Dem Ehrgeizigen geschieht es ja ganz recht, wenn er nie zufrieden sein wird. Dafür leistet er aber wieder mehr als andere.

Tatsächlich hat der König dasselbe Glück oder doch dieselbe Glücksmöglichkeit, als der Tagelöhner, aber er muß sich mehr plagen, er hat einen weit schwierigeren Beruf. Den schwersten aber haben wir.

Jetzt bin ich glücklich, soweit ein denkender Mensch es überhaupt sein kann, weil ich hoffe — und zwar mit begründeten Aussichten — mir und anderen noch sehr viel Gutes tun zu können. Weil ich überzeugt bin, daß ich die Unsterblichkeit in Händen halte. Es werden noch sehr, sehr viele Kämpfe, Prüfungen und Versuchungen, Gefahren und Leiden zu überwinden sein. Aber unser Leben ist nun mal eine zu lösende Aufgabe und zwar eine sehr schwierige, kein Kinderspiel. Ich hätte ja einen anderen Beruf wählen können.

Nach meiner Neigung würde ja die Zukunft anders sein: in Ruhe würde ich die Resultate meiner Arbeit genießen, ich und andere, ich würde lieben und geliebt werden, wonach ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt habe, oft vergeblich. Aber das Schicksal, das mir das Daimonion verlieh, wird es wohl besser wissen, als ich. Ich bemühe mich meine Arbeit, meine Aufgabe so gut zu lösen, wie es in meinen Kräften steht und werde immer glücklich sein: habe ich Mißerfolg, dann tröste ich mich mit meinem guten Willen, habe ich Erfolg, dann brauche ich keinen Trost,

sondern nur die Kraft, das Glück mit Anstand und ohne Selbstbeweihräucherung zu ertragen. Stößt mir ein schweres Leid zu, dann habe ich dafür als Äquivalent eine geniale Welle, die meine Erkenntnis fördert und anderen dient, und wenn ich keine Welle mehr bekomme, dann bin ich dafür von großen Leiden frei. Verliere ich einen Arm, dann freue ich mich, daß ich den anderen noch habe, und sterbe ich früh, dann freue ich mich — darin bin ich besonders egoistisch —, daß ich die Personen, die ich liebe, nicht überleben muß.

Aber ich werde mich meiner Haut wehren und tun, was in meinen Kräften steht, die Aufgabe durchzuführen, zu der mich das Schicksal bestimmte.

Das wird sich ja alles bald zeigen. Denn die Menschheitsmoral, die der fernsten Jahrtausende, fordert es, daß jeder bestrebt ist in seinem Kreise, als Tagelöhner oder König, seine Anlagen auszubilden, sich durchzusetzen, so weit es in seinen Kräften liegt, tunlichst viel Werte zu schaffen, d. h. sich selbst nach Kräften zu nützen, niemand mehr zu schaden, als es nötig ist, aber einen Kampf durchaus nicht zu scheuen, noch die Vernichtung des Gegners, wenn es kein milderes Mittel gibt, seiner Herr zu werden. Die letzte Instanz ist die Macht: des Geistes, des Willens, oder des Körpers.

Glück hat mit Lust und Unlust wenig zu tun; es ist der Zustand innerer Zufriedenheit, der aequitas animi, die Heiterkeit der Seele. Ich gab manchen Fingerzeig, wie wir ihn uns erhalten können, aber es handelt sich doch nur um Mittelchen. Das Wichtigste

ist, möglichst frühzeitig seine Neigungen zu erkennen und nach Kräften sich bemühen, ihnen gemäß zu leben.

Der Träumer, der einen praktischen Beruf ergreift, etwa als Militär oder Kaufmann, muß notwendig unglücklich werden, während er als Philosoph, Dichter oder Musiker vielleicht sehr glücklich sein könnte. Aus der Beamtennatur kann man keinen zufriedenen Künstler machen usf. Darum wird im wesentlichen die Aufgabe der Eltern darin bestehen, die Neigungen ihrer Kinder möglichst frühzeitig zu erkennen, und sie für einen Beruf zu erziehen, der diesen entspricht, niemals aber die Kinder in einen Beruf zu zwingen, der den Eltern entspricht.

Wer ein äußerlich glückliches Leben führt in Reichtum, Glanz, Ansehen und Ehren, wird aller Voraussicht nach den Tod fürchten. Wer ein unglückliches Leben führt, ihn aber erhoffen. Wer sich mit großer Rücksichtslosigkeit, indem er seinen Trieben und niederen Idealen folgt, durchsetzt, skrupellos Existenzen vernichtet, ohne zu bedenken, daß man das, außer in Notwehr, nur darf, wenn man sich selbst nützend auch zugleich der Allgemeinheit Werte zuführt, wird vielleicht Erfolg im Leben erzielen, aber das Gewissen wird sich da und dort regen, er wird verhaßt sein und persönliche Feinde sind unbequem. Wer sich für andere bemüht — ohne sich natürlich dabei zu vergessen —, wird dagegen von vielen geliebt werden, und das halte ich für das Beste im Leben.

Jeder kann seiner Veranlagung, seinen Neigungen nach wählen, aber dazu muß man intelligent und willensstark sein, sich stets vor Augen halten, daß jede Ware

bezahlt sein muß, und die kostbarste natürlich auch am teuersten. Das machen sich aber die wenigsten Menschen klar. Alles verläuft nach Ursache und Wirkung, alles muß bezahlt oder verdient werden. Darum gehe ich mit vollem Bewußtsein den größten Unannehmlichkeiten entgegen, wiewohl das mit meinem Berufe gar nichts zu tun hat, denn die Unsterblichkeit wäre mir auch sicher bei einem beschaulichen Leben, nur weil ich lieber der Stimme des Daimonions folge, als sie überhöre, und weil ich überzeugt bin, daß ich einmal ein sehr, sehr schönes Alter haben werde, wie ich es mir wünschte: geliebt von sehr vielen Menschen, denen ich sehr viel Gutes tat. Dazu angesehen — das ist auch ein hohes Gut, aber für mich nicht das höchste —, reich und mächtig.

Ist die Summe der Lustgefühle in der Menschheit gleich der der Unlustgefühle, das Glück dem Unglück, die Freude dem Leid nach dem Willen der Natur genau gleich, so ist doch durch menschliche Torheit in Wahrheit das Leiden weit überwiegend.

Als ich meine geschilderten inneren Erlebnisse hatte und durch das innere Auge die verborgenen Kümmernisse gewahr wurde, sah, daß fast ausnahmslos alle, alle etwas drückte, und am meisten die Reichsten und Mächtigsten, die Minister und Millionäre — das konnte ich in diesen Wochen ja ganz genau beurteilen —, da hätte ich ihnen allen zurufen mögen: so seid doch nicht so töricht, und freut euch doch eures Lebens! Wie wunderbar weise ist alles eingerichtet, wie gerecht verteilt die Natur ihre Gaben, wie hat ein jeder von uns, wo und wie er auch ge-

boren sei, welchen Beruf er ergriffen haben mag, genau die gleiche Glücksmöglichkeit, wie irgendein anderer. Macht er von ihr keinen Gebrauch, so ist es in erster Linie seine eigene Schuld.

Aber sehr viele Leiden werden auch ganz unnötigerweise, d. h. so, daß es weder die Natur, noch das allgemeine Beste, die Wohlfahrt der Gesamtheit erfordert, erzeugt. Wie viele Verärgerung wird etwa durch die Polizei, durch törichte Gesetze und moralische oder gesellschaftliche Vorurteile in die Welt getragen! Wie manche sittliche weibliche Person wird geächtet, weil sie dem Willen der Natur folgte, und die Freuden der Liebe genoß, weil sie noch mehr tat, und sogar einem Kinde außerhalb der Ehe das Dasein gab, ja, dieses Kind treu behütete! Wieviel müssen die Unehelichen, die doch bei gleicher Tüchtigkeit auf dieselbe Achtung Anspruch erheben können, wie irgendein anderer, unter den Verfolgungen der moralischen Meute leiden.

Es ist eine Experimentalaufgabe der menschlichen Gesellschaft, das Minimum ihrer Forderungen an den Einzelnen mit dem Maximum der ihm ohne Gefährdung des Ganzen einzuräumenden Pflichten zu vereinbaren. Das gilt natürlich als Forderung auch vom Staat, der bestrebt sein muß, jedem Bürger soviel Bewegungsfreiheit zu gewähren, als sich mit seiner Selbsterhaltung, mit seinen Interessen verträgt.

Ich betrachte es als großen Irrtum, anzunehmen, daß jemand, der widerstrebend irgendeine Pflicht erfüllt, das doch letzten Endes nur deshalb tut, weil ihm das Bewußtsein der Pflichterfüllung eben doch

lieber ist, als das Gegenteil. Die armen Leute, die widerwillig einen Beruf ausüben, wo sie doch zu einem anderen Neigungen hätten, in ihm mit dem Lustgefühl der Pflichterfüllung zugleich die Freude an der Arbeit verbänden, sind Märtyrer. So wenig ich einen Hasen loben kann, weil er Gras frißt, den Löwen aber tadeln darf, weil lebende Tiere seine Nahrung bilden, so wenig kann ich ohne weiteres dem sanften Menschen vor dem Draufgänger den Vorzug geben. Beide folgen ihren Anlagen und Neigungen, diese aber sind an sich jenseits von gut und böse, erst der Gebrauch, der von ihnen zum Segen oder Unsegen der Menschheit gemacht wird, ordnet sie diesen Werturteilen unter. Die Gesellschaft aber entscheidet, ob sie ein Individuum in ihren Reihen belassen, oder ausmerzen will.

Wie es Krankenschwestern und Asketen aus Neigung gibt, so auch solche aus Pflichtgefühl bzw. aus Berechnung: in der Hoffnung auf jenseitige Vergeltung. Muß die Gesellschaft den ersteren — natürlich nicht den Asketen, die mit ihrem Pfunde nicht wuchern, sich künstlich vertieren — ein Äquivalent bieten, genau wie den andern, so ist doch die menschliche Wertung beider sehr verschieden. Denn, so töricht es auch ist, ungezwungen einen unseren Neigungen und Veranlagungen nicht entsprechenden Beruf zu ergreifen, so verdient doch die ständige Selbstzucht und Selbstverleugnung Bewunderung.

Daß ich das Leben eines Denkers dem eines Lebemanns und Schürzenjägers vorziehe, trotz der vielen Leiden, die es mit sich bringt, verdient gar keine Anerkennung menschlicher Art. Denn damit folge ich

nur meinen Neigungen, wie der Gras fressende Hase. Dafür aber, daß ich dem Daimonion folgend, ins öffentliche Leben eintreten werde, und damit meine Neigungen verleugne, verdiene ich menschliche Anerkennung, auch wenn der Erfolg fehlt. Stellt er sich aber ein, dann auch materielle und ideelle Entlohnung von seiten der Gesellschaft. Würde der Erfolg aber ausbleiben, dann hätte ich zwar nach wie vor auf die menschliche Anerkennung Anspruch, aber ich dürfte mich nicht wundern, wenn die Gesellschaft mich nicht nur nicht belohnt, sondern sogar straft. Denn sie *muß nach dem Erfolg urteilen*, eine gute Ware gut, eine schlechte schlecht entlohnen. Das scheint mir alles ganz klar zu sein.

Außer den genannten Mitteln zum Glück, gibt es noch recht viele. Die meisten Menschen fühlen sich unglücklich, *weil sie an das Leben viel zu hohe Anforderungen, an sich selbst viel zu niedrige stellen.* Sie glauben ein Recht zu haben auf einen inneren Glückszustand, ein jubelndes Dahinschweben, wie man es etwa aus der Brautzeit kennt, und grollen dem Schicksal, wenn sie enttäuscht werden. Sie müssen sich ganz allein selbst Vorwürfe machen. Denn wenn ich mehr fordere, als ich zu fordern berechtigt bin, dann ist diese Verkennung der wahren Sachlage doch offenbar meine eigene Schuld.

Ich habe Menschen kennen gelernt, die nicht etwa über eine unkorrekte Handlung, die sie selbst begingen, verstimmt waren, sondern darüber, daß der Geschädigte von dieser Handlung sprach. Die Geld entliehen und nicht etwa dafür dankbar waren, daß der andere

ihnen aushalf, sondern sich entrüsteten, als dieser es zurückforderte, kurz, die höhere moralische Anforderungen an andere stellten, als an sich selbst. Sie glauben immer ihnen geschieht ein Unrecht, wenn ein anderer ihnen gegenüber so handelt, wie sie gegen ihn. Diese müssen mit Notwendigkeit unglücklicher werden, als solche, die ohne Rücksicht auf Dank handeln, und sich dann über Dankbarkeit sehr freuen, die vom andern nie mehr, sogar weniger fordern, als sie selbst leisten, kurz, die Gerechtigkeit und Selbstgefühl haben.

Ich habe auch Personen kennen gelernt, meist Frauen, deren größte Freude es ist, zu intrigieren, Unfrieden zu stiften und Existenzen zu vernichten, um sich interessant zu machen. Meisterinnen der Lüge und Verstellungskunst, bringen sie Familien und Freunde durcheinander, nur aus Lust am Bösen. Im Vertrauen auf die Diskretion, die solchen Bestien gegenüber höchst unmoralisch wäre, spielen sie den einen gegen den andern aus. Unter der Maske der Wahrheit und Freundschaft schleichen sie sich ein und sind furchtbarer als Wölfe. Diese Personen stellen an andere die allerhöchsten moralischen Anforderungen. Ihr Ideal ist ein Mensch, der in allem das Gegenteil von ihnen selbst ist; sie aber sind vollkommen schlecht. Aber ich habe auch gesehen, wie sie nach Augenblickserfolgen zugrunde gingen.

Nur die Philosophie, die Lebensweisheit sichert uns Glück. Sie lehrt uns vor allem, daß Fernsein von körperlichem Schmerz schon viel, heitere Gemütsverfassung schon sehr viel ist. Diese kann aber jeder erlangen, der Tagelöhner leichter als der König. Man ist nicht Philosoph, sondern man wird es durch Leiden.

So freue ich mich über jeden, der die allgemein menschlichen Dinge, die ich hier schreibe, nicht begreift, sich gar über manches ärgert. Denn er hatte es besser als ich. Ich beglückwünsche jeden, der der Philosophie nicht bedarf, um seine Heiterkeit zu erlangen oder zu erhalten, denn er hat mich nicht nötig. Er möge nach einem Jahrzehnt wieder zu diesem Werke greifen, und wenn er auf dem richtigen Wege ist, dem alles Menschliche begreifen zu wollen, dann wird manches, was ihn jetzt ärgert, ihn freuen, ihm Trost gewähren. Und nach einem weiteren Jahrzehnt wird das in gesteigertem Maße der Fall sein.

Wir Morallehrer, wir Philosophen sind wie die Ärzte, und kommen nur zu Kranken, um ihnen zu helfen, oder wir sagen den Gesunden — wenn sie es hören wollen —, wie sie sich vor Krankheit bewahren. Wir kommen nur gerufen und freuen uns, wie der gute treue Hausarzt, am meisten, wenn man uns nicht braucht.

Wer eines Trostes bedarf, der lese dieses Buch, und er wird erleichtert sein. Wer glücklich und zufrieden ist, der freue sich seines Lebens, denn er hat ja schon das erreicht, was ich ihn lehren will. Er bedarf meiner nicht. Und dazu beglückwünsche ich ihn von Herzen. Wenn er aber traurig ist, und meint, Leben sei Leiden, dann suche er die Schuld bei sich. Vielleicht hilft ihm das. Er wird dann vielleicht, zu diesem Buche greifend, Trost finden, wenn er sich selbst nicht mehr zu helfen weiß. Findet er aber diesen Trost bei mir, dann habe ich eine sehr große Vergeltung für alle Leiden. Denn gibt es etwas

Schöneres, als andern helfen zu können? Ist es nicht viel, viel beglückender zu geben, als zu nehmen?

Das werden mir viele nicht glauben. Sie werden sich dann aber auch nicht wundern dürfen, wenn man sie nicht leiden mag, ihnen Hindernisse in den Weg stellt, wo sich uns die Türen weit öffnen. Wir öffnen doch nicht den Dieben unsere Türen, sondern denen, die uns etwas bringen. Wer ein Geldstück höher schätzt, als den Anblick eines glückstrahlenden Gesichts, soll nur sein Geld behalten.

Das christliche Ideal der Nächstenliebe ist auch meines, Gutes tun meine größte Freude, aber das Ideal der dauernden Selbstverleugnung ist keines, es schädigt die Menschheit, und das Ideal der Dummen und Schwachen ist es noch viel weniger.

Daß Christus es predigt, hatte tiefe Gründe. Er kannte besser als irgend jemand die Härten des Daseinskampfes. Er dachte sich, daß man Unmögliches fordern müsse, um Mögliches zu erreichen. Er wollte trösten, und hat das ja auch vielfach erreicht. Aber sein Mittel war nicht richtig. Ich tröste auch, wenn ich der Wahrheit entsprechend sage, daß jeder schon im Diesseits eine ganz gerechte Vergeltung findet, d. h. genau so glücklich sich fühlt, als er es verdient.

Der mäßig Begüterte ist meistens glücklicher, als der Reiche, weil er weniger Bedürfnisse hat. Denn Glück ist doch Zufriedenheit. Wir Denker werden nur selten glücklich, weil wir an uns oft unerfüllbare Forderungen stellen. Die Ergründung der letzten Dinge ist zweifellos möglich, und steht vielleicht in näherer Aussicht, als man glaubt. Aber das kann doch nur ein einzelner

Auserwählter. Und jeder von uns möchte es. Ebenso geht es dem Künstler und manchen andern Berufen.

Ich möchte eine herrliche Kunstsammlung haben und eine große Bibliothek, denn ich weiß, daß ich sie besitzen werde, nicht aber sie mich. Und das ist die Regel. Ich sehe jedoch voraus, daß ich beides mir erwerbe, aber nicht die Zeit haben werde, diese Güter zu genießen. Erziehe ich aber meine Kinder und vielleicht auch Enkel richtig, dann werden sie es vielleicht können.

Denn wie jeder Fruchtbaum erst nach Jahren trägt, der kommenden Generation dient, so ist es mit allem, was wir tun. Das ist ja das Große und Schöne der Familientradition, besonders beim Adel und bei den Juden, daß sie viel mehr an die künftigen Generationen denken, als der Bürgerstand.

Ich schätze die Tradition außerordentlich hoch und hasse Revolutionen, während ich Evolutionen liebe. Ich würde bis zur Grenze des Möglichen deshalb auch Stiftungen intakt lassen und im Sinne des Erblassers mit der größten Gewissenhaftigkeit verwenden. Ob der Verstorbene Seelenmessen gelesen haben will, oder bestimmte, daß Vögel gefüttert oder Waisenmädchen ausgestattet werden, das hat mich gar nicht zu kümmern. Entscheidend ist sein Wille und daß der Staat ihm durch Erlaubnis der Stiftung Rechtskraft verlieh. Denn zum Guten gehören auch, und zwar in erster Linie, die Imponderabilien, das Vertrauen. Wir wollen die Gewißheit haben, daß auch unser letzter Wille bis in die fernsten Jahrhunderte erfüllt wird, und darum müssen wir es mit andern auch

so halten. Wie du mir, so ich dir. Das ist die höchste Moral. Und lieber würde ich etwas sehr Törichtes durch die Jahrhunderte als Ballast mitschleppen — insofern nicht ganz wesentlich höhere sittliche Werte darunter leiden —, als daß ich der Legitimität, dem Gewordenen Abbruch täte. In dieser Hinsicht läßt sich von China viel lernen, während wir den mangelnden historischen Sinn des mohammedanischen Orients verurteilen müssen.

Kehren wir nochmals zum Reichtum zurück: Was lehrt die Erfahrung, daß viele der Allerreichsten ihr Geld Stiftungen zuführen, verschenken, sich seiner zu entledigen versuchen? Doch wohl nur eines: daß diese törichten Menschen mehr aßen, als sie verdauen konnten. Daß der Reichtum ihr Herr wurde, statt daß sie ihn beherrschten. Ihren Edelmut zu preisen scheint mir ganz ungerecht. Würden sie rechtzeitig ihre Bedürfnisse, die ja viele Millionen betragen können, erkannt haben, dann wäre es nicht nötig, sich vom Gelde zu befreien, wie von einer Krankheit. Diese Allerreichsten entstammen aber meistens den allerärmsten Volksschichten, so daß sie im Geld und nicht in den Gütern, die sich damit erwerben lassen, nicht in der Pflege des Geistes und der Seele, in der heiteren Gemütsverfassung ihr höchstes Ideal erblickten. Wie viele Existenzen mag mancher ganz unnötigerweise vernichtet haben, nur um das Erworbene dann möglichst schnell wieder anzubringen!

Haß ist durchaus nicht unmoralisch, so wenig wie Liebe an sich moralisch wäre. Oder ist es etwa die zu Raubmördern und Anarchisten? Aber Haß und

Rache sind, weil entwertete, unproduktive Liebe, zu=
meist töricht, sie erschweren uns die innere Heiterkeit.
Darum werden wir uns nach Kräften bemühen müssen,
Übles, das uns zugefügt wurde, wenn wir es nicht
sofort vergelten und dadurch unser Gleichgewicht
wieder erlangen, zu vergessen und bei allem, was man
uns tat, ohne Rücksicht auf den Erfolg, die Gesinnung
des andern anzusehen, bei Handlungen aber, die wir
andern gegenüber unternahmen, zur Gesinnung auch
den Erfolg. Denn das Gute ist ja eine Komponente
aus Absicht und Erfolg! Klug ist so zu denken, wie
ich hier lehre, denn es erleichtert uns die seelische
Heiterkeit, es ist auch eine gerechte Forderung, die wir
an die sittliche Persönlichkeit stellen müssen. Klug ist
es nicht, kleinliche Rache zu üben, nicht alles übel zu
nehmen, weil selbst der intimste Freund dann und wann
gutgläubig oder aus Fahrlässigkeit gegen uns fehlt und
wir sonst eines Tages ganz einsam sind. Falsche intri=
gante „Freunde“ aber, die unsern Ruf untergraben und
uns zu schädigen trachten, unter Ausnutzung unseres
Vertrauens, werden wir desto sicherer vernichten.

Eine sehr häufige Ursache des Unglücks ist auch
folgende: Wir haben gewählt zwischen zwei Wegen,
zwei Idealen, zwischen dem Geld, das wir erlegen
müssen, und der dafür zu erstehenden Ware. Nun
aber sehen wir, daß unsere Wahl falsch war und be=
reuen das. Wie töricht! Dadurch wird ja unsere Kraft
gelähmt, ein anderes Mal besser zu wählen! Wir
haben zu dem Schaden auch noch ein unbehagliches
Gefühl! Aber nicht nur die Wahl zwischen zwei Ver=
brechen oder zwei sittlichen Forderungen mit nach=

herigem reinen Gewissen, auch die Wahl zwischen zwei beliebigen Idealen oder Gütern, und nachheriger Zufriedenheit erfordert eine starke Seele. Und diese erwerben wir nur durch Leiden. Aber nicht durch törichte Gewissensskrupel, Askese und Selbstanklagen, durch Selbstdemütigungen und Kasteiungen, sondern durch unentrinnbare Schicksalsschläge. Bleiben wir von ihnen verschont, dann um so besser. Treffen sie uns, dann machen sie uns milder und das ist ein hoher menschlicher Gewinn. Gewiß gibt es auch Menschen, die durch Leiden verbittert und schlechter, boshaft und menschenfeindlich werden. Das sind Narren, denn sie nehmen sich selbst die einzige Möglichkeit, ihren Seelen-frieden zurück zu erobern.

Wer jung stirbt, dem sind die Kämpfe und Sorgen und Leiden des Lebens erspart. Wer alt wird, hat manche Stunde des Glücks, manche des Unglücks. Das hebt sich auf. Wer unmoralisch handelt, mag Erfolge erzielen, aber sein Gewissen wird ihn strafen, oft auch der weltliche Arm, die Meinung seiner Um-gebung. Wer sittlich handelt, hat ein reines Gewissen, keine Furcht, heitere Gemütsverfassung, mag er auch manchen Erfolg missen müssen. Wer eine stürmische, ausgelassene, leichtfertige Jugend genoß, wird in der Regel im Alter geplagt werden. Das sind alles Äqui-valente. Man hat die Wahl, mehrmals im Leben, und, um diese gut ausführen zu können, muß man klug und willensstark sein.

Die höchste biologische Energieform ist die Liebe, das höchste Gut die Wohlfahrt der Menschheit. Ihr muß sich alles unterordnen. Darum werden wir am

glücklichsten sein, wenn wir möglichst viel Liebe aus=teilen, weil wir dann auch viel ernten. Wenn wir möglichst viel Gutes tun, weil wir dann auch größere Aussichten haben, daß uns Gutes erwiesen wird. Aber selbst wenn der äußere Lohn fehlt, des inneren sind wir sicher. Wir wollen doch glücklich werden und glücklich kann nur sein, wer sich liebt und die Freude. Nur der wird auch andere lieben und anderen Freude bereiten. Er wird nichts tun, was sein Gewissen ihm verbietet, denn wenn es auch überaus töricht ist, sich durch kleinliche Skrupel von großen Zielen abhalten zu lassen, da die letzte Legitimation für unsere Taten der Erfolg ist, der Lohn für die Kraft unseres Körpers, Geistes und Willens, so ist andererseits doch das Ge=wissen unausrottbar. Er wird auch nichts tun, wes=wegen er sich zu schämen brauchte. Er wird Feind=schaften und Haß vermeiden, aber Freundschaft und Liebe suchen und finden, als Siegespreis für Kämpfe. Denn: do ut des, wie du mir, so ich dir, ich liebe mich, darum liebe ich meinen Nächsten. Das ist die höchste Moral, diejenige, die uns am glücklichsten macht.

glücklichsten sein, wenn wir möglichst viel Liebe mitteilen, weil wir dann auch viel ernten. Wenn wir möglichst viel Gutes tun, weil wir dann auch größere Aussichten haben, daß uns Gutes erwiesen wird. Aber selbst wenn der äußere Lohn fehlt, des inneren sind wir sicher. Wir wollen doch glücklich werden und glücklich kann nur sein, wer sich liebt und die Freude. Nur der wird auch andere lieben und anderen Freude bereiten. Er wird nichts tun, was sein Gewissen ihm verbietet, denn wenn es auch überaus töricht ist, sich durch kleinliche Skrupel von großen Zielen abhalten zu lassen, da die letzte Legitimation für unsere Taten der Erfolg ist, der Lohn für die Kraft unseres Körpers, Geistes und Willens, so ist andererseits doch das Gewissen unausrottbar. Er wird auch nichts tun, weswegen er sich zu schämen brauchte. Er wird Feindschaften und Haß vermeiden, aber Freundschaft und Liebe suchen und finden, als Siegespreis für Kämpfe. Denn: do ut des, wie du mir, so ich dir, ich liebe mich, darum liebe ich meinen Nächsten. Das ist die höchste Moral, diejenige, die uns am glücklichsten macht.

Dritter Teil

Geschichtsphilosophie

Neuntes Kapitel

Die Anlagen

Literatur

(die hier angeführte Literatur ist für den ganzen dritten Teil einschlägig):

Bastian, Adolf, Die Kulturländer des alten Amerika. 3 Bände. Leipzig 1878/89.

Bölsche, Wilhelm, Der Mensch der Vorzeit. Stuttgart 1909.

Breysig, Kurt, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905.

Derselbe, Kulturgeschichte der Neuzeit. Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung. Berlin 1900.

Buckle, Henry Thomas, Geschichte der Zivilisation in England. Übers. von Arnold Ruge. 7. Aufl. Leipzig 1901.

Caspari, Otto, Die Urgeschichte der Menschheit. 2 Bände. Leipzig 1873.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 2 Bände, 4. Aufl. München 1903.

Friedländer, Ludwig, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 3 Bände, 6. Aufl. Leipzig 1888/90.

Große, Ernst, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. Br. und Leipzig 1896.

Grupp, Georg, Kultur der alten Kelten und Germanen. München 1905.

Gumplowicz, Grundriß der Soziologie. 2. Aufl. Wien 1905.

Hartmann, Ludo Moritz, Über historische Entwicklung. Gotha 1905.

Hehn, Victor, Kulturpflanzen und Haustiere. 5. Aufl. Berlin 1887.

Helmolt, Hans F., Der Begriff Weltgeschichte. In Helmolts Weltgeschichte. I. Band. Leipzig und Wien 1904.

Hoernes, Moritz, Die Urgeschichte des Menschen. Wien, Pest, Leipzig 1892.

Derselbe, Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903.

Derselbe, Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1905.

Derselbe, Kultur der Urzeit. 3 Bände. Leipzig 1912.

Joly, N., Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Übers. Leipzig 1880.

Kapp, Ernst, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877.

Kohler, Joseph, Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Helmolts Weltgeschichte. I. Band.

Lamprecht, Karl, Moderne Geschichtswissenschaft. Freiburg i. B. 1905.

Lindner, Theodor, Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Stuttgart 1901. 2. Aufl. 1904.

Machiavelli, Niccolo, Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Tit. Livius. Übers. von Joh. Ziegler. Karlsruhe 1832.

Michelis, Heinrich, Unsere ältesten Vorfahren, ihre Abstammung und Kultur. Leipzig und Berlin 1910.

Noiré, Ludwig, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mainz 1880.

Ranke, Johannes, Der Mensch. 2 Bände. Leipzig und Wien 1890.

Ratzel, Friedrich, Politische Geographie. 2. Aufl. München und Wien 1903.

Derselbe, Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. Helmolts Weltgeschichte. I. Band.

Ratzenhofer, Gustav, Soziologie. Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen. Leipzig 1907.

Sasse, Ernst, Das Zahlengesetz in der Weltgeschichte. I. Teil. Berlin 1889.

Schallmeyer, W., Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Jena 1903.

Schemann, Ludwig, Gobineaus Rassenwerk. Stuttgart 1910.

Schurtz, Heinrich, Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien 1900.

Steinen, Karl von den, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1894.

Stromer-Reichenbach, Friedrich Frhr. von, Die Gesetze der Weltgeschichte. München 1913.

Wendt, Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. Berlin 1906.

Westermarck, Eduard, Geschichte der menschlichen Ehe. Übers. Jena 1893.

Weule, K., Kulturelemente der Menschheit. Stuttgart 1911.

Woermann, K., Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. I. Band. Leipzig und Wien 1900.

Woltmann, Ludwig, Politische Anthropologie. Eine Untersuchung über den Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. Eisenach und Leipzig 1903.

Derselbe, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Leipzig 1905.

Derselbe, Die Germanen in Frankreich. Jena 1907.

Die vorliegende Geschichtsphilosophie ist als esoterische Einleitung in meine exoterische, populäre Kulturgeschichte gedacht. Sie kann sich deshalb kurz fassen und auf historische Tatsachen als Belegstellen im wesentlichen verzichten. Es muß uns genügen, in großen Strichen unsere geschichtsphilosophischen Anschauungen zu skizzieren. Da wir im wesentlichen auf historisch gebildete Kreise als Leser rechnen, so genügt die Anführung der gesamten, für diesen Abschnitt verwerteten Literatur, ohne im einzelnen die Belegstellen anzugeben.

Die Geschichtsphilosophie beruht auf Erfahrungstatsachen, auf den ungezählten Experimenten, die die Vergangenheit an Nationen und Staaten vornahm.

Sie hat Spekulationen und Konstruktionen nach Tunlichkeit zu vermeiden. Denn die Menschheitsgeschichte ist nichts anderes als ein Teil der Naturwissenschaften, der Entwicklungsgeschichte der höchsten Organismen. Sie hat sich vor allem davor zu hüten, den Stand unserer gegenwärtigen Kenntnisse zu überschätzen, und ihren Resultaten Ewigkeitswert zuzuerkennen. Andrerseits hat sie Regeln, Gesetzmäßigkeiten und Gesetze genau so zu studieren, wie es die Aufgabe der Naturforschung ist und darf unter Voraussetzung von Ursache und Wirkung und deren Äquivalenz, die gewonnenen Resultate auf die Zukunft anwenden. Da wir die letzten Gesetze der Natur noch nicht kennen, sondern nur aus der Erfahrung gewonnene und durch das Experiment — das aber etwa in der Biologie nur eine beschränkte Anwendungsmöglichkeit besitzt — bestätigte Teilgesetze, so kann es sich auch in der Geschichte nur um Wahrheiten von größerer oder geringerer Zuverlässigkeit handeln. Da ferner die Anfänge der Menschheit noch im Dunkeln liegen, sind auch der genetischen Betrachtung mancher Erscheinungen Schranken gezogen. Möge es der Zukunft gelingen, sie zu durchbrechen.

Betrachten wir zunächst genetisch die Urgeschichte der Menschheit!

Bekanntlich teilt die Geologie die ungeheuren Zeiträume, die vergingen, seit unser Planet „Erde" ein Sonderdasein führt, entwicklungsgeschichtlich in vier Perioden ein. Die erdgeschichtliche Urzeit mit Glimmerschiefer, Granit, Syenit usw. als Gesteinscharakter weist keinerlei Versteinerungen auf. Wenn es damals

bereits auf dem erkaltenden Erdball organisches Leben gab, was keineswegs feststeht, so kann es sich zweifellos nur um primitive Ansätze, etwa einzellige Wesen, die weder dem Tier-, noch dem Pflanzenreich, oder auch beiden, zugeteilt werden können, gehandelt haben.

Nach Jahrmillionen folgte der archaischen Periode das geologische Altertum, die paläozoische (Kambrium, Silur und Devon, Steinkohlenformation und Dyas), gekennzeichnet durch Steinkohlenflöze und mächtige Kalkablagerungen. Scheinbar plötzlich treten nunmehr sehr zahlreiche Versteinerungen auf, die Reste einer Flora von außerordentlicher Üppigkeit, Korallen, Panzerfische, gegen das Ende der Periode auch luftatmende Amphibien und Insekten.

Und wiederum mußten Jahrmillionen vergehen, bis sich das erdgeschichtliche Mittelalter mit seiner reichen (mesozoischen, Jura und Kreide) Tierwelt entwickelt hatte. Den Weg können unsere Geologen deutlich verfolgen, wenn sie auch weder etwas Näheres über die ungeheuren Zeiten, die jede dieser Erdepochen währte, auszusagen vermögen, noch etwas über die Entstehungsweise der Tier- und Pflanzenwelt. Wir sind hier lediglich auf Hypothesen angewiesen, sowohl hinsichtlich des ersten Auftretens des Lebens überhaupt, als auch über die fortschreitende Differenzierung der Formen. Uns genügt die Feststellung, daß in der dritten Erdepoche die Tier- und Pflanzenwelt der vorangegangenen paläozoischen sich reich entfaltet. Neu treten die Reptilien auf, die gewaltigen Saurier, deren Reste sich in der Kreide des Jura bis auf unsere Tage erhielten, wälzten ihre ungeschlachten Leiber über den

Planeten. Allmählich geht die Tierwelt vom Wasser zum Landleben über. Im Urvogel Archäopteros, der deutlich die Abstammung der Vögel von den Repti- lien lehrt, sendet die Erde das erste Wesen in die Lüfte. Erst gegen das Ende dieser außer durch Kreideforma- tionen auch durch Kalkgesteine, Sandstein und Tone ausgezeichneten Periode treten die ersten Säugetiere auf.

Diesen drei Erdperioden, die wohl auf hundert- millionen Jahre oder mehr berechnet werden müssen, folgte die vierte, die geologische Neuzeit (Tertiär, Diluvium und Alluvium), gleichfalls ausgezeichnet durch eine starke Entwicklung der Tierformen auf fast allen Gebieten. In der ältesten Hauptepoche dieser Erdperiode, dem Tertiär, sind bereits die Säugetiere, einschließlich den Anthropoiden, zur Herrschaft ge- langt. In dieser Zeit der mächtigen Braunkohlenflöze, Basalte und Phonolite, wird bekanntlich auch der Ur- mensch gesucht. Gefunden wurde er noch nicht. Das kann ja sicherlich auch daher rühren, daß die Mensch- werdung, d. h. die wohl zweifellos sprunghafte (de Vries) Höherentwicklung sich in Gebieten vollzog, die heute von Meeren bedeckt sind. Bekanntlich war in früheren Perioden und Epochen die Verteilung von Wasser und Land ganz anders als heute. Die höch- sten Gebirge der Erde waren zeitweise vom Meere be- deckt, während heutige tiefe Meere als Kontinente in die Luft ragten. So bildete etwa im obersten Jura Afrika und Südamerika einen einzigen Kontinent. Sicher ist, daß Anthropoiden und Mensch relativ sehr spät erst auf der Erde erscheinen.

Affenähnliche Vorfahren, jedoch keine der jetzt

lebenden oder bekannten ausgestorbenen Affenarten, müssen wir uns wohl als Ahnen denken und die Wandlung im Tertiär vermuten. Der Vorgang selbst ist aber noch in völliges Dunkel gehüllt. Weder wissen wir, ob sich die Menschwerdung nur an einer einzigen Stelle der Erde vollzog, so daß sich gleichsam von einem Paare aus (Mythe von Adam und Eva), die Geschlechter über die Erde verbreiteten, noch auch ob die tiefen Rassenunterschiede auf eine Menschwerdung an verschiedenen Erdstellen schließen lassen.

Die Arten unterscheiden sich von den Rassen dadurch, daß die Kreuzungsprodukte der letzteren fortpflanzungsfähig sind, Kreuzungen zwischen zwei Arten aber — etwa zwischen Pferd und Esel — nicht. Da alle Kreuzungsprodukte der verschiedensten Menschen, etwa zwischen Europäern und Negern oder Indianern fortpflanzungsfähig bleiben, so handelt es sich bei den Unterschieden innerhalb der Menschheit zweifellos nur um Rassen.

Andererseits wissen wir weder, ob das dunkle Pigment der Neger sich beim blonden Nordländer verlor, noch ob aus der hellen Haut durch Anpassung die dunkle wurde. Wahrscheinlicher ist erstere Annahme, da vor allem der Verlust des tierischen Haarkleides auf eine Menschwerdung in warmen Klimaten schließen läßt.

Die heutigen Menschenaffen (Gorilla, Schimpanse und Orang-Utan) sind von allen lebenden Tieren dem Menschen am ähnlichsten. Deshalb kann man als sicher annehmen, daß wir mit ihnen einen Teil der Ahnenreihe gemeinsam haben. Denn über die Ent-

wicklung des Menschen aus einer tierischen Vergangenheit lassen die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, Embryologie und neuerdings der Blutforschung keinen Zweifel bestehen, nur daß uns das von Darwin geforderte Bindeglied zwischen Mensch und Tier nicht bekannt ist, und auch die fossilen Funde uns diesem Wesen nicht näher gebracht haben.

Denn die ältesten Funde menschlicher Überreste sind zwar tierähnlicher als irgendeine der lebenden Menschenrassen, trotzdem aber als echte Menschen charakterisiert. Das Zwischenglied zwischen ihnen und dem Tierreich fehlt also.

Die älteste uns bekannte Menschenrasse gehört dem Diluvium an, jener Erdepoche, die auf das bedeutend wärmere Tertiär folgte und durch verschiedene Vergletscherungen mit dazwischen liegenden wärmeren, ein Schmelzen des gewaltigen Europa bedeckenden Inlandeises verursachenden „Zwischeneiszeiten" gekennzeichnet ist.

Bevor wir auf den Diluvialmenschen einen Blick werfen, sei es gestattet, hypothetisch und mit allem Vorbehalt anzudeuten, wie sich wohl die Menschwerdung vollzogen haben mag. Daß wir aus dem Verschwinden des Haarkleides auf einen südlichen Schauplatz hingewiesen werden, sagten wir bereits. Doch war nicht der Verlust des Haarkleides entscheidend für die Menschwerdung, sondern die Annahme des aufrechten Ganges, der selbst den höchststehenden Menschenaffen nur auf kurze Strecken gelingt. Nun erst, durch die Spezialisierung seiner Gliedmaßen, indem die hinteren Extremitäten die Arbeit der Fort-

bewegung allein übernahmen, wurden die vorderen für andere Verrichtungen frei. Die Brust, befreit von der Körperlast, konnte das Sprechorgan ausbilden, der Kopf aber sich zum Denkorgan entwickeln. Sprechen und Denken förderten sich gegenseitig. Das Denken führte zum Gebrauch des Werkzeuges, dieses aber regte immer wieder das Denken an. Die Triebfeder war natürlich das Bedürfnis, die Notwendigkeit der Ernährung und des Schutzes gegen die vielen durch Kraft und Schnelligkeit überlegenen Feinde aus der Tierwelt.

Wo sich auch die Menschwerdung vollzogen haben mag, ob auf einem im Stillen Ozean gelegenen, nunmehr versunkenen Erdteile, ob am Nordpol, der vor Urzeiten warmes Klima hatte: auf alle Fälle waren große Wanderungen nötig, um die Menschheit über den Erdball zu verbreiten. Auf ihnen kam sie nicht nur teilweise in ungünstigere Lebensverhältnisse hinsichtlich der Nahrungsgewinnung, sie kam auch sicher mit gefährlichen Tieren in Berührung, deren Angriffen sie sich nur durch starke Ausbildung des Gehirnes, ihrer gefährlichsten Waffe, entziehen konnte. Diese ermöglichte es, die Technik zu pflegen, d. h. sich bewußt an die veränderten Lebensbedingungen anzupassen, fehlende oder unvollkommene Organe durch künstliche, d. h. durch Werkzeuge zu ersetzen oder doch zu ergänzen. Mit Ernst Kapp sehen wir in Werkzeug und Waffe eine Hinausverlegung aus dem Körperbereich selbst nach außen, eine „Organprojektion".

Nur durch den Zwang, widrige Umstände zu überwinden, kam der Mensch auf den Weg der Kultur.

Kultur aber nennen wir einen künstlich geschaffenen Zuwachs zur Natur, der jedoch nicht im tatsächlichen — nur im begrifflichen — Gegensatz zu ihr steht, sondern über sie hinausgeht und sie, durch Ablauschung ihrer Gesetze, sich dienstbar zu machen versteht. So wird der Kampf Vater aller Dinge (Heraklit).

Nichts wäre irriger als die Annahme, daß die Tierwelt völlig kulturlos sei. Auch der Affe greift gelegentlich zum Ast oder Stein, also zum Werkzeug, doch während dieser es nach dem Gebrauch achtlos fallen läßt, eignet der Mensch sich dank seiner höheren Intelligenz, das beim Graben, Bohren, Schaben, Reiben, Schlagen oder Stechen erprobte Objekt zu dauerndem Privatbesitz an. Jetzt erst lohnt es die Mühe der Vervollkommnung.

Auch Affen, Vögel, wie wohl überhaupt die meisten Tiere wissen sich durch eine ganze Anzahl artikulierter Laute mit besonderer Bedeutung untereinander zu verständigen. Auch den Tieren fehlt keineswegs die Moral: nicht nur Handlungen selbstverleugnender Mutterliebe finden wir im höheren Tierreich, auch gemeinsame Abwehr des Feindes, gemeinsames Nachgehen nach dem Lebensunterhalt, Freundschaften, Treue und Eigentumssinn — man denke etwa an die Hunde —, sind solche ethische Züge neben manchen anderen. Bekannt sind die Erscheinungen der Symbiose.

Wer erkennt nicht in den kunstvollen Nestbauten der Vögel Analogien zu Zelt und Hütte der sogenannten Wilden? Wer zollt nicht den mühsamen und sinnreichen Dammbauten der Biber Bewunderung?

Reicher noch an Kulturelementen ist die Insektenwelt, die der Bienen und Ameisen. Die kunstvolle Wabe des Bienenstocks scheint das Werk eines Mathematikers. Die Arbeitsteilung in den Bienen- wie in den Ameisenstaaten ist geradezu vollkommen. Kann man zweckmäßiger handeln, als die Ameisen bei der Blattlauszucht, bei Aussaat und Ernte von Sämereien? Bei der Pilzzucht?

Welche Intelligenz, welcher Sinn für Ordnung und soziale Gliederung ist allein zum Zusammenleben so großer Tiermassen im gleichen Bau erforderlich! Dazu kommen gemeinsame Kriegszüge, Bauten oder andere Unternehmungen.

Doch auch Schönheitssinn fehlt den Tieren keineswegs. Das läßt sich nicht nur aus dem prächtigen Gefieder vieler Vogelarten schließen, aus ihrem Gesang, ihren Flugkünsten etwa zur Belustigung des brütenden Weibchens, es lehren noch eindringlicher die „Tanzsäle" der australischen Laubenvögel.

Der kurze Streifzug kann kaum einen Zweifel darüber bestehen lassen, daß der Mensch schon in den ersten Übergangsstadien aus der Tierwelt über gewisse Elemente einer primitiven Kultur verfügte.

Doch fast alles, was wir hier sagen, beruht auf Hypothesen. Sicher ist nur soviel, daß ausgedehnte Wanderungen unsere ältesten Ahnen über den Erdball verbreiteten, Wanderungen, deren Dauer Jahrhunderttausende gewährt haben mag. In ihnen breiteten sie sich aus dem Ursitz der gesamten Menschheit, d. h. dem Lande oder Erdteil, in dem sich die Menschwerdung vollzog, über die einzelnen Erdteile aus.

Hier erst bildeten sich die einzelnen Rassen, Neger, Indianer, Mongolen etc. so weit aus, daß wir sie körperlich — und sicher auch geistig —, als besondere Glieder der Menschheit anerkennen müssen. Dies sind die Stammsitze. Bisweilen fallen Stammsitz und heutiges Wohnland auf ein und dasselbe Gebiet zusammen.

Je günstiger diese Stammsitze waren, desto zurückgebliebener in der Kultur blieben naturgemäß die sie bewohnenden Menschenrassen. Denn niemand plagt sich mehr, als er muß, und das nationalökonomische Prinzip mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen, bestand zu allen Zeiten, wenn auch die Annäherung an dieses Ideal desto größer sein wird, je klarer die tauglichen Mittel zu seiner Verwirklichung erkannt sind. Der Unterschied des sittlichen Menschen vom unsittlichen besteht eben darin, daß man sich nicht nur selbst nach Tunlichkeit schont, sondern auch gegen andere mit einem Mindestmaß an Mitteln operiert.

So wären die Bewohner der warmen Länder, die den Unterhalt als Lohn für ganz geringe Mühe spenden, sicherlich auf der Stufe der einfachsten Anpassungsform stehen geblieben, wenn es möglich gewesen wäre. Je vollkommenere Werkzeuge ihnen die Natur ihres Wohnortes bot, desto geringer war der Anreiz durch Intelligenz und Arbeit solche aus Rohmaterial erst zu schaffen. Das wäre aber gleichbedeutend mit einem Verharren auf niederster Kulturstufe gewesen. Dieser Stillstand war nicht möglich. Ihn verhinderte der äußere Zwang, den die Natur in verschiedenartiger

und veränderlicher Weise auf den Menschen ausübte, nicht minder, als die bildungsfähige Beschaffenheit seines Gehirns, mittels dessen er bald dem äußeren Druck gehorchen, bald sich ihm widersetzen konnte. Und zwar ist für die Kulturen der Urzeit der Naturzwang von größerer Bedeutung, als für die späteren, da in ihnen der Stand der geistigen Ausbildung ausschlaggebender wird. Immer jedoch herrschte das Streben, mit einem Mindestmaß von Arbeit ein Maximum von Genuß zu erzielen, d. h. den Nutzungskoeffizienten der Arbeit, den Lebensgenuß zu erhöhen.

Wenn sich die Menschwerdung auch wohl kaum in Europa vollzogen haben wird, so besitzen wir doch die ältesten, zwar lückenhaften, aber doch sicheren Kenntnisse menschlicher Kultur aus dem Diluvium Europas. Die altertümlichsten Kulturen der Erde sind in jüngeren Zeiten demnach die, welche diesen eiszeitlichen und zwischeneiszeitlichen Kulturen am nächsten kommen oder, wie es vielfach der Fall ist, mit ihnen in den Hauptformen ganz übereinstimmen. Diese ältesten Kulturen nennt man paläolithische oder solche der älteren Steinzeit, nach dem vorwiegend zur Anfertigung der Werkzeuge verwandten Material.

Die ungeheuren Zeiträume, die uns von den ältesten Trägern der steinzeitlichen, diluvialen Kulturen trennen, haben selbstverständlich nur das von ihren Werkzeugen übrig gelassen, was durch außerordentliche Festigkeit den Unbilden der Zeit trotzen konnte. Nichts wäre daher irriger, als die Annahme, die primitiven Menschen hätten sich ausschließlich des Steines als Material für ihre Werkzeuge bedient. Daß man

schon damals eine Wurzelknolle zum Zuschlagen benutzte, ein knieförmiges Aststück als Hacke, einen Dorn als Nadel oder Pfriem, ist selbstverständlich. Das lehrt die Analogie mit heute noch lebenden Naturvölkern, wenn wir überhaupt einer erfahrungsmäßigen Bestätigung dieser vernunftmäßigen Forderung bedürften.

Eine „ältere Steinzeit“ gab es auf dem ganzen Erdball, soweit er überhaupt von Menschen besiedelt wurde. Diese Kulturstufe, die selbstverständlich von den primitivsten Anfängen zu höherer Vervollkommnung steigend, außerordentlich zahlreiche Zwischenglieder aufweist, ist die breite Basis jener Pyramide der Menschheit, die dereinst im Griechentum, im augustäischen Rom, im Arabertum von Bagdad und Cordova, in der indischen Kultur eines Açoka und in der europäischen Weltkultur der Gegenwart — um einige der Hauptkulminationen herauszugreifen — gipfeln sollte. Vorläufig! Denn wir sind doch noch Wanderer, die dem Ziele einer immer höheren Vervollkommnung zustreben.

Bevor wir die Kultur der Steinzeiten beleuchten, sei ein kurzer Blick auf ihre Träger geworfen.

Die Wanderungen der ältesten Urzeit, deren Beginn vielleicht Jahrmillionen zurückliegt, hatten im ältesten Diluvium zweifellos schon einen sehr großen Teil der Erde zum Besiedelungsgebiet des Menschen gemacht. In Amerika war er Zeitgenosse des riesigen Mastodons, in Asien beweisen zahlreiche Spuren sein diluviales Vorkommen. Genauer unterrichtet sind wir jedoch, wie erwähnt, nur in Europa über sein ältestes Auf-

treten, und zwar am besten in Frankreich, von dessen Bodenfläche, auch während der Eiszeiten, nur ein minimaler Prozentsatz vom Inlandeis bedeckt wurde.

Schon zur Eiszeit gab es mehrere Menschenrassen in Europa, deren älteste, dem mittleren Diluvium angehörige, nach dem Fundorte von Knochenresten, dem Neandertal bei Düsseldorf, Neandertalmensch (homo primigenius) genannt wird. Er ist auch noch in Spy, Krapina, La Naulette, Schipka, Gibraltar und anderwärts nachweisbar, hatte also eine sehr große Verbreitung, und war Zeitgenosse des Elephas antiquus, dieses Charaktertieres der ältesten Steinzeit. Ein gut erhaltenes, 1908 in Le Moustier in der Dordogne, diesem diluvialen Pompei, gefundenes Skelett, sowie ein Unterkiefer, der 1907 tief unter der Erde, in Mauer bei Heidelberg entdeckt wurde, lassen uns das Äußere dieser unserer ältesten bekannten Vorfahren gut rekonstruieren: es unterscheidet sich nicht unwesentlich vom Menschen der Gegenwart (homo sapiens). Der Schädel ist niedrig, die Stirn fliehend, d. h. der Gesichtswinkel spitz, was auf eine verhältnismäßig schwache Entwicklung des Stirnhirnes schließen läßt, die Augenbrauenbogen sind durch starke Wulste schirmartig überragt, so daß sie den heutigen Anthropoiden ähneln, das Hinterhauptbein ist schwächer aufgerichtet und die Kinnbildung mangelhaft. So hat besonders der Unterkiefer von Mauer zwar zweifellos echte Menschenzähne in bewundernswert guter Erhaltung, jedoch eine durchaus tierähnliche, kinnlose Form. Soviel ist aber sicher: es handelt sich um echte Menschen.

Wann dieser Neandertalmensch zuerst auftritt, läßt

sich nur annähernd berechnen. Die einen nehmen an vor vier Jahrhunderttausenden, die andern vor etwa 250000 Jahren. Daß eine mehr als approximative Schätzung unmöglich ist, liegt auf der Hand.

Neben dieser Neandertalrasse existierte in der Eiszeit noch eine andere, feinere und auch kulturell höherstehende, die nach ihrem Fundorte in Südfrankreich Aurignac-Rasse (homo aurignacensis Hauseri) genannt wird. Wenn auch noch nicht ohne einige affenähnliche Züge, ist dieser Mensch dem plumperen Neandertaler gegenüber wesentlich fortgeschrittener und jünger. Sein Alter wird auf etwa 180000 Jahre berechnet. Das Herkunftsland ist wahrscheinlich Südasien. Von Osten nach Europa eindringend, fanden die Aurignacmenschen bereits die Neandertaler vor, bekämpften sie oder lebten geraume Zeit neben ihnen, um sich endlich mit ihnen zu vermischen.

Das Resultat dieser Mischung liegt in der jüngeren, ebenfalls im südfranzösischen Vezèrestal, sowie bei Mentone und anderwärts gefundenen Rasse von Cro-Magnon (homo priscus) vor, die dem jüngsten Diluvium angehört. Diese Renntierjäger standen dem modernen Menschen bereits sehr nahe.

Diese drei Rassen haben wir uns also als Träger der Diluvialkultur in Europa, Asien und wohl auch Afrika vorzustellen. Sie treten, um das nochmals zu betonen, im mittleren Diluvium bereits mit ganz ausgeprägten Rassencharakteren auf, was ungeheure Zeiträume zu deren Stabilisierung zur Voraussetzung hat. Die Stufen des älteren Diluviums und des jüngeren Tertiärs, in denen sich diese Entwicklung vollzogen

haben wird, sind für Anthropologie und Kulturgeschichte noch völlig unbeschriebene Blätter.

Wenn wir auch darauf verzichten müssen, die diluvialen Kulturperioden genauer zu beleuchten, so ist doch mitteilenswert, daß sie (von Mortillet) in vier Hauptstufen eingeteilt werden, deren Benennung von den wichtigsten französischen Fundstellen stammt. Diese sind das Chelléen, das Moustérien, das Solutréen und das Magdalénien.

Gemeinsam ist allen diesen Kulturstufen, die zusammen einen Zeitraum von mindestens zwei vielleicht auch vier Jahrhunderttausenden umfassen, folgendes: Die Geräte werden, wenn wir von Knochen, Horn, Rinde, Holz und anderem organischem Material absehen, aus Steinen hergestellt, und zwar durch Schlag und Druck. Polieren und schleifen konnte der Diluvialmensch seine Steinwerkzeuge noch nicht. Ferner hatte er noch keine Kenntnis von der Töpferei und Weberei, wohl aber ist er schon im Besitze des Feuers. Ohne Kenntnis des Ackerbaues lebte er von Jagd und Fischerei und dem Einsammeln wildwachsender Früchte. Er kleidete sich, wofern die Kälte ihn überhaupt dazu zwang, in Tierhäute, die mit Tiersehnen zusammengenäht wurden. Daß er seinen Körper schmückte, ist sicher, und zwar verwandte er dazu Muscheln und durchbohrte Raubtierzähne, die an Schnüre gereiht, um den Hals gehängt wurden. Wie man aus Farberden als Grabbeigaben mit Sicherheit schließen kann, bemalte er sich, vielleicht tätowierte er auch seine Haut. Sicher ist, daß das Schmuckbedürfnis dem nach Kleidung voranging, sicher auch, daß den Urmenschen eine dicke Schmutzkruste bedeckte.

Das Streben, sich durch äußere Zutaten schöner zu machen, sich aus der Masse der Gleichartigen her⸗vorzuheben, nicht aber Rücksichten der Schamhaftig⸗keit — wird doch heute noch bei manchen Natur⸗völkern gerade auf die Genitalien das Augenmerk durch leuchtende Farben usw. gezogen — oder des Witte⸗rungsschutzes, führten zur Erfindung des Schmuckes, dann erst, bei zunehmender Kälte oder Wanderung in kältere Länder, zu dem der Kleidung. Das Schmuck⸗bedürfnis unterscheidet den Menschen vom Tier. Hier finden Schönheitssinn und Luxusbedürfnis, aber auch Eitelkeit, d. h. Verlangen nach Bewunderung von Nichtigkeiten, die man selbst aber für wertvoll hält, zuerst Gelegenheit zur Befriedigung. Schmuck ist Aus⸗zeichnung und Reichtum zugleich. Nahezu untrenn⸗bar mit der Kleidung verbunden und unmerklich in diese übergehend, und letzterer mit zunehmender Rau⸗heit des Klimas mehr und mehr das Feld räumend, verleugnet er niemals seine Herkunft: im wesentlichen die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechtes zu er⸗regen, also seine erotische Basis.

Die sehr starken Klimaschwankungen während des Diluviums übten naturgemäß nicht nur durch den Zwang des Kälteschutzes auf Kleidung und Wohnung den stärksten Einfluß aus, sie waren für die ganze Lebensweise entscheidend. Denn vom Klima hängt naturgemäß der Pflanzenwuchs ab, von diesem die Fauna.

Das Diluvium läßt in Europa mit Sicherheit drei (nach anderen vier, die Günz⸗, Mindel⸗, Riß⸗ und Würmeiszeit) Kälteperioden unterscheiden, die mit einem ungeheuren Wachstum der Gletscher Hand in

Hand gingen. In den Zwischeneiszeiten ging die Vergletscherung fast bis zum heutigen Stande zurück. Die während der Vereisungen kaum von Tieren belebten Alpen wurden in den Zwischenzeiten von Flora und Fauna erobert, um sie immer wieder in den Kälteperioden zu verlieren. In ihnen bedeckten gewaltige Eisströme, oft viele hundert, ja tausend Meter dick, die größere Hälfte des Kontinents nördlich der Alpen. Die zwischen den Vereisungen liegenden wärmeren Perioden (Zwischeneiszeiten) ließen die Eismassen zum großen Teile schmelzen und veränderten dadurch den ganzen Landschaftscharakter, Flora und Fauna.

Das Chelléen, das die ersten mit Sicherheit auf Bearbeitung durch Menschenhand zurückzuführenden Steinwerkzeuge aufweist, war eine warme Zeit, geologisch in der zweiten (nach anderer Berechnung erst in der dritten) Zwischeneiszeit gelegen. Um jeden Zweifel auszuschließen, betonen wir also nochmals: aus den ersten beiden Eiszeiten und der dazwischen liegenden Interglazialzeit besitzen wir keine Zeugnisse für das Vorkommen von Menschen, da die sogenannten „Eolithen", aus dem Oligozän Belgiens, auch durch Einwirkung von Wasser und natürliche Reibung ihre werkzeugähnlichen Formen erhalten haben können.

Die breiten, lanzettförmigen, ovalen oder dreieckigen Faustkeile der Chellesperiode, meist aus Feuersteinknollen durch Behauen hergestellt, finden sich sehr weit verbreitet: in Italien, Spanien, Nord- und Südafrika, Vorderasien, Sibirien und Amerika. Neben diesen mit der bloßen Hand geführten rohen Steinwerkzeugen verwandte der Neandertalmensch auch

noch Splitter und Späne aus dem gleichen Material. Wie er mit diesen primitiven Waffen — zu denen wir uns natürlich noch Holzkeulen usw. zu denken haben —, den riesigen Elephas antiquus, das Charaktertier dieser Periode, und das Flußpferd (Rhinoceros Mercki) erlegen konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Kalktuffen von Taubach bei Weimar, die aus dieser Zeit stammen, zeigen uns den Menschen zusammen noch mit Höhlenlöwen und Höhlenhyänen, daneben mit Bär, Wildschwein, Auerochs usw. Also in der Pflanzen- und Tierwelt des warmen, feuchten Waldes. Das nordische Renntier fehlt noch.

Die langsam sinkende Temperatur führte zur vorletzten Eiszeit mit einer völligen Änderung der Tier- und Pflanzenwelt. Allmählich vollzog sich die Steppenbildung, der die Tundra folgte, die endlich der nordischen Moossteppe wich. Während wir den Anfang dieser Kälteperiode Acheuléen nennen, so deren Ende, die eigentliche Eiszeit, Le Moustier.

Die Werkzeuge werden in dieser Periode feiner und mannigfacher in der Form: leichte Handspitzen, grobe Schaber aus Feuerstein verdrängen den plumpen Faustkeil des Chelléen. Auch die Arbeit wird sorgfältiger. Man begnügt sich nicht mehr damit, aus einem Feuersteinknollen einen Keil roh herauszuhauen, sondern spaltet kleinere Stücke ab, und „retuschiert" die Ränder, indem man durch Druck kleine und kleinste Teilchen absprengt und dadurch eine zarte Facettierung erreicht. Diese neue Technik beherrscht alle Folgeperioden des Paläolithikums und reicht noch in die jüngere Steinzeit hinüber.

Das Mammut ist das Charaktertier dieser Periode, das jedoch bei zunehmender Vergletscherung vom Renntier völlig verdrängt wird. Die Fundstelle an der Schussenquelle bei Schussenried weist neben arktischen Tieren (Gold- und Eisfuchs, Singschwan) auch lappländische und grönländische Moose auf.

Die auf das Moustérien folgende Periode zunehmender Erwärmung mit starker Lösbildung, führte vermutlich zur Nacheiszeit, d. h. zur geologischen Gegenwart, nach andern jedoch zu einer letzten kurzen Zwischeneiszeit. Anscheinend zieht sich das Renntier mehr und mehr nach Norden zurück, während seine Stelle zahlreiche Mammute und Wildpferde einnehmen. Letztere sind das wichtigste Jagdtier des Solutréen. In diese Zwischeneiszeit fällt der Beginn der jungpaläolithischen Kulturen, deren älteste wir Aurignacien, deren Zenith aber Solutréen nennen. Zugleich vollzieht sich jener allmähliche Rassewechsel: der Neandertaler verschwindet langsam.

Es treten neue Werkzeugtypen auf. Der mit der bloßen Hand geschwungene Faustkeil kommt nicht mehr vor. Neben Formen des Moustérien finden wir nun kappen- und kielförmige Schaber, Hohlschaber zum Runden und Glätten von Holz- und Knochenstäben, zierliche Messerchen mit stumpfem Rücken, feingespitzte Bohrer, Dolche und Lanzenspitzen, dazu knöcherne Nadeln, Pfriemen, Spateln, Wurfspeerspitzen usw. Das Solutréen bezeichnet die Blütezeit der Feuersteinbearbeitung im Paläolithikum. Besonders bemerkenswert ist der hohe Kunstsinn dieser Periode: schon in den älteren Schichten von Aurignac finden

sich menschliche Rundfiguren aus Mammutelfenbein und Stein. Daneben haben sich zahlreiche und teilweise vortreffliche Wandmalereien erhalten, wozu später Basrelief- und Umrißzeichnungen auf Renngeweih traten.

Wenn es für uns auch ganz zwecklos ist, näher auf die verschiedenen Kulturperioden des Paläolithikums einzugehen, da wir ja nur kurz auf die Tatsache der menschlichen Höherentwicklung hinweisen wollen, zugleich in der Absicht, den Blick für Unterschiede zu schärfen, die uns sehr nebensächlich dünken, während sie in Wahrheit ungeheure Fortschritte bedeuten, das Resultat vieltausendjähriger Kämpfe und Gedankenarbeit, scheint es doch erforderlich, das *Magdalénien* näher zu betrachten.

So nennt man die eigentliche (jüngere) Renntierzeit mit ihrem gegenüber der Mammutzeit (oder der älteren Renntierzeit, dem Aurignacien) kälteren Klima. Denn Renntiere waren zweifellos vom Aurignacien über das Solutréen bis ins Magdalénien zahlreich vorhanden und von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Sie sind sozusagen das Leitfossil des jüngeren Paläolithikums.

Begnügen wir uns mit der Konstatierung, daß die Geräte mannigfacher und zahlreicher, die Feuersteinwerkzeuge kleiner, ja geradezu winzig werden, was darauf schließen läßt, daß sie in knöcherne oder hölzerne Klingen eingesetzt, als Schneiden von Sägen, Speerspitzen usw. Verwendung fanden, kurz, daß alles auf eine vervollkommnete und reichere Lebensführung hinweist. Dagegen verdient die *Kunsttätigkeit* dieser Periode unser Augenmerk. Denn ob die Geräte etwas

mannigfaltiger, die Technik etwas fortgeschrittener ist, mag uns wissenschaftlich interessieren, da es uns mehr und mehr erlaubt, auch diese graue Vorzeit zu periodisieren, zum Herzen spricht das alles nicht. Wohl aber gilt dies von der Kunst.

Nichts vermag uns ein so klares Bild vom Leben dieser Jägervölker zu vermitteln, als sie. An ihr erkennen wir deutlich die kulturelle Entwicklung während der Renntierzeit, Anfänge, Blüte und Verfall bis zum völligen Verschwinden aller Spuren. In den Schnitzereien und Malereien haben wir zweifellos die höchsten Leistungen des Diluviums zu erblicken, Leistungen, die unsere Bewunderung erzwingen.

Da Jäger die Bildwerke schufen, die Plastiken und Ritzzeichnungen, in Elfenbein und Knochen, die Malereien an den Höhlenwänden, den zeitweiligen Winterquartieren des Diluvialmenschen, so sind natürlich Jagdtiere die bevorzugten Darstellungsobjekte. Pflanzen treten ja überhaupt in jeder Kunst erst sehr spät auf, wenn sie nicht von höherstehenden Völkern übernommen, dann aber meistens mißverstanden und ornamental vereinfacht oder verschnörkelt werden. So sind auch in der Diluvialkunst die Pflanzenabbildungen sehr selten und mangelhaft. Man interessiert sich nicht nur weniger für sie, weil sie beim Lebensunterhalt eine untergeordnete Rolle spielen, sondern auch weil bewegliche Gegenstände unsere Aufmerksamkeit mehr fesseln.

Außerordentlich zahlreich, bewunderungswürdig durch Naturbeobachtung und Charakterisierung vermittels weniger Linien sind dafür die Tierfiguren: schreitende Mammute, weidende Renntiere, Pferde,

Bisons, Hirsche, Steinböcke, Saigaantilopen, Seehunde, Forellen, Hechte, Lachse, Schwäne, Wildgänse sind deutlich zu erkennen. Dazu gefährliche Feinde: Wölfe, Luchse und Bären. Schon damals entstanden Werke — etwa der Renntierdolch aus Laugerie Basse (Museum zu Saint-Germain-en-Lay), die den Meistern späterer Jahrtausende Ehre gemacht hätten.

Daneben finden sich menschliche Darstellungen in Rundplastik, so das älteste erhaltene rundplastische Bildwerk der Erde, also auch zugleich das älteste Kunstwerk überhaupt — denn vermutlich sind die Menschendarstellungen vor denen der Tiere entstanden —, die berühmte „Venus von Brassempouy". Dieser weibliche Torso aus Mammutelfenbein zeigt zwar übertriebene Üppigkeit der Formen, die an den Fettsteiß mancher Afrikaner erinnern und die Hypothese stützen, daß der Diluvialmensch den Hottentotten und Buschmännern verwandt war, aber doch naturgetreue Ausführung. Die weiblichen Figuren sind älter, als die männlichen, denn die Künstler waren ja Jäger, die sich neben dem Wild am meisten für das Weib, das Ziel ihrer erotischen Wünsche, interessierten. „Das Weib steht am Anfang der Kunst" (Woermann).

Flüchtige Umrißzeichnungen menschlicher Körper, roh und schematisch, aber auch bewußt karikierend, mit Annäherung der Kopf- und Körperformen an tierische, sind zahlreich. Alle Darstellungen bevorzugen das Profil und sind durch jene strenge Symmetrie ausgezeichnet, die Julius Lange als Merkmal aller statuarischen Kunst bis zur Blütezeit der griechischen Plastik erkannt und mit „Frontalität" bezeichnet hat.

Neben Menschen und Tieren — auch oft in Gruppen, stehend, laufend, grasend, gelagert, in dichtem Gedränge fliehend — finden wir auch Abbildungen von Hütten mit deutlich erkennbarem Sparrenwerk, jedoch so geringer Höhe, daß sie nur als Bedeckungen vertiefter Wohnräume oder flacher Schlafstellen angesehen werden können. Ferner Harpunen mit einer oder zwei Zahnreihen, geflochtene Decken oder Schilde (?). Da diese Dinge bisweilen schriftartige Reihen oder Gruppen bilden, scheint der Schluß zulässig, daß bereits die Renntierzeit Westeuropas die Elemente einer Bilderschrift kannte, ja man glaubt sogar zwei verschiedene Schriftarten unterscheiden zu können.

Außer auf beweglichen kleineren Gegenständen begegnen wir künstlerischen Versuchen auch auf den Wänden von vielen Höhlen in Frankreich und Nordspanien. Bald sind sie mit figuralem Schnitzwerk bedeckt, bald mit bloßen Umrißzeichnungen, bald mit farbigen Schattenrissen in der Art der Buschmannszeichnungen. Stellenweise treffen wir die technische Vollendung echter Freskogemälde. Die große Zahl der abgebildeten Nahrungstiere und das liebevolle Erfassen ihrer Charakteristika legt nach Analogie neuerer Naturvölker den Gedanken nahe, daß neben dem Schmuckbedürfnis auch praktische Erwägungen maßgebend waren: je naturgetreuer das Bild geriet, eine desto größere Macht glaubte man über das Original zu besitzen, dadurch die Jagd ertragreicher zu machen, und wohl auch die Vermehrung des Wildes zu fördern. Dieser Zauberglaube mag als erster Anfang einer Religion betrachtet werden.

Und wie stand es um die Moral? Was lehren uns die Bilder der gemeinsam jagenden, gemeinsam wohnenden Menschen?

Zweifellos entwickelten sich die ersten ethischen Elemente, gleich den ersten sprachlichen Lauten, schon in den frühesten Anfangsstadien der Menschwerdung, ja sie waren wohl schon weit früher vorhanden. Das Gewissen ist dem Menschen angeboren, wie die Furcht. Denn wenn die Tiere Mutterliebe kennen, gemeinsam Gefahren begegnen, kurz altruistische Instinkte und Gefühle hegen, so besteht nicht die geringste Veranlassung, diese beim Menschen zu bezweifeln. Trat er doch niemals ganz allein auf, sondern zweifellos in Horden bzw. familienartigen Lebensgemeinschaften. Stets aufeinander angewiesen, sich der größeren Kraft und Intelligenz des Oberhauptes — zumeist jedenfalls des Vaters — beugend, lag gegenseitige Unterstützung in aller Interesse. Jagd und Fischfang erfordern das. Doch auch das Einsammeln von Früchten, Brennmaterial, Herrichten der Lagerstätte geht gemeinsam besser vonstatten. Ebenso ist in Gegenden, die, wenn auch nicht von menschlichen Feinden — man kann sich die Besiedelung gar nicht dünn genug vorstellen —, so doch von solchen aus dem Tierreich wimmeln gemeinsame bzw. abwechselnde Wachsamkeit notwendig. Genau wie bei Gemsrudeln oder Rebhuhnvölkern. Bemerkenswert ist, daß die Gebote der Sittlichkeit, dieses notwendigen Produktes jedes menschlichen Zusammenlebens, selbst bei den niedrigsten heutigen Jägervölkern den gleichen Inhalt haben: Mord, Diebstahl und Lüge dem Hordengenossen gegenüber sind ver-

pönt, gegenseitige Hilfsbereitschaft wird gefordert. Alles aber gilt ganz ausschließlich im engsten Horden-verbande, dehnt sich dann ganz allmählich auf Nach-barhorden und den ganzen Stamm aus, um erst ganz spät fremden Völkern gegenüber Geltung zu besitzen. Das lehren sogar noch unsere Kolonialkriege!

Daß neben dieser Gemeinsamkeit und Gegenseitig-keit der Schwächere — Frauen und Kinder — unter-drückt wurde, ist selbstverständlich. Aber auch diese Unterdrückung hat ihre Grenzen. Denn daß das Weib, Gegenstand der Geschlechtsliebe, mag sie auch noch so animalisch und grobsinnlich sein, in einem Zustande erhalten werden muß, der ihr die vom Manne ge-stellten Anforderungen zu erfüllen gestattet, liegt auf der Hand. Und der jüngere oder schwächere Horden-genosse durfte auch nicht verhungern, da dadurch die Gemeinsamkeit und Erleichterung der Unterhaltsge-winnung gefährdet oder gar unmöglich war. Wir sehen also den Altruismus als notwendige Folge des Egoismus bereits auf tiefster Gesittungsstufe neben diesem bestehen. So erhielt das Gewissen Inhalt.

Wie nun, wenn sich zwei Horden begegneten, was ja wohl nicht allzuhäufig vorgekommen sein mag, da die Erde reichlich Raum für alle bot? Das Naturgemäße war ein gegenseitiges Sichausweichen. Nur die Not-wendigkeit, dieselbe Höhle aufzusuchen, denselben Wasserplatz, bei Wildmangel dieselbe Fangstelle, zwang zu Zusammenstößen oder doch zu Zusammenkünften. So hat sich der Mut von Mensch gegen Mensch zweifel-los erst spät entwickelt.

War – etwa bei drohender Hungersnot – Kampf notwendig, so wurde er sicher mit der denkbar größten Rücksichtslosigkeit geführt. Denn wenn schon in solchen Zeiten jeder nicht zu Jagd und Fischfang taugliche Hordengenosse ein unnötiger und darum unbequemer Esser war, so doch noch vielmehr jedes Glied einer fremden Horde. So wurde der Gegner mit Weib und Kind vernichtet. War das Weib schön und arbeitsfähig, dann mag es ja wohl dann und wann am Leben gelassen worden sein, was zugleich der Hordeninzucht steuerte. In der Regel wird aber in Zeiten der Not – und nur in solchen kam es ja zum Kampf – jeder hungrige Magen vertilgt worden sei. Doch auch ohne eigentlichen Kampf war dem Fremden gegenüber alles erlaubt. Selbst noch dem höheren Jägervolke gilt nur es selbst für voll. Der eigene Stammesname deckt sich mit der Bezeichnung für „Mensch“. Bei zentralbrasilianischen Indianern heißt „wir“ zugleich „gut“, „nicht—wir“, andere, also zugleich „schlecht“ oder „geizig“.

Wenn Arbeitskräfte Wert erhalten zur Weidung von Viehherden – die der Diluvialmensch aber so wenig kannte, wie die Bestellung des Bodens –, können wir daher erst Schonung des Gegners erwarten. Statt alle zu töten, läßt man Weiber und Kinder am Leben. Sie werden Sklaven. So ist die Sklaverei entsprungen dem Bedürfnis nach Arbeitskräften, dem Wunsche, sich selbst schwere Arbeit tunlichst fernzuhalten, als großer moralischer Fortschritt zu werten. Ihn dürfen wir erst in der jüngeren Steinzeit mit ihren gänzlich veränderten Lebensverhältnissen erwarten. Im Diluvium

aber mit nahezu ausschließlicher okkupatorischer Tätigkeit (Jagd, Fischerei, Einsammeln von wilden Früchten) wäre Schonung des Gegners Energieverschwendung gewesen. Jetzt wurde seine Vernichtung dazu.

Hatte man ursprünglich mit allen Mitteln unter tunlichster Schonung der eigenen Person den Kampf geführt, war man weder vor Gift noch vor Feuer, nicht vor Verrat, noch Falschheit und Heimtücke zurückgeschreckt, so merkte man, daß der gegenseitige Verzicht auf vergiftete Waffen und Wasserstellen, die gegenseitige Schonung von Weibern und Kindern, ja unter Umständen sogar von erwachsenen männlichen Individuen — geschickten oder kräftigen Arbeitern etwa — keineswegs einem selbst mehr Schaden zufügte, als dem andern, oft sogar nützte. Man schonte also in beiderseitigem Interesse Werte. So ist die Humanität ein Produkt der Intelligenz, zugleich auch der veränderten Lebensbedingungen, ein nationalökonomischer Fortschritt, eine Etappe auf dem Wege, mit einem Mindestmaß von Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Man lernte, daß das geringste Mittel, daß die Reziprozität im beiderseitigen Interesse liegt.

Und wenn die Kulturstaaten der Gegenwart auf diplomatischem Wege Differenzen zu regeln versuchen, wenn sie nur in Fragen von höchster Lebenswichtigkeit, wenn es die Selbsterhaltung gilt, zu den Waffen greifen, dann aber den Gegner möglichst nachhaltig niederzuringen versuchen, so schreiten sie nur weiter auf dem vor Urzeiten betretenen Wege.

Darum wird und muß es doch Kampf und Krieg

geben, solange es Menschen gibt. Doch hoffentlich nur mehr gerechte: in der Verteidigung oder wenn die gesteigerte Bevölkerungszunahme in einem Staate ein Überschreiten der Grenzen zur Lebensnotwendigkeit macht, d. h. wenn der friedliche Daseinskampf ums Brot keine Aussicht mehr verspricht. Aber wenn auch der Gegner niedergeschmettert werden muß, so dürfen darum doch nicht unnötig Werte vernichtet werden.

Schutz der Kranken und Verwundeten, Schonung der Zivilbevölkerung und des Privateigentums, Schonung wichtiger Kulturgüter überhaupt sind die richtigen Mittel. Die Ansätze dazu müssen noch weiter ausgebaut werden, damit, wie einst im Indien des großen Açoka, der Bauer zwischen kämpfenden Heeren sein Feld bestellen kann. Vor allem muß der Kampf gegen unzivilisierte Völker weit humaner geführt werden, damit endlich die törichten und menschenunwürdigen Greuel unserer Kolonialkriege verschwinden. Endlich muß die Diplomatie mit reineren Mitteln zu arbeiten lernen.

Was auf Reziprozität beruht, schadet nicht, sondern nützt vielmehr beiden Parteien, im Kampfe der Völker, wie in dem der Menschen untereinander. So wird die Wertvernichtung tunlichst eingeschränkt werden, bis man unter sorgfältiger Vermeidung alles unnötigen Zerstörens und Quälens nur mehr das gegnerische Herz zu durchbohren bestrebt sein wird.

Diesem Ideale nähert sich unsere Kriegsführung durch das internationale „Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges“ vom Okto-

ber 1907. Dieses verordnet u. a. menschliche Behandlung der Gefangenen, Bezahlung ihrer Arbeit, Verpflegung wie die der eigenen Truppen usw. Vor allem aber schränkt es die Mittel zur Schädigung des Feindes ein: es verbietet Verwendung von Gift, Meuchelmord, Tötung oder Verwundung eines wehrlosen, sich auf Gnade oder Ungnade ergebenden Feindes, Waffen oder Explosionsstoffe, die unnötige Leiden verursachen, Plünderung usw., und fordert gewissenhafte Beobachtung abgeschlossener Kapitulationen, so daß die Grundsätze von Treu und Glauben auch dem Feinde gegenüber Geltung behalten.

Wenn diese internationalen Abmachungen auch wirklich ausnahmslos innegehalten werden, dann ist der Menschlichkeit Genüge getan. Höhere Anforderungen lassen sich kaum mehr erwarten. Diese Wahrscheinlichkeit besteht aber nur im Kriege zwischen zivilisierten Staaten. Daß in Revolutionen, Religions- und Bürgerkriegen mit dem fanatischen und blödsinnigen Haß auf beiden Seiten fast ausnahmslos gegen sie verstoßen wird, läßt in ihnen und nicht in notwendigen Kriegen den wahren Feind der Menschheit erblicken.

Resümieren wir: mit der verbesserten Bodenbestellung und mit der fortschreitenden Technik, die später den Sklaven durch das Tier, dieses durch die Maschine, Wasserkraft und sonstige Naturkräfte zu ersetzen lernt, im Vereine mit der steigenden Intelligenz wächst auch die Humanität. Es werden nicht mehr Werte zerstört, als die Selbsterhaltung bzw. der Zweck des Kampfes unbedingt erfordert. Wenigstens

nähert man sich diesem Menschheitsideal. Dadurch erhält aber ganz von selbst das Gewissen mehr und mehr Inhalt. Und es kommt schließlich so weit, daß wir vor einer Überfeinerung warnen müssen, wie sie in langen Friedensperioden leicht eintritt, und sich vor allem bei alten Jungfern — männlichen und weiblichen — ausbildet. Statt durch produktive Arbeit zu nützen, bangen diese um ihr Seelenheil; statt die Natur und ihre Gesetze, die Vernunft und ihre Forderungen, d. h. die Lehre, daß der Kampf Vater aller Dinge ist, anzuerkennen, belasten sie sich mit nichtigen Gewissensskrupeln, wodurch eine Effeminierung des Gefühlslebens herbeigeführt wird, ein Kultus der Gefühlsduselei, der einem rücksichtslosen und entschlossenen Gegner gegenüber verhängnisvoll werden könnte. Nicht die weichliche Gefühlsduselei regiert die Welt, sondern das Gute.

Die Menschheitsmoral aber, die ich lehre, sie allein vereint in harmonischem Gefüge die der Staaten und die der Individuen, sie macht uns human, aber nicht weichlich und weibisch, stark, aber nicht roh und brutal, klug, aber nicht falsch und hinterlistig. Sie schafft auch Werte, indem sie Schwächliche vernichtet, Unkraut ausrodet.

Doch zurück zum Diluvialmenschen!

Nicht nur altruistische Handlungen innerhalb des Hordenverbandes dürfen wir bei ihm suchen, sondern auch die ersten Ansätze zu freundschaftlichem Verkehr mit Nachbarhorden. Gewiß ist zunächst jeder Fremde ein Feind, der gemieden oder vernichtet wird. Der harte Kampf ums Dasein zwingt häufig dazu, zumal

nach Reduzierung des Jagdwildes infolge von Epidemien oder aus anderen Ursachen. Aber nicht immer muß die Berührung zweier Nachbarhorden feindlich sein.

Wie ließe sich das Vorhandensein einer gleichartigen Kultur auf weiten Gebieten, die Auffindung von Steingeräten, viele Tagereisen vom Ursprungsorte des Rohmateriales entfernt, anders erklären, als durch primitiven Tauschhandel? Die Tatsache, daß Jäger dem abziehenden Wilde folgend, oft weite Strecken zurücklegen, dürfte keine ausreichende Erklärung dafür sein. Näherliegend ist die Vermutung, daß die Horde, die im glücklichen Besitze einer besonders reichen Lagerstätte von Feuerstein oder anderem geschätzten Rohmaterial war, mehr Geräte herstellte, als sie benötigte, um sie bei andern Horden gegen andere Gegenstände einzutauschen. Die Analogie mit heutigen Naturvölkern rechtfertigt diese Annahme. Damit dürften wir dann auch die ersten Anfänge des Handels und auf Arbeitsteilung beruhenden Wirtschaftslebens mit seinen veredelnden Wirkungen im Diluvium suchen. Sonst müßten wir annehmen, daß jede Horde alle Kulturerrungenschaften aus sich selbst hätte erwerben müssen, was die Gleichartigkeit der Werkzeuge ausschließt.

Wir verglichen schon wiederholt diluviale Zustände mit solchen bei heute noch lebenden Naturvölkern. Das ist zulässig nach einem Kulturgesetz, das uns lehrt: bei denselben stofflichen Grundlagen sind auch dieselben oder ähnliche geistige Verfassungen anzunehmen. Doch können wir den Satz auch um-

kehren: der Menschengeist ist sich zu allen Zeiten und an allen Orten ähnlich; darum muß die gleiche Ursache auch die gleiche oder ähnliche Wirkung hervorrufen.

Daß die Unterscheidung der Kulturstufen keinerlei chronologische Anhaltspunkte gewährt, geht daraus klar hervor. Lebt doch der heutige Australneger auf gleichem Kulturniveau, wie der Neandertaler Westeuropas vor Jahrhunderttausenden. Haeckels biogenetisches Grundgesetz gilt im wesentlichen auch für Völker und Kulturen. Jedes Volk der Erde stand einst im Chelléen, aber keineswegs alle kamen darüber hinaus. Ist demnach die Entwicklungsrichtung annähernd allen Völkern gemeinsam, so ist die Entwicklungsgeschwindigkeit, die zurückgelegte Strecke, außerordentlich verschieden.

Kulturell zerfällt das Paläolithikum in zwei deutlich geschiedene Stufen: das Chelléen und die Renntierzeit. Gehört der Neandertaler der ersteren mit seinen plumpen Steinwerkzeugen noch dem „niederen" Jägertum an, so die folgenden Stufen von Aurignac, Solutréen und La Madeleine, deren Träger die Rasse von Aurignac und Cro-Magnon war, dem „höheren". Das erste Niveau nehmen heute noch etwa Weddas, Buschmänner, Feuerländer, afrikanische Pygmäen oder Bororó ein, die also am weitesten zurückgeblieben sind, eine Tatsache, an der gelegentlicher Gebrauch von eingetauschten eisernen Pfeilspitzen nichts ändert.

Das „höhere" Jägertum unterscheidet sich vom vorgenannten nicht nur durch weit bessere Feuersteingeräte und höhere Lebenshaltung, sowie größere Volkszahl,

sondern durch regelmäßiges Wohnen in Winterdörfern aus gut gebauten Hütten, sowie dem Auftreten verschiedener gewerblicher Tätigkeiten bei Männern und Frauen, Holzschnitzerei, Flechterei, Malerei, wohl auch Weberei usw. Dazu kommen schon Standes- und Vermögensunterschiede, es gibt vermögende und arme Leute, wenigstens Ansätze dazu, wenn der Besitz auch im wesentlichen nur auf vervollkommneten Waffen und Werkzeugen beruhen mag. Vor allem treten regelmäßig erbliche Häuptlinge von allerdings noch geringerer Macht auf. Die Eskimo repräsentieren heute noch diese Kulturstufe, neben vielen anderen Völkerschaften. Dieses Beispiel lehrt, daß die Kenntnis der Schiffahrt keineswegs dem Diluvialmenschen abgesprochen werden muß.

Während wir bei den niederen Jägervölkern keinerlei soziale Differenzierung kennen, die Horden, die Zellen der menschlichen Gemeinschaft, in strengster Demokratie, im Zustande der durch die allgemeine Besitzlosigkeit geforderten Gleichheit, leben neben dem Hordenoberhaupt gar keine Autorität existiert, ist das im höheren Jägertum schon ganz anders. Ursprünglich ordneten sich mehrere Horden höchstens bei einer gemeinsamen Wanderung einem Führer mit minimalster Machtvollkommenheit unter. Da fast jedes Stammesbewußtsein fehlt, existiert auch keine Möglichkeit zur Bildung größerer Verbände. Niemand duldet einen Oberherrn, da keinerlei Veranlassung besteht, sich ihm unterzuordnen, andererseits aber auch kein Anreiz, eine Gewalt zu erringen, die keinerlei Vorteile gewährt. Wohl aber kennen schon die niederen Jägervölker

Priester bzw. Zauberer, in denen wir also die erste Stufe auf der sozialen Leiter erblicken müssen.

Daß günstige Nahrungsverhältnisse, eine wildreiche Gegend, nicht nur die Vermehrung der Horden fördert, sondern auch das Zusammenleben mehrerer auf engem Raume gestattet — denn wenn alles zu leben hat, besteht kein Anlaß zu kämpfen —, liegt auf der Hand. So werden zuerst in fruchtbaren, d. h. wildreichen Gegenden größere Gruppen zusammengetreten sein. Das aber ist eine Voraussetzung zu jeder höheren Kultur, die nur städtisch sein kann oder doch Zentralen besitzen muß, die als Sammelbecken alles vereinen, was zahlreiche Köpfe ausdenken und Hände erzeugen. Wie in der Biologie Zellen zusammentreten unter einheitlicher Leitung des Gehirns bzw. Zentralnervensystems, wie die Organismen immer größer und differenzierter werden, so auch in der Soziologie.

Die selbständige kleine Horde des niederen Jägertums (des Neandertalers im Chelléen) wird in der Renntierzeit analog einem bei heutigen Naturvölkern noch zu beobachtenden Vorgange zur Hausgemeinschaft des Winterdorfs, also zu einem Teil einer Dorfgemeinde. Das bedeutet bereits eine fortgeschrittenere soziale Differenzierung, denn die Dorfgemeinde ist eine Art Wehrbund, der des Anführers bedarf. Während der Stärkste und Mutigste im Kriege Häuptling wird, ist es im Frieden der Reichste, also auch hier schon Ansätze zur Konkurrenz von Schwertadel und Plutokratie. Dominieren die Vertreter des ersteren im Kriege, so im Frieden die der letzteren, ein vikariierendes Verhältnis, das durch die ganze Weltgeschichte zu ver-

folgen ist und so lange dauern wird, wie es Kriege und Privateigentum gibt, also wohl bis ans Ende dieser Erde. Finden wir schon in der Renntierzeit eine soziale Scheidung, so muß diese naturgemäß desto größer werden, je mehr der Besitz von Kenntnissen, Fertigkeiten, Werten und Traditionen wächst.

Bisweilen bilden die verheirateten und die unverheirateten Männer je eine durch gemeinsame Interessen verbundene Sondergruppe, eine Erscheinung, die erst in weit fortgeschritteneren Perioden bedeutungsvoll wird. Da man nur körperliche Fähigkeiten — etwa von technischer Geschicklichkeit abgesehen — schätzt, kranke und alte Leute aber nur als unnütze Esser betrachtet werden, die man häufig erschlägt oder aussetzt, da sie die Beweglichkeit der Horde hindern, ist es eine sehr seltene Erscheinung, wenn ihr auf Lebenserfahrung beruhender Rat höher gewertet wird, als ihre körperliche Untauglichkeit. Das finden wir etwa bei einigen australischen Stämmen. Damit wird ein neuer, höherer, geistiger Maßstab angelegt. Aber auch hierfür ist eine gewisse Seßhaftigkeit Vorbedingung. So eng hängen Wirtschaft, Moral und Geistesentwicklung zusammen.

Daß ein Zusammenleben einer größeren Hordenzahl, bei unvermeidlichen Friktionen untereinander gewisse Rechtsbegriffe erfordert, ist klar. So bildet sich allmählich ein Gewohnheitsrecht aus, Sitte und Gesetz. Doch nicht allein innerhalb des Stammes, sondern auch zwischen Nachbarstämmen. Denn wenn die Unstetigkeit des Jagdwildes auch zum Umherziehen zwingt, so bilden sich doch allmählich zwischen den einzelnen Horden und vor allem zwischen den einzel-

nen Stämmen ganz bestimmte Jagdgründe heraus, deren Grenzen, zur Vermeidung von Fehden, strenge innegehalten werden. Vermehrt sich die Kopfzahl eines Stammes derart, daß Wildmangel eintritt, der zum Überschreiten der Grenzen zwingt, dann beginnt der Vernichtungskrieg. Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen heute noch unter den weit fortgeschritteneren Beduinenstämmen Arabiens.

Nach Analogie der Naturvölker müssen wir dem Diluvialmenschen normale Geisteskräfte zusprechen. Beschränkt in seinem Horizont, hat er sich, wie die Anpassungserscheinungen seiner Geräte und Lebensweise bezeugen, innerhalb dieses seines Gesichtskreises, der Tiere, Pflanzen, Gewässer, Bodenbildungen usw. zum Objekt hat, zweifellos mit großer Gründlichkeit und Leichtigkeit bewegt. Die Schärfe seiner Naturbeobachtung, auf der ja seine Daseinsmöglichkeit beruhte, beweisen seine Kunstwerke zur Genüge.

Soviel vom Diluvialmenschen. Daß er ganz und gar kein völlig kulturloser „Wilder“ war, daß die Jahrhunderttausende, die vom ersten Anzeichen menschlicher Tätigkeit, bis zum Ende der Renntierzeit vergangen waren, ihn keineswegs stagnierend zeigen, hat der kurze Streifzug gelehrt. Uns, von der Höhe der heutigen Gesittung betrachtet, wollen die Differenzen klein scheinen. Tatsächlich waren sie ungeheuer. Uns will der Geistesaufwand, der zur ersten Anwendung oder gar künstlichen Erzeugung des Feuers, zur ersten roh gegerbten Wildhaut, zum geflochtenen Korbe, zur geschnitzten Harpune führte, gering dünken und doch erforderte es wohl nicht weniger Intelligenz

und Kombinationsgabe, nicht weniger Naturbeobachtung und Fleiß, das und die anderen Geräte herzustellen, Entdeckungen zu machen, als manche viel bewunderte und patentierte Erfindung der Gegenwart. Denn wenn heute ein Fund, eine Erfindung und technische Vervollkommnung, die in Australien und Amerika gemacht wird, auf den Flügeln des elektrischen Funkens fast im gleichen Augenblick Gemeingut der Kulturmenschheit wird, so mußte damals fast alles und jedes hunderte, ja tausende von malen selbständig der Natur abgerungen werden. Und daß die Anpassung bisweilen wunderbar gelang, lehrt etwa der Kajak der Eskimos, lehrt das Leben von Völkern in unwirtlichen Gegenden, die nur geringe Subsistenzmittel bieten und doch ihre Bewohner ernähren.

Weit wunderbarer als das Verharren auf der primitiven Stufe des Chelléen ist der Fortschritt, den wir zur Renntierzeit finden, ist der gewaltige Sprung hinüber in die jüngere Steinzeit. Betrachten wir die heute noch in urzeitlichem Zustande verharrenden Völker, so finden wir sie entweder am Rande der Ökumene, in unwirtlichen Gegenden, die alle Kräfte in der Nahrungssuche absorbieren, oder in Ländern von einer Üppigkeit der Vegetation, einer Leichtigkeit der Lebensbedingungen, die kein Bedürfnis nach dem Neuerwerb von Kulturgütern aufkommen läßt.

Die gewaltigen Schwankungen des Diluvialklimas, doch auch schon die geringeren zwischen Sommer- und Wintertemperatur in unseren Breiten zwangen, indem sie das Leben schwer machten, zum Kampf, zur Ausbildung des Geistes und technischer Fähigkeiten. Denn

wie beim Einzelnen Wohlleben und Sorglosigkeit erschlaffen, so ist die Bedürfnislosigkeit, die fehlende Notwendigkeit sich im täglichen Kampfe mit der Umwelt sein Leben zu ertrotzen, Ursache der Stagnation. Klima, Nahrungsmangel, natürliche Katastrophen erzwangen die Abstreifung der angeborenen Trägheit. Sie lehrten den Segen der *Arbeit*.

* * *

Die ganze Renntierzeit, deren Träger im Anfang die Aurignacrasse, dann die von Cro-Magnon war, dürfte etwa anderthalb Jahrhunderttausende gewährt haben. Sicher ist, das ihr Ende auf dem Kontinent nördlich der Alpen mindestens 12000 Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt. Das Klima hatte sich wieder geändert. Das Renntier war dauernd nach dem Norden abgezogen, seine Stelle als Nahrungstier nahm nunmehr der Edelhirsch ein. Die Pflanzen- und Tierwelt war bereits ganz die der geologisch-paläontologischen Gegenwart geworden, mit Ausnahme der in historischen Zeiten ausgerotteten Arten, eine naturgemäße Folge der Waldvegetation, die den Steppen und Tundren des Magdalénien den Boden abgewonnen hatte.

Was war aus der paläolitischen Kultur, was aus ihren Trägern geworden? Wir wissen es nicht. Nur soviel können wir feststellen, daß dem Magdalénien eine *Verfallsperiode* der älteren Steinzeit folgte mit zahlreichen kulturellen Einbußen (Asylien und Tourassien).

War bisher Frankreich, fast das einzige Land nörd-

lich der Alpen mit dauernder Besiedelung, jedenfalls aber das Gebiet, das während des ganzen Diluviums ununterbrochen bewohnt war, und dem wir in erster Linie unsere Kenntnisse verdanken, so hat sich nun das europäische Siedlungsgebiet nach Norden ganz bedeutend erweitert. Durch das Abschmelzen der riesigen Gletscher Skandinaviens, die ihre Eisströme über das Meer bis tief nach Norddeutschland vorgeschoben hatten, selbst von einem Tausende von Meter dicken Eispanzer bedeckt, wurden diese Länder für Menschen bewohnbar. Dazu gesellten sich bedeutende Niveauverschiebungen des Ostseebeckens und seiner Umgebung. Während in der „Yoldiazeit" noch ausgedehnte Teile des heutigen Landes unter Wasser lagen, Nordeuropa für Menschen noch nicht bewohnbar war, zog mit der folgenden „Ancyluszeit" und ihrem mildernen Klima, das mit Wäldern von Buchen, Espen und Fichten das Land bedeckte unter gleichzeitiger Hebung der Ostsee-Randländer, der Mensch in den Norden ein. Das ist wenigstens nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse wahrscheinlich, während es mit Sicherheit von der folgenden „Litorinazeit" ausgesagt werden kann.

Diese Periode der Landsenkung verschaffte der Ostsee, die vorher ein Binnenmeer mit Süßwasser war, wieder Anschluß an die andern Meere und brachte ein wärmeres Klima, als heute in diesen Gegenden herrscht. Übrigens ist der Norden gegenwärtig wieder in einer Hebungsperiode begriffen.

In dieser Litorinazeit finden wir an der Ostküste Dänemarks Küchenabfallhaufen „Kjöckenmöddinger"

von riesiger Ausdehnung. Sie bestehen zumeist aus Muscheln, Asche, Knochen, Topfscherben, Werkzeugen aus Feuerstein, Knochen usw. Wir finden auch Knochen von Hunden. Alles zeugt dafür, daß das Leben der damaligen Menschen sich unter relativ leichten Bedingungen abspielte. Kulturelle Fortschritte wesentlicher Art gegenüber der Renntierzeit lassen sich, von Töpferei und Haushund abgesehen, nicht nachweisen, im Gegenteil deuten sehr viele Anzeichen auf einen Kultursturz. Diesen lassen auch Funde auf dem Boden Frankreichs, das ja, um das nochmals zu betonen, während der Eiszeiten fast ganz eisfrei blieb, erkennen.

Wir würden auf diese den Rahmen einer Geschichtsphilosophie überschreitenden Dinge nicht eingehen, wenn nicht anthropologische Gründe dies rechtfertigen würden: die Frage nach der Entstehung der blonden nordischen Rasse (homo europaeus flavus), deren reinste Vertreter heute die Germanen in Skandinavien, England und Deutschland, die Slawen in Rußland sind, während in der Antike die Griechen und Römer, aber auch die Kelten, Perser, die Eroberer Indiens und andere Völker dazu gezählt werden müssen.

Diese blonde Rasse, heute Trägerin einer Weltkultur und Beherrscherin des bei weitem größten Teiles unseres Erdballs, hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach in jenen genannten geologischen Zeiten im Norden unseres Erdteils unter dem Einflusse des kalten Klimas und der daraus resultierenden Lebensbedingungen herausgebildet. Sie war es wohl auch, deren wirtschaftliche Reste wir in den „Kjöckenmöddinger" vor uns haben.

Wir sind auf Vermutungen angewiesen, wie ja überhaupt ein großer Hiatus zwischen der Renntierzeit und dem Neolithikum mit seinen so ganz anderen Lebensverhältnissen klafft: nunmehr finden wir auf einmal, scheinbar ganz unvermittelt, Ackerbau und Viehzucht treibende, seßhafte Menschen statt den herumschweifenden Jägerhorden der Urzeit. Wir treffen dauernd bewohnte feste Ansiedelungen, Topfscherben und auch ganze Töpfe von bisweilen großer Formenschönheit, kunstvoll polierte Steinwerkzeuge, ja gewaltige Steinbauten, die das Vorhandensein einer relativ dichten Bevölkerung beweisen. Alles ist neu. Und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die kulturelle Kluft, die den Menschen der älteren Steinzeit von dem der jüngeren trennt, so groß und in vieler Hinsicht so bedeutungsvoll ist, wie die, welche uns von den Neolithikern scheidet. Denn wenn auch noch die Kenntnis der Metalle fehlt, nach wie vor Knochen und Stein das Hauptmaterial der Geräte ist, so müssen wir den Fortschritt doch ungeheuer nennen.

Ob dieser tiefen Kluft in unseren Kenntnissen, unserem Unvermögen die Entwicklung der neuen Kultur aus der paläolithischen zu verfolgen, auch eine Kluft in den Dingen entspricht, d. h. ob eine neue Rasse von Europa Besitz ergriff nach dem Aussterben des Diluvialmenschen, möge vorläufig dahingestellt bleiben.

Soviel ist sicher: die jüngere Steinzeit ist auf der Höhe ihrer Entwicklung von der älteren so außerordentlich verschieden — fast nur die beiden fehlende Kenntnis der Metalle kann als gemeinsames Merkmal betrachtet werden —, daß die Vermutung, es handle

sich hier lediglich um eine Fortsetzung des ausgehen= den Diluviums, wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Zudem fehlen vermittelnde Funde zwischen bei= den Kulturen, also etwa Fundorte, die gleichzeitig be= arbeitetes Renntiergeweih und geschliffene Steinwerk= zeuge aufweisen. Wo dieselbe Höhle Schichten des Neolithikums über denen des Paläolithikums bietet, sind beide durch häufig meterdicke Zwischenlagen toten Gerölls oder durch Kalksinterbildungen getrennt, ein Beweis, daß viele Jahrhunderte oder gar Jahr= tausende verstrichen, bis den Ansiedlern des Diluviums solche aus dem Neolithikum folgten. Was aber in dieser Zwischenzeit, diesem „Hiatus" geschah, wissen wir nicht.

Allerdings weisen eine Reihe von Funden, die jünger sind, als das ausgehende Magdalénien darauf hin, daß dem Magdalénien eine Verfallsperiode der diluvialen Kultur folgte (Asylien und Tourassien, so nach den französischen Fundorten benannt), aber diese dünne Brücke, die vom Diluvium zum Neolithikum in Europa zu führen scheint, kann uns nicht genügen. Das um so weniger, als wir uns weder die Ursachen des Verfalls zureichend erklären, noch viel weniger aber annehmen können, daß aus dem rebarbarisierten Tourassien sich auf einmal die Blüte des Neolithikums herausgebildet haben soll.

Wir sind vielmehr auf Vermutungen angewiesen, wenn wir tastend einen Übergang von der so grund= verschiedenen älteren Steinzeit zur jüngeren suchen. Entweder sind, was aber unwahrscheinlich ist, die Be= wohner Europas mit dem ausgehenden Diluvium aus unbekannten Ursachen völlig ausgestorben, so daß der

Erdteil gänzlich unbewohnt blieb, um viel später von den Trägern der neolithischen Kultur, den Bringern der Töpferei, des Ackerbaus und der Viehzucht neu besiedelt zu werden.

Oder aber, die diluvialen Höhlenbewohner — daß auch im Diluvium außer in Höhlen noch in Erdlöchern, unter Laubdächern usw. gewohnt wurde, wenn und solange (im Sommer) das Klima es erlaubte, ist selbstverständlich — folgten ihrem Jagdwilde, dem Renntier, nach Norden. Nach der Auswanderungshypothese wäre also nur die paläolithische Kultur bei uns erloschen, während die sie tragende Rasse in nördlichen Ländern als Renntierjäger fortgelebt hätte und heute noch etwa in den Eskimos existierte.

Am meisten Wahrscheinlichkeit hat folgende Hypothese für sich: Ein Teil der paläolithischen, der Rasse von Cro-Magnon, angehörigen Renntierjäger wanderte dem abziehenden Wilde nach, während ein anderer in den alten Wohnsitzen zurückblieb. Diese letzteren hätten dann — so vermutet Quatrefages — mit den aus Asien kommenden neolithischen Fremdlingen einen erbitterten Kampf um Grund und Boden geführt, da der Wildstand durch den Abzug der nordischen Formen wesentlich reduziert war. Von diesen zurückgebliebenen Diluvialmenschen wurde ein Teil vernichtet, ein anderer aber verschmolz mit den Eindringlingen. So ergab sich dann zwar kein totaler, wohl aber ein partieller Hiatus — in unseren Kenntnissen sicherlich größer, als in den Verhältnissen —, d. h. ein längeres Unbewohntsein größerer Landstrecken.

Diese Hypothese hat nicht nur aus inneren Grün-

den viel für sich, sondern auch Stützpunkte etwa in Skelettfunden der Cro-Magnonrasse mit Knochen, die von neolithischen Pfeilspitzen durchbohrt sind. Dann wären die ja schon dem wärmeren Alluvium angehörigen Stufen des Asylien und Tourassien die letzten herabgekommenen Ausläufer der Stämme, die ehedem die Magdalénienkultur besessen hatten. Die Ursachen ihres Niederganges würden wir allerdings nicht kennen. Freilich handelt es sich auch bei dieser Annahme nicht um eine eigentliche Übergangskultur, da das wesentlich Neue ja von Einwanderern aus dem südlichen und östlichen Europa gebracht wurde, mit denen sich eine Verschmelzung vollzog. Übrigens braucht man sich deshalb noch keineswegs den Vorgang als eine plötzliche Überschwemmung Europas mit südlichen oder östlichen Kulturträgern vorzustellen. Schon schwache Volksstämme hätten sehr gut die neue höhere Kultur übertragen können, wie zahllose geschichtliche Analogien beweisen. So hätten etwa einige Muster von geschliffenen Steinwerkzeugen die Industrie eines ganzen Landes beeinflussen können.

Ausgeschlossen ist der Gedanke, daß durch eine Mutation sich aus dem dekadenten Tourassien das Neue entwickelte. Denn das Klima wurde ja wärmer, die Lebensbedingungen also nach einer Richtung sicher angenehmer. Da fehlte der Ansporn zur Entfaltung aller Kräfte, ein Ansporn, dem zweifellos einstens die Höherentwicklung des älteren in das jüngere Paläolithikum seine Entstehung verdankte.

Unsere Kenntnisse über die Zwischenzeit werden auch durch die Kjöckenmöddinger und deren Funde

nicht geklärt, mögen sie auch hochinteressant sein als älteste quasi neolithische Schichten auf europäischen Boden — charakterisiert vor allem durch Töpferei und den Haushund, als erstes gezähmtes Tier —, und ihr geologisch genau feststellbares Alter.

Sie finden sich noch an den Seeküsten vieler anderer europäischer und außereuropäischer Länder — in Irland, Frankreich, Portugal, Sardinien, an der Westküste der Sahara, in Nord= und Südamerika, in Japan und Australien —, und legen alle Zeugnis ab vom elenden Dasein ihrer einstigen Bewohner, das sich kaum von dem der heutigen Feuerländer unterscheidet. Ob man aus ihrem zahlreichen Vorkommen folgern darf, daß im Alluvium die Erde zuerst an den Küsten besiedelt wurde, bleibe dahingestellt. Woher sollen denn diese neuen Ansiedler gekommen sein? Warum verließen sie das Binnenland, das im Diluvium ihnen Nahrung bot? Zeitlich liegt zweifellos die Periode der Kjöckenmöddinger zwischen Paläolithikum und Neolithikum, kulturell aber läßt sie sich trotz Töpferei und Haushund nicht mit Sicherheit als Zwischenstufe nachweisen.

Beleuchten wir kurz, wie man sich etwa die Verschmelzung der eingewanderten Neolithiker mit der Cro=Magnonrasse zu denken hat, ein Vorgang, der sich in ähnlicher Weise ungezählte Male in der Weltgeschichte wiederholte.

Als die Spanier auf den Antillen landeten, machten sie die merkwürdige Beobachtung, daß die Frauen eine andere Sprache redeten, als die Männer. Die Kariben hatten in der noch lebenden Generation die Inseln

besetzt, alle Männer ermordet und die Frauen geehelicht. Daß die Kinder und Enkel eine Mischsprache lernten, liegt auf der Hand. Wenn ein sich kräftig mehrendes Volk aus Nahrungsmangel gezwungen ist, sich auszudehnen, verlassen naturgemäß die jungen Männer an der Peripherie des Wohngebiets ihre Heimat, um sich eine neue zu erobern. Und zwar ohne Frauen, die nur die Beweglichkeit hemmen würden und zu Hause vielfach als Arbeiterinnen geschätzt sind. So wird der Frauenraub eine Form der Ehe. Die Folge ist nicht nur die Entstehung einer neuen Sprache, sondern er bewirkt auch, daß niemals ein Volk völlig ausgerottet wird. Das Blut der Besiegten rollt weiter in den Adern der neuen Generation der Sieger. Die Frauen übermitteln auch manche Kunstfertigkeit und stellen so das konservative Element in der Geschichte dar.

Dieser Vorgang ist überaus lehrreich, weil er uns Aufschluß gibt nicht nur über die Entstehung von Mischkulturen, die gegenseitige Bereicherung im Gefolge hat, sondern auch über die der verschiedenen Sprachen oder Dialekte.

Wo und wie sich auch einstens die Menschwerdung vollzogen haben mag, so ist soviel sicher, daß es nur eine Ursprache gegeben haben kann, wenn wir uns, was am wahrscheinlichsten ist, einen Distrikt des Erdballs als Menschheitswiege denken. Sollte aber an verschiedenen Orten gleichzeitig diese Mutation vor sich gegangen sein, was nicht wahrscheinlich ist, auch dann könnten nur einige wenige Ursprachen entstanden sein.

Diese Ursprache kann nur sehr wenige Worte enthalten haben. Durch die Verteilung der Menschheit über die Erde, durch den Eintritt in andere Länder mit anderer Fauna, die doch auch benannt werden mußte, durch die Notwendigkeit Gegenstände, die zur Trennungszeit noch unbekannt waren, zu bezeichnen, mußte der Sprachschatz reicher werden. Und da der Kontakt zwischen den Horden sehr locker war, zwischen den Stämmen noch lockerer, zwischen neu sich bildenden Rassen wohl überhaupt nicht bestand, so ergab sich ganz von selbst die Spaltung der Ursprache in Dialekte, aus denen später Sprachen wurden, wie etwa aus der indogermanischen Stammessprache das Deutsche sich so gut entwickelte, wie das Lateinische oder Persische. Diese ganz automatische Differenzierung, die sich, trotz Schriftsprache, heute noch vor aller Augen vollzieht — hier können natürlich nur die Grundlinien der Entwicklung skizziert werden —, wurde noch gesteigert durch Mischungen, die naturgemäß an der Peripherie der Stämme oder der Nationen häufig waren. So entstanden ganz neue Sprachen, und zwar unter Umständen innerhalb weniger Generationen. Und da eine Schrift als gemeinsames Band fehlte, wurde der Sprachenreichtum der Erde enorm. Zählen doch allein die Indianer Amerikas etwa tausend verschiedene Idiome, von denen etwa ein Viertel auf den Norden, drei Viertel auf den Süden des Erdteils entfallen. Die Neue Welt hat also etwa ebenso viele Sprachen ausgebildet, wie alle andern vier Erdteile zusammen. Vielleicht ist die Ursache darin zu suchen, daß nur relativ wenig Gebiete Amerikas das Zusammenleben einer stärkeren

Bevölkerung gestatteten, während durch die gewaltigen Naturkatastrophen und die geringe Fruchtbarkeit der meisten anderen ein fortwährendes Herumziehen von kleinen Bevölkerungssplittern erforderlich war.

Es sei nochmals betont, daß das Neolithikum, das der Renntierzeit gegenüber nur einen Rückschritt aufweist: die Einbuße an Schönheitssinn, der sich in Malerei und Plastik äußerte, für unsere bisherigen Kenntnisse etwas Neues, durch keine deutlichen Übergänge vermitteltes ist. Vielleicht haben wir es mit einer Mutation größten Stils zu tun. Nunmehr erst bilden die Kulturschichten der Menschheit bis zur Gegenwart eine ununterbrochene Reihe. Alle stehen auf der ganzen Erde in einem idealen Zusammenhang, wenn auch kein Punkt des Erdballs ohne Unterbrechung alle einzelnen aufeinander folgenden Schichten der Kulturentwicklung zeigt. Denn von den Ländern, die einst Wiege des Neolithikums waren, wie die zusammenhängenden, ununterbrochenen Schichten bezeugen, siedelte diese Kulturbewegung nach anderen Orten über.

Die Annahme eines Kulturimportes hat zur Voraussetzung, daß die neuen Güter samt und sonders an einem einzigen Orte gewonnen wurden. Von da aus hätten sie sich dann verbreitet. Diese Meinung herrscht vielfach und zwar betrachten die einen Mesopotamien, die andern Ägypten als diese Kulturwiege. Liegt die Vermutung doch nahe, daß diese überaus fruchtbaren Flußgebiete, weil ihre Bewohner am frühesten in das helle Licht der Geschichte treten, auch zuerst das Paläolithikum überwunden haben. Diese Hypothese ist jedoch höchst unwahrscheinlich, selbst

wenn wir ganz davon absehen, daß in Mittelamerika die Maya, im Hochland von Peru andere Völker — und zwar beide amerikanischen Kulturen völlig unabhängig voneinander — Stufen erklommen, die den gleichzeitigen der Alten Welt durchaus ebenbürtig, ja in mancher Hinsicht sogar überlegen waren.

Wir können aus der Wesensverwandtschaft des menschlichen Geistes mit größter Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen, daß unter den gleichen natür-lichen Bedingungen das Neue sich unabhängig an verschiedenen Orten herausgebildet hat. Das entspricht der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, die die Logik fordert. Voraussetzung sind natürlich die genau oder annähernd genau gleichen Bedingungen der Ent-stehung.

Bei dieser Annahme, deren Richtigkeit sich kaum ernstlich bestreiten läßt, würde es sich nicht um eine Kulturübertragung in Bausch und Bogen handeln, sondern — ein Vorgang, den wir tagtäglich beobachten können — um Austausch einzelner Kulturerrungen-schaften und Güter. Das schließt ja keineswegs die Überlegenheit einiger Völker aus, wie ja die frühe Blüte des östlichen Mittelmeerbeckens (Ägypten, Me-sopotamien) gegenüber den andern Ländern Europas und des größten Teiles von Asien von niemand be-stritten wird. Wir hätten uns daher den Übergang des Paläolithikums ins Neolithikum etwa so vorzu-stellen, daß geringe Samenmengen oder wenige Zucht-tiere, die durch Krieg oder Tausch in den Besitz des Nachbarn gerieten, nunmehr weite Gebiete eroberten.

Wie große Not, atemloser Kampf ums Dasein, dem

Fortschritt nicht förderlich ist, weil er zu einer über die unmittelbaren und drückenden Lebensnotwendigkeiten hinausgehenden Tätigkeit nicht Zeit und Energie übrig läßt, so auch nicht Überfluß und müheloser Lebenserwerb. Dieser führt zur Erschlaffung, zur Energieentwertung. Beide aber sind Folgen des Klimas und der Bodenbeschaffenheit bzw. geographischen Lage.

Das Klima hatte sich seit dem Diluvium in Europa in außerordentlich günstiger Weise gewandelt. Es war gemäßigt geworden mit regelmäßigem Wechsel warmer Sommer und kühler, jedoch nicht polarer Winter. Das hatte dazu gezwungen in der warmen Jahreszeit für die unwirtliche Vorkehrungen zu treffen, was die heilsamsten moralischen Folgen haben mußte. Denn nicht nur zur Arbeit zwang das Klima — der wichtigste Faktor für Pflanzen- und Tierwelt, von deren Beschaffenheit ja wieder alles andere abhängt —, sondern nunmehr auch zum vorausschauenden Denken, zum Berechnen der nächsten Zukunft. Das beanspruchte aber wenn nicht neue Gehirnpartien, so doch zweifellos das Gehirn in neuer Weise und mußte so mechanisch zu seiner Vervollkommnung beitragen.

Der so überaus folgenreiche, in seiner Tragweite gar nicht zu überschätzende Übergang von der bloß aneignenden Wirtschaftsform des Jägertums zur wiedererzeugenden des Ackerbauern und Viehzüchters war auch insofern aus der Not geboren, als der Wildreichtum wohl bei Abwanderung der nordischen Tierformen — als Folge der Erwärmung — abgenommen hatte, den Binnenbewohnern aber der Reichtum des Meeres nicht

zur Verfügung stand. Zudem war es weit bequemer die Herde zur Gewinnung von Milch, Fleisch, Fellen usw. heranzuziehen, als sich dem launenvollen Jagdglück auszusetzen. Besonders aber bot der Feldbau auf engerem Raume mehr Menschen Existenzmöglichkeit.

Im wesentlichen ist das Ziel der materiellen Kultur ja darauf gerichtet, einer wachsenden Bevölkerung möglichst günstige Existenzbedingungen zu schaffen.

Nun könnte man fragen, warum denn die Ansiedler der Küsten, die im Meere unerschöpfliche Hilfsquellen besaßen, sich ins Binnenland verzogen, weite Wanderungen unternahmen. Das geschah zweifellos als Folge einer beträchtlichen Bevölkerungszunahme, wie wir uns ja überhaupt die Träger der jüngeren Steinzeit ganz bedeutend zahlreicher vorzustellen haben, als die der älteren. Die an der Peripherie sitzenden Stämme, die jungen und wanderlustigen Elemente zogen nach und nach von der Küste fort und kamen so allmählich bis zu den Alpen, ja bis nach Indien.

Wandern mußte ja auch der Viehzüchter, da die Ernährung der Herde, je nach der Bodenbeschaffenheit, oft große Landstrecken erforderte. So kommt es, daß sich der reine Nomade — der darum aber doch selbstverständlich an vegetabilischer Nahrung genoß, was die Natur ihm freiwillig bot — sich ursprünglich in seiner vagierenden Lebensweise vom Jäger gar nicht unterscheidet. Zudem muß sich der Übergang zur Tierzähmung und Zucht außerordentlich langsam vollzogen haben. Erst fing man ein Tier sicherlich mehr zur Unterhaltung, als zum Unterhalt, und es wird

großer und mühevoll erworbener Erfahrungen bedurft haben, um seinen Nutzen für die Volksernährung zu erkennen und zu lernen, es in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu veranlassen.

Die älteren Neolithiker haben wir uns, soweit sie sich überhaupt schon über die Stufe des Fischer= und Jägertums erhoben, nomadisierend zu denken. Ihre Kulturtat besteht im wesentlichen darin, daß sie aus=gedehnte Ländereien, die sich dem Pflanzenbau ent=ziehen, für eine fortgeschrittenere, bequemere, einen sicheren Unterhalt gewährende und eine größere Be=völkerungszahl ernährende Wirtschaftsform, als es die Jagd war, eroberten. Bekanntlich gibt es heute noch außerordentlich viele derartige Hirtenstämme und Völ=ker, die, mögen ihre Werkzeuge auch inzwischen aus Metall hergestellt sein, im wesentlichen dasselbe Leben führen, wie ihre Urahnen. Nicht nur auf den unge=heuren Flächen im Norden Chinas, in Afrika nördlich von den Wohnsitzen der Sudanneger, in Arabien und anderwärts, ziehen noch Hirtenvölker wie vor Jahr=tausenden unsere indogermanischen Ahnen umher; selbst noch in Europa haben die Lappen diese Wirt=schaftsform beibehalten.

Eine herumziehende, so sehr von Klima und Wit=terung abhängige Lebensweise verhindert die Ausbil=dung der höheren Baukunst, wie auf der Hand liegt. Dasselbe gilt von vielen Künsten und Gewerben, wäh=rend es anderen, etwa den Erzeugnissen der zum Zelt=bau benötigten Webekunst, förderlich sein mußte, wie=wohl die sich von selbst vermehrende Herde eine schlechte Erzieherin zum Fleiß ist. Da bleibt es weit

bequemer, an die Waffen appellierend, des Nachbarn Besitz fortzunehmen. Daß andrerseits das vor aller Augen kreisende Glücksrad, das den reichen Herden⸗besitzer von heute zum Bettler von morgen macht, zu philosophischer Weltbetrachtung anregt, sei nicht ver⸗schwiegen. Die reinsten Vertreter des Nomadentums finden wir in den Semiten, den Bewohnern Arabiens. Die Einwirkung von Klima, Flora und Boden, sowie der durch diese Faktoren bestimmten Lebensweise auf die Psyche, tritt hier klar in die Erscheinung.

Daß die Sorge um die Herde, der Kampf gegen ihre Feinde, die Notwendigkeit dem Wasser und Futter nachzuziehen, den Charakter dieser Völker formte, ihnen wesentliche Merkmale urzeitlicher Stufe beließ, bedarf keines Beweises. Kriegerisch, leicht beweglich und daher zu weit ausholenden Eroberungszügen nei⸗gend, staatenzertrümmernd, bisweilen aber auch große ephemere Staaten bildend, waren die Nomadenvölker vor unvordenklichen Zeiten und sind es heute noch. Bedürfnisarm und wetterfest, als unruhige Elemente den seßhaften und begüterten Nachbarn gefährlich, fehlt ihnen bisweilen für ihr ganzes weiteres geschicht⸗liches Leben der Ansporn zur Höherentwicklung. Daß sie trotzdem in entscheidender Weise oft in die Welt⸗geschichte eingriffen, ist hinlänglich bekannt.

Betrachten wir nunmehr die Kultur des euro⸗päischen Neolithikums, deren Träger im wesentlichen denselben Rassen und Völkern angehören, die wir noch in geschichtlichen Zeiten, ja zum Teil noch in der Gegenwart an denselben Wohnsitzen antreffen. Sie im einzelnen zu verfolgen, was etwa in Skandi⸗

navien und im Alpengebiet auf Grund der Pfahlbau-funde heute schon möglich ist, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Wohl aber müssen wir darauf hinweisen, daß der Gebrauch der Metalle durchaus nicht notwendige Vorbedingung zu hoher kultureller Blüte ist. Wir müssen uns sehr vor einer Unterschätzung der Brauchbarkeit der damaligen Steinwerkzeuge hüten, die zwar gewiß nicht den Damaszenerklingen ebenbürtig waren, wohl aber, wie die Errichtung weiter Pfahlbauansiedelungen, gewaltiger Dolmen lehrt, nicht nur die Bearbeitung von Holz, sondern auch von Steinen zuließ.

Betont muß vor allem werden, daß die ungeheure Bedeutung der jüngeren Steinzeit darin liegt, daß in ihr die ersten Grundlagen der europäischen Zivilisation geschaffen wurden. Entscheidend ist der Übergang zum Ackerbau bzw. zur vegetabilischen oder doch gemischten Nahrung.

Im Kindesalter des Pflanzenbaues, der nur zur Ergänzung der Fleischnahrung betrieben wurde, gab es noch keine Feldbestellung mit Pflug und Zugtieren. Vielmehr herrschte der leichtere Hackenbau, der heute noch in vielen Ländern der Erde üblich ist. Allerdings wirft der Boden bei dieser Bestellungsart nur geringen Ertrag ab. Das ist aber kein Nachteil, da ja so viel zur Verfügung stand, daß die extensive Bewirtschaftung gerechtfertigt war. Sie trug auch den herumschweifenden Neigungen des primitiven Menschen Rechnung, indem sie nur bis zur Reife der Ernte am gleichen Orte zu bleiben zwang, dann aber weiterzuziehen gestattete.

Ursprünglich ißt man alles, was man bekommt. Die Scheidung zwischen reinen Jägern, Nomaden und Ackerbauern ist eine Folge vieltausendjähriger Entwicklung. Während die Frau den Boden mit der Hacke bestellt, bleibt der Mann noch lange Jäger oder geht zum Hirtentum über. Die Abstufungen dieser Ernährungsweisen sind in der Praxis außerordentlich zahlreich. Die reinen Typen des Ackerbauern und nomadisierenden Hirten bilden sich erst im Laufe der Zeit heraus und zwar selbstverständlich nie so streng geschieden, daß nicht auch der Ackerbauer Vieh gehalten hätte, der Nomade aber auf alle vegetabilische Nahrung verzichtete.

Die Frau, den Boden mit der Hacke bestellend, betritt hiermit den Weg der gewerblichen Arbeitsteilung der Geschlechter, ein höchst bedeutsamer Vorgang. Wie der Hackbau, so wurde auch die Töpferei, Weberei, Spinnerei und noch manches andere Domäne der Frau, auf deren Schultern der Mann tunlichst viel Arbeit ablagerte. Erst mit der Einführung des Rinderpfluges, der zur Bedienung weit mehr Kraft erfordert, als die leichte Hacke, dafür aber auch viel größeren Ertrag verspricht, wird der Mann zum Ackerbauern. Damit erst ist der Stamm seßhaft geworden, während das Beispiel vieler heutiger Völker, die sich über das Jägertum erhoben hatten, lehrt, daß der Hackbau sehr wohl im Umherziehen betrieben werden kann. Reift doch der Weizen schon in drei Monaten! Deshalb ist die Tatsache der Getreidegewinnung allein noch kein hinreichender Beweis für Seßhaftigkeit. Der seßhafte Ackerbauer verläßt das mühsam kultivierte, mit festen An-

siedelungen übersäte Land freiwillig nie mehr. So entwickelt sich die Liebe zur engeren Heimat, die so groß wird, daß man schwerste Arbeit dem Verlassen der Scholle vorzieht. Man vervollkommnet die Getreidegewinnung, erfindet die Düngung — schon in Peru, während Ägypten und Mesopotamien ihrer nicht bedurften — und verteilt durch kunstvolle Kanalbauten das Wasser über das Land. Das zwingt zu straffer Arbeitsorganisation und starker königlicher Zentralgewalt.

Auf die verschiedenen durch Form der Geräte und Werkzeuge, sowie Ornamentik der Töpferwaren zeitlich und örtlich wohl zu unterscheidenden europäischen Stufen und Regionen des Neolithikums einzugehen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Erwähnenswert für die außerordentliche Verbreitung und in gewissen Charakterzügen Einheitlichkeit mancher Perioden des Neolithikums ist etwa, daß wir Dolmen, die für Nordeuropa auf 3500—2500 v. Chr. datiert werden, jedoch im Zentrum von Europa fehlen, von Syrien durch ganz Nordafrika, in Spanien, Frankreich und England, auf Madagaskar so gut wie in Skandinavien und Norddeutschland antreffen. Daß diese weite Verbreitung Verkehr zur Voraussetzung hat, liegt auf der Hand. Aber auch in Amerika war die megalitische Bauweise, die bei der in Frage kommenden Bewegung großer Gesteinsmassen auch nicht unbedeutende mechanische Kenntnisse erfordert, üblich.

Ein weiterer Beweis dafür, daß bei der im Prinzip überall gleichen Konstruktion des menschlichen Gehirnes gleiche Ursache auch gleiche oder ähnliche Wirkungen hervorrufen, ist etwa die weite Verbreitung der

Pfahlbauten. Wir finden sie nicht nur an unsern Alpenseen, sondern auch in Italien, Mecklenburg, in Frankreich, Amerika, auf Neuguinea und Borneo und noch in vielen andern Ländern.

Aus den Funden am Grunde der Seen können wir ein recht klares Bild der Lebensweise der jüngeren Steinzeit in Europa gewinnen. Während man in der älteren Zeit, die in unserm Alpengebiet auf ca. 4000 v. Chr. anzusetzen ist, zwar schon Ackerbau und Viehzucht kannte, aber doch noch vorwiegend von der Jagd lebte, halten sich in den späteren Zeiten die Knochenfunde von Haustieren und Wild etwa die Wage. Man hielt außer dem Hund noch Rind, Schwein, Ziege und Schaf und zwar primitive gleichförmig kleine Schläge, die zweifellos eingeführt sind, da sie sich zu ihrem Nachteil von den gleichzeitig in diesen Gebieten wildlebenden Verwandten wesentlich unterscheiden. Im späteren Neolithikum haben die Haustiere nicht nur numerisch stark zugenommen, sie zeigen auch deutliche Anzeichen einer Höherzüchtung und Verbesserung alter Schläge. Daneben treten ganz neue Formen auf, die teils durch eigene Zucht, teils durch Einfuhr gewonnen sind.

Der Pflanzenbau war nicht sehr hoch entwickelt und deckte den eigenen Bedarf nicht. Deshalb sammelte man große Mengen wildwachsender Früchte. Außer drei Weizensorten, zweizeiliger und sechszeiliger Gerste und Hirse kultivierte man im Alpengebiet noch Erbsen und Flachs, die dem Norden fehlten; Roggen und Hafer treten erst in der Bronzezeit auf, Hanf fehlt gänzlich. Ebenso kommen in der Bronze-

zeit noch Linsen und dicke Bohnen, beide aus dem Orient, hinzu, ferner Gartenmohn. Auch scheint damals schon neben dem wildwachsenden Holzapfel eine veredelte Sorte gepflanzt worden zu sein. Wir sehen also auch auf diesem Gebiete eine rüstige Aufwärtsentwicklung der materiellen Kultur.

Wir sind sogar zur Behauptung autorisiert, daß die höhere Kulturentwicklung bei allen Völkern der Erde, soweit sie überhaupt eine solche erwarben, auf einer jüngeren Steinzeit basiert, die im wesentlichen unserem Neolithikum entspricht. Wenn wir daher auch gewisse vom Klima, Tier- und Pflanzenwelt verursachte Abweichungen in Indien, China, Afrika, Japan oder Amerika einräumen müssen, so darf darum doch das von den Pfahlbauern gesagte auf alle andern neolithischen Kulturen des Erdball angewendet werden.

Die zahlreich erhaltenen Überreste von Spinn- und Webereigeräten, von Gespinsten, Geweben und Flechtarbeiten, von gestrickten Netzen, Weberschiffchen, lehren uns die Höhe dieser Techniken nicht gering schätzen. Zweifellos war die Gerberei bekannt. Die zahllosen Werkzeugformen lassen überhaupt auf sehr viele Gewerbe schließen. Daß sogar ein gewisser Komfort den luftigen Pfahlbauten nicht fehlte, lehren neben Löffeln, Quirlen und anderen Kochgeräten, wie Seihern und mannigfachen Topfformen auch Bruchstücke von Türen, Tischen und Bänken, die sich erhielten. Von einem weitreichenden Handel aber zeugen Bernsteinperlen und Korallenketten. Die relative Einheitlichkeit der Kultur aber lehren die Zierformen der Gefäße, die Anhaltspunkte für die Datierung gewähren, gleich den

Leitfossilien, den Fibeln in der Metallzeit: Spiral=mäanderkeramik, Stichbandkeramik und Schnurkeramik als jüngste des Neolithikums sind die wichtigsten.

Alles lehrt, um das nochmals zu betonen, daß jene fernen Zeiten ganz und gar keine solchen des Stillstandes waren. Im Gegenteil läßt sich überall und auf allen Gebieten eine beträchtliche Aufwärtsbewegung konstatieren. Wenn wir vorläufig noch kein farben=reiches Bild der damaligen Zustände entwerfen können, so liegt das also keineswegs an ihrer Einförmigkeit, sondern an der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse.

Sie werden ergänzt durch die Resultate der ver=gleichenden Sprachforschung, die manche Lücken in den gegenständlichen Funden ausfüllen. Nach dem Grundsatze, daß Worte, die allen Völkern einer Fa=milie — etwa der blonden Rasse — gemeinsam sind, als Urbesitz in der Stammheimat zu gelten haben, während voneinander abweichende Bezeichnungen für Erwerbung der Kenntnisse erst auf den Wanderungen der Völker oder in späteren Sitzen zeugen, läßt sich, trotz völligen Sprachwechsels mancher Völker, die ein=stige Urkultur rekonstruieren.

Mögen auch die dänisch sprechenden Normannen in einem einzigen Jahrhundert die Sprache der franzö=sischen Normandie angenommen und sogar das ger=manische England romanisiert haben; mag die alpine Urbevölkerung Frankreichs die indogermanische (ari=sche) Sprache Roms angenommen haben, wie sich ja überhaupt die körperlichen Merkmale der Rasse keines=wegs immer mit den geistigen der Sprache decken: für die graueste Vorzeit müssen wir ein Zusammenfallen

beider annehmen. Das heißt: Die blonde Rasse ist Mutter der arischen (indogermanischen) Sprachen und Kultur, die sich mit ihren Trägern, sie stellenweise überlebend, über weite Länder ausbreitete.

Diese Sprachvergleichung lehrt uns eine große Übereinstimmung in der Lebensweise der Bewohner Nordeuropas mit den Pfahlbauern der Alpen: Als Besitzer von Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Schweineherden, die von Hunden bewacht wurden, kannten sie den Ackerbau, ohne ihn besonders zu schätzen. Die Jagd spielt eine große Rolle im Leben und in der Volksernährung. Als Gemeingut tritt der von Rindern gezogene Räderwagen auf, auf dem der „fahrende" Besitz transportiert wird. Das Vieh war auch Zahlungsmittel.

Die Familie lebte als „Großfamilie" zusammen, in der die Söhne auch noch nach ihrer Verheiratung und oft auch noch nach dem Tode des Vaters auf ihrem Erbe sitzen blieben. Man lebte also in Hausgenossenschaft und Wirtschaftsgemeinschaft: das Ackerland und die Ernte wurden verteilt. Das Regiment führte der Hausvater (pater familias), der sich seine Frauen — die Zahl war freigestellt —, zumeist raubte, seltener kaufte. Mit der Verheiratung brach die Frau alle Beziehungen zu ihrer eigenen Familie ab.

Aus der Großfamilie oder Sippe, die also Söhne, deren Frauen, Kinder und Enkel, Neffen und Nichten umfaßte, die alle zum Ahnenkultus und zur Blutrache verpflichtet waren, entwickelte sich, deutlich verfolgbar, der Staat. Sei es, daß eine Sippe andere unterwarf, sei es, daß sie sich im Laufe der Zeit mit andern freiwillig vereinigte. Auf die Religion, soweit sie aus der Sprache

rekonstruierbar ist, näher einzugehen, würde zu weit führen. Wohl aber ist bemerkenswert, daß zahlreiche Begriffe, die Recht, Gesetz oder Satzung betreffen, schon in ältester Zeit in sakralem Gewande auftreten. Verstöße gegen sie waren zugleich „Sünden", d. h. Beleidigungen der Götter. Der Hausvater, der auch priesterliche Funktionen zu verrichten hatte, wachte über Religion und Sitte. Daneben lassen sich noch Priester, die, wie der Geburtsadel, vom gemeinen Volke durch künstliche Narben (Tätowierungen) kenntlich gemacht sind, nachweisen.

Die notwendige Blutmischung infolge der mancherlei Eroberungen — sei es der blonden Rasse auf Kosten der alpinen, der semitischen oder anderer (Drawida) —, führte als eine der Ursachen zur Entstehung des Adels. Bei der Unterwerfung eines Landes wird die Masse der Bevölkerung in dienende Stellung herabgedrückt, die Eroberer aber lagern sich als höhere Schicht darüber. Bisweilen — etwa bei der Eroberung Galliens durch die Franken — wird auch den Führern des unterworfenen Volkes eine gewisse Vorzugsstellung eingeräumt. In der Regel behält diese aber der Sieger für sich ausschließlich, ihm folgt dann in der Rangordnung der Adel der Besiegten, wofern er nicht vertilgt wird. Je öfter sich nun der Vorgang der Eroberung des Landes vollzieht und je mehr Erobererschichten dadurch übereinander gelagert werden, desto mehr differenziert sich Bevölkerung und Adel. Am schroffsten tritt dies naturgemäß bei rassenfremden Völkern in die Erscheinung, so etwa bei der Unterwerfung Indiens durch die blonde Rasse. Diese hält auf Reinheit. Blutmischung

— das lehren die Gesetze Manus — läßt den Mischling sozial sinken. So wird das Siegerblut derart zum alleinigen Wertmesser einer Person, daß seine Reinheit ausschlaggebend ist für ihre Stellung. Je weniger Siegerblut in den Adern, desto minderwertiger. Die tiefste Schicht aber repräsentiert die einstige Urbevölkerung des Landes. So entstanden in Indien hunderte von Kasten.

Solche Paria sind auch — in metallkundigen Zeiten — oft die Schmiede, die man nach Vertreibung der Vorbewohner ruhig an Ort und Stelle beließ, weil man sie brauchte und deren Gewerbe an bestimmte Örtlichkeiten gebunden ist. Anderwärts — etwa in Afrika — werden sie ihrer Kunst wegen dem Adel zugerechnet. Denn zum Adel wird, wie auch Stromer gesprächsweise bemerkt hat, stets diejenige Schicht der Bevölkerung, die Eigenschaften besitzt, auf die eine Zeit besonderen Wert legt: in Kriegszeiten der Krieger, in sich konsolidierenden Staatswesen der Beamte, in Handelsstaaten der tüchtige Kaufmann, im gelehrten China der Gelehrte, bei besonders religiösen Völkern der Priester, was Gleichberechtigung zweier Berufe — etwa von Klerus und Schwertadel —, nicht ausschließt.

Soviel vom Urarier (homo europaeus flavus) des Neolithikums. Durch starke Vermehrung der Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen, spalteten sich im Laufe der Jahrtausende die Inder, Perser, Kelten, Griechen, Italiker, Germanen, Illyrier, Slawen und Letten ab. Sie zogen nach Süden und Südosten, um von den Säulen des Herkules bis zum Indus, von den Grenzen ewigen Eises bis zu den glühenden Wüsten Afrikas, den schwülen Dschungeln Indiens die Welt zu durch-

ziehen, zu besiegen, zu besiedeln und heute fast den ganzen Erdball zu beherrschen.

Ihre Betrachtung leitet über zum Menschen als Träger der Geschichte. Wie schon früher erwähnt, genügen unsere Kenntnisse des diluvialen Urmenschen zwar zur Unterscheidung einiger Rassen, nicht aber zur Zurückführung der heutigen Menschen auf sie in direkter genealogischer Folge. Daß weder der Neandertaler, noch der Mensch von Aurignac oder Cro-Magnon spurlos untergingen, sondern ihr Blut noch in unsern Adern, wenn auch nur in winziger Verdünnung, rollt, steht fest. Lombroses „geborener Verbrecher", der niederste Menschentypus, den wir in Europa finden, dürfte atavistischen Rückschlägen auf diese Rassen seine Entstehung verdanken. Mit seiner Ausrottung bewirken wir daher eine Veredlung der Menschheit.

Aus dem Besitz von Getreide und Haustieren folgerte man früher, daß der Mensch der jüngeren Steinzeit aus Asien nach Europa gewandert sei. So ohne weiteres ist dieser Schluß nicht zulässig. Denn Weizen, Gerste, die wohl ursprünglich aus der asiatischen Steppe stammen, Hirse, Flachs und einige Hülsenfrüchte treffen wir ebensogut im neolithischen Europa, wie in Afrika und Asien an. Roggen und Hafer, die dem Mittelmeergebiet lange Zeit oder gänzlich fern blieben, traten auch nördlich der Alpen erst spät auf. Babylonien erhielt die Gerste, Ägypten den Weizen aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Norden. Somit kommen wir der Frage nach dem Ursprungsland des Neolithikums auf dem Wege der Pflanzengeographie kaum näher.

Dazu ist zu berücksichtigen, daß die Zähmung und Züchtung der Haustiere, Rind, Schwein, Schaf und Ziege, mehr auf Süden und Osten, als auf Norden und Westen hinweisen, ohne darum den außereuropäischen Ursprung dieser ja teilweise auch bei uns wild vorkommenden Tiere zu fordern.

Woher die heute Europa bewohnenden Rassen stammen, wissen wir, wie schon gesagt, nicht mit unbedingter Sicherheit. Das wahrscheinlichste ist, daß sie sich erst unter der lange andauernden Einwirkung von Klima und Lebensverhältnissen während der Eiszeit bildeten, indem sie, ungezählte Jahrtausende an denselben Plätzen wohnend, den gleichen äußeren Faktoren unterworfen, durch Inzucht die erworbenen Rassencharaktere vererbend und dadurch steigernd, zu Rassen wurden.

Denn wie die Urmenschheit des Tertiärs oder ersten Diluviums sich erst in Rassen allmählich differenzierte, so schritt diese Differenzierung unter dem Zwange der Vererbungsgesetze, des Darwinismus, Lamarckismus und der Mutationen, also den im I. Teile dieses Werkes beleuchteten Faktoren, fort. Das hindert natürlich in keiner Weise die Entstehung neuer Rassetypen durch Verschmelzung bereits weiter differenzierter, ein Vorgang, den das Judenvolk ja klar lehrt.

Im Neolithikum nun war Europa von zwei wohl unterscheidbaren Rassen bewohnt: die eine, langköpfige, in den reinsten Vertretern in Skandinavien und den Küsten der westlichen und südlichen Ostsee, in Norddeutschland, wohl bis ins heutige Rußland reichend, nachweisbar, ist zweifellos identisch mit der blonden,

hochgewachsenen, blauäugigen, hellhäutigen, langgesichtigen nordischen Rasse, dem homo europaeus flavus. Aus ihr, die man auch Arier nennt, wiewohl „arisch" als linguistische, nicht anthropologische Bezeichnung zu Mißverständnissen Anlaß gibt, flossen also die Griechen, Römer, Germanen, Slawen usw. Daß alle Vertreter dieser blonden Rasse einstens dieselbe Sprache gesprochen haben, hat die vergleichende Sprachforschung mit Sicherheit erwiesen. Alle Völker, deren Sprache von dieser vorhandenen Ursprache abstammt, nennen wir Indogermanen. Also ist auch diese Bezeichnung nicht anthropologisch, sondern linguistisch. Daß die Ausbildung der Sprache sich im Neolithikum vollzog, da größere Gemeinschaften und eine gewisse Kulturhöhe mit zahlreichen zu benennenden Objekten dazu erforderlich sind, ist kaum zu bezweifeln.

Die andere Rasse, die wir aus den alpinen Pfahlbauten kennen, durch Rundköpfigkeit, rundes Gesicht, kleineren Wuchs, dunkle Haar- und Augenfarbe charakterisiert, identifizieren wir mit großer Sicherheit mit dem heutigen homo alpinus. Vertreter dieser beiden Rassen sind heute rein oder vermischt in ganz Europa nachweisbar und bilden etwa zu gleichen Teilen — die Brünetten überwiegen etwas — die Bevölkerung Deutschlands derart, daß die Blonden nach Norden zu an Zahl zunehmen, während es bei den Brünetten nach Süden, ihrem Stammsitz, hin der Fall ist. Wir nennen die alpine Bevölkerung Europas oder doch Teile von ihr auch mit Albrecht Wirth „Turanier" und lassen es offen, ob diese den Mongolen Asiens noch näher verwandt sind, als die Alpinen.

Ist der blonde Typus nordischer Herkunft, so scheint der alpine, brünette, kurzgesichtige, brachycephale asiatischen Ursprungs zu sein. In breitem Bande ziehen sich Völker dieses mongoloiden Typus von der Mandschurei und Mongolei durch den ganzen riesigen Kontinent bis zum Westen Frankreichs und den Basken Spaniens. Sie bilden die von den blonden Dolichocephalen unterworfene, verdrängte oder mit ihnen verschmolzene nacheiszeitliche Urbevölkerung des mittleren und südlichen Europas.

Als dritter Menschentypus Europas wird noch der des homo mediterraneus unterschieden. Er stimmt in allen Merkmalen mit dem homo alpinus überein, nur daß er langköpfig und häufig von hohem Wuchs ist und mit länglichem Gesicht. Er bewohnt die Randländer des Mittelmeeres und ist nördlich der Alpen sehr selten. Die Araber sind seine edelsten und reinsten Vertreter, denn Arabien ist die vermutliche Wiege dieser Semiten. Betrachten wir nun diese Rasse.

Regen weite, wenig fruchtbare Gebiete, Steppen und Sandflächen zur rauhen, aber wenig Arbeit erfordernden Viehwirtschaft an, so ermutigt ein fetter, fruchtbarer Boden zur Landwirtschaft, d. h. zu planmäßigem Anbau und zur Veredelung ursprünglich wild wachsender Pflanzen, unter Voraussetzung einer gewissen Milde des Klimas.

Seit ungezählten Jahrtausenden führten und führen die Semiten in den Wüsten und Oasen Arabiens ein Nomadenleben. Die Bodenbeschaffenheit verbietet den Ackerbau; das Klima, d. h. Wassermangel, zwingt zu ständigem Umherziehen. Als unruhige, kriegerische

Völker von außerordentlicher Expansionskraft brachen sie seit Jahrtausenden aus ihren Wohnsitzen hervor, um räuberisch ihre in den fruchtbaren Randgebieten Syriens, Palästinas und Mesopotamiens bereits zu Seß- haftigkeit und Ackerbau übergegangenen Stammesbrü- der zu überfallen. Ließen sie sich dort nieder, um zu friedlichen Ackerbauern zu werden, dann folgte nach großen Abständen wieder eine neue nomadische Welle, die sie ebenso unterwarf, wie sie es einst den Vorbe- wohnern gegenüber getan hatte. Aber sie verursachten nicht nur immer wieder einen Kultursturz, sie führten auch neues, kriegerisches Blut den weicheren Bewoh- nern der reichen Länder zu.

Zuerst unterwarfen die Araber den turanischen Stamm, der im Zweistromlande bereits einen hohen Stand der Kultur erreicht hatte, eigneten sich diese an, förderten sie weiter, um sie im Laufe der geschriebenen Geschichte an die rasseverwandten Völker der Phöniker, Assyrer und Israeliten weiterzugeben.

Was wir in historischen Zeiten verfolgen können, das fortwährende Ausbrechen einer gesunden, kriege- rischen Bevölkerung, die der dürftige Boden Arabiens nicht mehr ernähren konnte, in fruchtbare Länder hatte zweifellos auch im Neolithikum seine Vorläufer. Das Beispiel der Araber lehrt eindringlich die ausschlagge- bende Bedeutung der Lebensverhältnisse für den Rasse- charakter.

Uns genügt die Konstatierung, daß die durch na- türliche Faktoren bestimmte Seele der Semiten sich im Laufe der Jahrtausende nahezu unverändert erhielt. Und das, wiewohl diese Rasse Nachbarin war der

fruchtbarsten Länder des Erdballs, die zu allererst ihre Bewohner zur Seßhaftigkeit, dieser notwendigen Voraussetzung der höheren Kultur, übergehen ließen. Denn im Zweistromlande war das schon in grauester Vorzeit der Fall.

Daß gewaltige Zeiträume zur Schaffung der jüngeren Steinzeitkultur erforderlich waren, ist selbstverständlich. Allerdings ist eine Datierung der Anfänge noch nicht möglich, weil der Beginn der ganzen Entwicklung, wie erwähnt, in tiefes Dunkel getaucht ist und wir bei der ersten Begegnung bereits auf eine zwar noch nicht zu voller Blüte entfaltete, aber doch spezifisch neue Kultur stoßen. Nach Morgans Ausgrabungen in Susa (Elam) setzt Montelius den Beginn der jüngeren Steinzeit im Morgenlande etwa 18000 v. Chr. an. Danach wäre zeitlich der Anfang des Neolithikums im nahen Orient etwa zusammenfallend mit dem Ende der Nacheiszeit in Europa, dem Asylien oder Tourassien. Ob die Berechnung richtig ist, können wir nicht nachprüfen. Immerhin berechnet auch Evans den Beginn des Neolithikums in Kreta auf etwa 14000 Jahre und für Ägypten und den Osten Europas werden 12000 Jahre gerechnet, während man den Beginn des nordischen Neolithikums nur auf 8000 Jahre ansetzt. Doch haben alle diese Zahlenangaben nur bedingten Wert. Auch das Ende, der Übergang zur Metallzeit, ist für jedes Land anders zu datieren. Gibt es doch heute noch viele Volksstämme mit jungsteinzeitlicher Kultur, etwa in der Südsee oder in Zentralbrasilien. Aber auch in Europa trafen die Römer der Kaiserzeit noch metallose Völker, ja die Slaven standen noch im Beginn

des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung auf dieser Stufe. Auf alle Fälle dauerte das Neolithikum ganz unvergleichlich viel kürzer als das Paläolithikum, länger aber als die folgenden Kulturperioden.

Wahrscheinlich ist die neolithische Periode im Süden Europas früher angebrochen, als im Norden des Erdteils, vermutlich auch in Nordafrika und im südlichen Asien früher als in Südeuropa. Auf alle Fälle ist sie in diesen älteren Gebieten auch früher abgelaufen, etwa in den nun zum ersten Male besiedelten Alpenländern, viel eher als im fernen Skandinavien, Dänemark und den Ostseeländern.

Früher als die Stämme der blonden Rasse haben solche der Alpinen („Turanier"), begünstigt durch Klima und Bodenbeschaffenheit ihrer Wohnsitze, bereits große kulturelle Fortschritte gemacht, sich über das Neolithikum erhoben, indem sie es lernten, ihre Geräte und Werkzeuge aus Metall herzustellen.

Solche alpine und mongoloide Völker sind in erster Linie die Sumerier (doch wollen andere sie der blonden Rasse zuteilen) als Schöpfer der babylonischen Kultur im Zweistromlande. Ferner die Elamiten, ihre östlichen Nachbarn in Persien, die Hethiter (von anderen einer wesensfremden Rasse zugeteilt) im westlichen Kleinasien, im fernsten Osten die Koreaner und Japaner, in Europa die Iberer, Veneter, Etrusker und Basken. In unserem Erdteil erhielten sich Rasse und Sprache relativ rein nur in den Basken Spaniens und den Bewohnern von Wales in England und Irland, während in anderen Ländern die turanischen Sprachen von den indogermanischen verdrängt wurden, das tu-

ranische Blut aber sich mit dem der blonden Rasse vermischte und es stellenweise sogar aufsog.

Der Fortbestand der Basken und Iren lehrt, daß ein Volk, wofern es nur über eine genügend große Individuenzahl verfügt und in armen Ländern wohnt, die wenig Einreiz bieten, es durch Vernichtung zu beseitigen, sehr wohl auch die größten weltgeschichtlichen Katastrophen überstehen kann. Hier sehen wir deutlich den Einfluß der Zahl in der Geschichte. Wir lernen aber auch die Landesgeographie werten. So unentbehrlich reiche Küstengliederung und dadurch Verkehr mit den Nachbarn für frühe Kultur und den so überaus wichtigen Kulturaustausch ist (Endosmose), so segensreich ist Unzugänglichkeit für kleine Völker. Das lehrte Atropatene in den Eroberungsfeldzügen eines Alexander, Albanien heute.

Die außerordentliche Bedeutung der geographischen Lage eines Landes wird in Amerika besonders klar. Während etwa die großen Überschwemmungen der ungeheuren Länder östlich der Kordillieren und Anden nahezu unüberwindliche Hindernisse für feste Wohnsitze boten, während der tropische Reichtum Südamerikas die Anspannung aller Kräfte nicht erforderlich machte, finden wir im flußarmen Westen die ersten Kulturprovinzen.

Hier mußte der Peruaner mit Anstrengung aller Kräfte die Existenzmittel erarbeiten. Andererseits sorgte eine gütige Natur aber auch dafür, daß der Schweiß nicht nutzlos vergossen wurde. Auf dieser Grundlage konnte ein Staatengebilde entstehen, das zu den kunstvollsten der Weltgeschichte gerechnet werden muß.

Ganz ähnliche Verhältnisse bestanden in Mittel- amerika mit seiner vieltausendjährigen Kultur. Die friedlichen Maya, ein hochintelligentes Volk, hatte sie in den heutigen Provinzen Chiapas und Tabasco der Republik Mexiko und den angrenzenden Landstrichen bis zum See von Nicaragua geschaffen, mit dem Antlitz dem Golf von Mexiko zugewandt.

Beide Kulturen, die von Mexiko und die von Peru, bestätigen, wie außerordentlich weit ein Volk auch ohne Kenntnis der Metalle fortschreiten kann. Denn wenn hier auch Gold und Silber zu Schmuckzwecken diente, so fand Metall zu Geräten doch so gut wie keine Verwendung. Der komplizierte Kalender der Mayavölker setzt eine vieltausendjährige Beobachtung der Gestirne voraus, sie aber war erforderlich für ein ackerbautreibendes Volk. So wird die Astronomie zur ältesten Wissenschaft der Menschheit. Die Maya besaßen sowohl eine Zeitrechnung, die besser war, als die europäische bis zur gregorianischen Verbesserung des Kalenders, als auch ein Zahlensystem, das dem der Griechen und Römer weit überlegen war.

Ihre gewaltigen Bauwerke sind mit einer Schrift bedeckt, die, wenn wir sie auch noch nicht zu entziffern gelernt haben, doch zweifellos lautlichen Charakter trägt und damit bereits die ideographische oder hieroglyphische Phase überwunden hatte. Hier handelt es sich also bereits um geschichtliche Völker, die ihre Taten selbst aufzeichneten.

Ein lehrreiches Beispiel für die Wesensgleichheit des menschlichen Geistes ist die Entstehung des Lehnswesens. Dieses tritt wohl überall bzw. immer dann

auf, wenn bei noch nicht entwickelter Geldwirtschaft ein großes stets aktionsbereites Heer gehalten werden muß. Als Entschädigung werden dem waffenführenden Adel Land und Leute überwiesen. Dieses Lehnswesen bildete das stolze Fürstengeschlecht der Cocomes in Mayapan aus, es tritt uns in Japan so gut entgegen, wie im Inneren Afrikas und in der mittelalterlichen Geschichte Europas, aus der es erst seit dem Dreißigjährigen Kriege verschwindet.

Es hat für uns keinen Wert, an dieser Stelle den Gang der Kultur und Zivilisation zu verfolgen. Uns genügt die Tatsache, daß die Völker bei ihrem Eintritt in die Geschichte genau sowohl charakterisierte Anlagen besitzen, wie die Individuen bei ihrer Geburt. So wenig man ein phlegmatisches Temperament durch Erziehung in ein cholerisches verwandeln kann, so wenig können wir in der Geschichte durch irgendwelche Einflüsse den Charakter wesentlich ändern. Es wird sich stets nur um Modifikationen an der Peripherie handeln und diese selbst vollziehen sich nur in langen Zeiträumen.

Wenn Lamprecht durch seine Psychologisierung der Geschichte die letzten Rätsel lösen zu können glaubt, so ist ihm dies doch nur zum kleinsten Teil gelungen. Es sei durchaus nicht bestritten, daß diese geniale Einteilungsweise sehr viel Wahres enthält, daß die Seele primitiver Völker große Verwandtschaft mit der unserer Kinder hat, um dann mehr und mehr der der Erwachsenen zu ähneln. Aber selbst wenn seine ganze Einteilung völlig richtig wäre, so brächte auch sie uns der Frage nicht näher, wie es denn kommt, daß die Seele sich so wandelt? Warum denn trotz der

im wesentlichen gleichartigen Konstruktion des Menschen aller Zeiten und Länder, trotz der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, die unser Kausalitätsbedürfnis fordert, durchaus nicht immer die gleiche erkennbare Ursache auch die gleiche erkennbare Wirkung ausübt.

Mag das verschiedene Temperament, die verschiedene Reaktionsgeschwindigkeit der Völker auf alle Reize eine Folge des Klimas sein, oder abhängig von verschiedenen Faktoren: Lebensweise, Tradition, Nahrungsweise, Religion usw. So viel ist sicher, daß von einem gewissen Augenblicke der Geschichte an die Nationen uns als Individualitäten entgegentreten, die in ganz bestimmter Weise auf Reize reagieren. Die ganz bestimmte Anpassungserscheinungen an Religionen, Regierungsformen, Sitten usw. zeigen, kurz, die neben Merkmalen, die sie mit allen auf gleicher kultureller Höhe stehenden teilen, noch andere und zwar wesentliche besitzen, die sie von allen andern unterscheiden. Darum ist es so außerordentlich schwierig künftiges zu berechnen.

Wie ein Funken ganz anders wirkt, ob er in ein Faß mit Spiritus, mit Schießpulver oder mit Dynamit fällt, wiewohl in allen Fällen eine Explosion eintritt, so wirken die gleichen Anlässe auch in verschiedener Weise auf die diversen Völker. Und wie dieselbe seelische Erschütterung, dieselben Enttäuschungen den einen zum Verbrecher machen, den andern zum guten Menschen, im einen die Genialität freimachen, im andern aber andere Kräfte, den einen kräftigen, den andern vernichten, so ist es auch in der Geschichte. Diese Wirkung ist abhängig von den Anlagen, diese aber

vom Schicksal als Resultante der allerverschiedensten Faktoren in allerverschiedenster Mischung.

Aufgabe der historischen Forschung ist es nun nachzuweisen, wieviel und wie beschaffener Sprengstoff — um beim obigen Beispiel zu bleiben — vorhanden ist und das läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. So wenig es zwei identische Individuen gibt, so wenig zwei identische Völker oder Staaten. Die gleiche Ursache bringt daher die gleiche Wirkung nur insofern hervor, als die Voraussetzungen auch ganz genau dieselben sind. Wie bei physikalischen oder chemischen Experimenten. Darum müssen die historischen Gesetze sehr allgemein gefaßt werden, wenn sie auf Allgemeingültigkeit und ausnahmslos richtige Anwendung Anspruch erheben können.

Wie ich sagen kann: jedes Individuum hat Furcht und Gewissen, aber durchaus nicht sagen kann, daß jedes Individuum dasselbe fürchtet oder den gleichen Inhalt des Gewissens hat, so kann ich natürlich auch sagen: keine große Nation kann in ihrem Volkstum völlig untergehen, ich kann aber nicht zahlenmäßig die erforderliche Größe angeben, weil zur Zahl noch sehr viele mitbestimmende Faktoren treten, etwa das Nationalbewußtsein, die historische Tradition, die geographische Lage und anderes mehr.

Wenn ich daher auch viele Erfahrungsregeln kenne, die ich teils selbständig fand, teils andern Autoren verdanke, so suchte ich nach einer möglichst umfangreichen Formulierung, die zwar nur geringeren Inhalt hat, dafür aber auch die größte Anwendungsmöglichkeit besitzt. Diese werden wir im folgenden Kapitel kennen lernen.

Zehntes Kapitel

Das Kausalgesetz der Weltgeschichte

Als bestimmte Individualitäten, bestimmt durch vieltausendjährige Einwirkung der im vorigen Kapitel betrachteten Faktoren (Ernährungsweise, Klima, Bodenbeschaffenheit, geographische Lage, Nachbarn) auf die schon vorhandenen seelischen Anlagen, über deren Wurzel wir gar nichts wissen, da alle Psychologie ja von der Voraussetzung des Vorhandenseins einer Seele ausgehen muß, treten die Völker zu verschiedenen Zeiten in das Licht der geschriebenen Geschichte. Sei es, daß sie es selbst lernten, ihre Taten aufzuzeichnen, sei es, daß fortgeschrittenere Nachbarn, etwa die Römer als solche der Germanen, über diese berichten. Reden wir daher von einer „geschichtslosen" Zeit, so heißt das nur, daß wir diese Geschichte nicht oder doch nur sehr unvollkommen kennen. Die sogenannte „Geschichte" nimmt einen winzigen Bruchteil der tatsächlichen Vergangenheit der Rassen und Völker ein.

Wir wollen nun die Ursachen und den Modus aufdecken, die die Weiterentwicklung dieser Völkerindividualitäten bestimmen, das heißt, analog der Individualpsychologie zeigen, wie bestimmte Reize auf sie entsprechend der Verschiedenheit ihrer Charaktere, Anlagen und Reaktionsgeschwindigkeit wirken, was,

wie wir sahen, die Feststellung einer gleichen Reaktion auf gewisse andere Ursachen nicht ausschließt.

Unsere Gesetze gelten demnach zunächst nur für in das Licht der Geschichte bereits eingetretene Völker, nicht aber für Naturvölker und kleine Volkssplitter, sind aber trotzdem sowohl auf die Vorzeit, als auch auf die Zukunft anwendbar. Denn es handelt sich um Naturgesetze, gewonnen, wie alle, aus der Erfahrung.

Es ist ein großer Irrtum der modernen Forschungsmethoden anzunehmen, daß nur das willkürlich wiederholbare Experiment einer Beobachtung Beweiskraft verleihe. Damit würden wir etwa die Astronomie, die älteste aller Wissenschaften, entthronen, da ja sie sich ausschließlich auf Beobachtung der Erscheinungen beschränken muß. Daß sie trotzdem die Aufstellung von Gesetzen erlaubt, weiß jedermann. Dasselbe gilt von der Geschichte. Es gilt auch von der Individualpsychologie, in der die Anwendungsmöglichkeit des Experimentes außerordentlich beschränkt ist. Wenn nicht jeder in gleicher Weise auf gleiche Reize reagiert, nicht zum zeitlichen oder räumlichen Fernsehen, zum Gedankenlesen oder zu Telepathie veranlagt ist, so erlaubt das bei Nachprüfung doch nur diesen Schluß, nicht aber den, daß deshalb die genannten Fähigkeiten überhaupt nicht existierten. Und wenn Völker auf gleiche Reize nicht gleich reagieren, so kann das doch auch nur den Schluß zulassen, daß sie eben andere Anlagen besitzen, als diejenigen, auf Grund derer die bisherigen Resultate ermittelt wurden.

Wenn wir daher nachstehend versuchen die Gesetze der Mechanik, Biologie, Individualpsychologie usw.

auf die Geschichte anzuwenden, im Glauben damit Allgemeingültiges gefunden zu haben, so liegt es auf der Hand, daß die obigen Erwägungen zu beachten sind.

Zur Zukunftsberechnung kommt es vor allem auf eine richtige Anwendung der ermittelten Gesetze und Regeln an. Es leuchtet ein, daß diese, genau wie die ärztlichen Heilmittel, nur auf Grund einer sehr genauen Kenntnis der Verhältnisse, auf die sie Anwendung finden sollen, möglich ist. Die Befürchtung, daß man mit meinen Gesetzen sehr wenig wird anfangen können, gilt nicht für mich, wie wir später am Beispiel Deutschlands, das eingehend betrachtet werden soll, sehen werden.

Wir bewiesen im vorigen Bande, daß es ein Fatum gibt.

Die Individuen, wie die Völker, glauben an absolute Willensfreiheit. Dieser Glaube aber ist Illusion. Es gibt nur eine ganz beschränkte Wahlfreiheit, für den Einzelnen so gut, wie für die Völker. Nur daß beide in den allerseltensten Fällen wissen, wann das unentrinnbare Schicksal ihnen gegenüber steht.

Das widerspricht der Kausalität durchaus nicht, wie wir sahen. Es würde ihr auch nicht widersprechen, wenn die Willensfreiheit absolute Illusion wäre und es keinerlei Wahlfreiheit geben würde, denn wenn das Schicksal (Kismet, Fatum) uns dann auch unentrinnbar alles und jedes zugewiesen hätte, so wären wir trotzdem noch Herren über unser Karma.

Da es aber, wie früher ausgeführt, keine absolute Willensfreiheit, selbst in scheinbar noch so willkürlichen Handlungen gibt und geben kann, da, wie jedermann weiß, die „Verhältnisse“ stärker sind, als der Mensch,

da es auch einen Zufall gibt, mag dessen Bereich auch noch so winzig klein sein, so ist Wahlfreiheit vorhanden, für die Einzelnen, wie für die Völker, wenn ihr Bereich auch minimal sein mag. Aber, wie betont, dieses winzige Etwas ist das Ausschlaggebende.

Als Gelehrte haben wir selbstverständlich stets die Kausalität, die Äquivalenz von Ursache und Wirkung, zu betrachten. Denn nur die wirkenden Ursachen in der Vergangenheit können wir teilweise oder ganz ermitteln, während wir hinsichtlich des Schicksals auf Vermutungen angewiesen sind.

Abweichend von den andern Geschichtsphilosophien wollen wir hier lediglich die Frage ins Auge fassen, wie die Nationen und Staaten wachsen und vergehen, d. h. auf Grund welcher Gesetze sich ihr Leben abspielt, um dadurch Handhaben zu gewinnen zur Berechnung ihrer Zukunft. Wir lernen es dadurch einerseits dem Unentrinnbaren gefaßt ins Auge zu sehen, andererseits aber vermeidbares Unheil vernunftmäßig zu bekämpfen.

Denn wie Ostwald richtig erkannte, muß es eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft sein, die Zukunft zu berechnen, möglichst weitblickend zu erkennen, welche Folgen sich aus bestimmten Erscheinungen oder Maßnahmen ergeben.

Das war bisher nicht oder doch nur sehr unvollkommen der Fall, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß Ratzel den Untergang der Burenrepubliken aus ihrer geographischen Lage zu erschließen vermochte. Mit einer solchen einzelnen Ermittlung ist jedoch nicht viel gewonnen.

Wir müssen es lernen, analog den divinatorischen Wissenschaften, die aus gewissen Anzeichen die Zukunft der Individuen mit großer Wahrscheinlichkeit zu ermitteln gestatten, auch die der Völker und Staaten vorherzusehen, denn nur dann wird die Politik zu einer erlernbaren Wissenschaft, die es nicht mehr nötig hat, in den meisten Fragen im Dunkeln zu tappen und auf Kosten des Wohles der Völker zu experimentieren.

Gewisse Ähnlichkeiten der beginnenden römischen Kaiserzeit mit der Gegenwart, die Aufeinanderfolge vieler politischer, wirtschaftlicher und kultureller Erscheinungen in der Reihenfolge: England — Frankreich — Deutschland sind zwar bekannt, in ihrer außerordentlichen praktischen Bedeutung jedoch noch nicht im entferntesten erkannt.

Wenn auch eine mechanische Anwendung der in diesen Ländern gemachten Erfahrungen sich mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Anlagen der genannten Nationen verbietet — so verläuft etwa die mittelalterliche Geschichte Frankreichs zentripetal, die Deutschlands zentrifugal, im ersteren Lande vollzieht sich die Entwicklung im Sinne einer Stärkung der königlichen Gewalt, in Deutschland aber einer Erstarkung der lokalen Gewalten — so darf und muß der Historiker doch die Nutzanwendung aus vielen Vergleichsmomenten ziehen.

Doch so wichtig, ja unentbehrlich zur Zukunftermittlung diese Vorbilder auch sind, wir versuchen, ohne sie natürlich aus den Augen zu verlieren, auf anderem Wege uns der Lösung zu nähern.

Betrachten wir zunächst die Ursachen für den Untergang von Staaten und Völkern.

Wie der körperliche Tod der Individuen zwar eine durch lückenlose Induktion erhärtete Erfahrungstatsache ist, jedoch nicht auf zwingender Kausalität beruht, so ist auch der Untergang von Staaten und Völkern weiter nichts, als eine Erfahrungstatsache. Im Unterschiede zum Tode des Individuums beruht diese aber nicht auf lückenloser Induktion.

Es gibt Staaten und Völker, die niemals vertilgt wurden und wohl auch niemals vertilgt werden. Sei es, weil die Anzahl der Individuen so groß ist, daß diese Masse allen Erschütterungen und Eingriffen von außen standzuhalten vermag — das gilt etwa von den Chinesen —, sei es, daß eine günstige geographische Lage, die Unzugänglichkeit oder Armut des Gebietes, die dem Eroberer keinen Anreiz gewährt — etwa bei den Basken, Albanesen oder in Atropatene (Aserbeidschan) — ihre Dauer garantiert. Oder auch, daß das feste Gefüge der Rasse in Verbindung mit religiösen Momenten die Nationen mitten unter fremden Völkern und in fremden Staaten ihr Sonderdasein führen läßt, was für die Juden oder Zigeuner zutrifft. Endlich wird die Kombination verschiedener beharrender Faktoren auch kleinen Volkssplittern Dauer verleihen.

Immerhin sind Staaten und Völker, die im Wandel der Zeiten sich behaupten konnten, relativ selten. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß auch diese ähnlichen Gesetzen unterworfen zu sein scheinen, wie die Individuen, daß auch hier auf eine Blüte der Verfall folgt. Von einer generellen Notwendigkeit ist allerdings keine

Rede. Vielmehr besteht begründete Aussicht, daß mit Ermittlung der Ursachen des Verfalles auch die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit besteht, ihm zu steuern oder doch ihn zu verzögern. Das aber ist bei Kulturstaaten von ausschlaggebender Bedeutung, vom höchsten Werte für den Fortschritt der Menschheit, da durch dieses Verzögern minder entwickelte Völker Zeit haben, sich auf eine höhere Stufe der Gesittung zu erheben.

Jede Nation und jedes Staatswesen kann sich nur behaupten oder doch entwickeln im Kampfe mit anderen Nationen und Staaten. Diese Konkurrenz, dieser Daseinskampf bildet verschiedene Eigenschaften aus, die sie zu diesem Kampfe befähigen, dem Gegner überlegen machen. Es tritt eine Spezialisierung ein, die nach dem Gesetz der progressiven Vererbung leicht zu einer Hypertrophie führen kann, die eine Rückbildung und damit Anpassung an die im Laufe der Zeit gewandelten Verhältnisse unmöglich macht.

So beruhte etwa Spartas Daseinsmöglichkeit inmitten feindlicher Völkerschaften auf ganz einseitiger Ausbildung der kriegerischen Tüchtigkeit. Durch Lykurgs Gesetzgebung wurde alles ferngehalten, was irgendwie geeignet erschien, diese kriegerischen Talente zu gefährden. Wir sehen, daß diese sich zwar in außerordentlicher Weise entfalteten, die andern Fähigkeiten aber verkümmerten. Während das übrige Griechenland eine beispiellose Blüte von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Industrie erlebt, stagniert Sparta, wird dadurch im Wirtschaftskampfe überflügelt und muß desto sicherer zugrunde gehen, als die fortgesetzten

Kriege mit einem Menschenverlust verbunden waren, den die kleine Nation auf die Dauer nicht bestreiten konnte. Sparta ging also an Hypertrophie der gleichen Eigenschaften zugrunde, denen es seinen Bestand und seine Größe einst zu danken gehabt hatte.

Ähnlich in Rom: im Kriege erstarkt, durch fortgesetzte Eroberungen und Unterwerfungen fremder Länder sieggewohnt, dehnte sich das Reich immer weiter aus. Es fraß Länder, zu deren Verdauung ihm auf die Dauer die Kräfte fehlten. Die Bevölkerung Italiens, groß und tüchtig genug, das eigene Land gegen alle Angriffe zu verteidigen und die Nachbarn zu unterwerfen, konsumierte sich in ununterbrochenen Kriegen. Die Zahl der Unterworfenen besiegte die geringe Zahl der Herren, rein mechanisch. Schließlich blieb fast nur mehr der römische Name, die römische Organisation übrig, ein Adernsystem gefüllt mit fremdem Blute. Es gab in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwar noch ein römisches Reich, aber kein römisches Volk mehr.

Ähnlich wird voraussichtlich in absehbarer Zeit das Schicksal Englands sein. Auch dieses Weltreich, in seiner Ernährung ganz abhängig von den unterworfenen Ländern, wird mit dem Moment zugrunde gehen, wo die Provinzen ihm entrissen werden. Dieser Augenblick muß aber mit Notwendigkeit eintreten, da die numerisch zu schwache Bevölkerung des Inselreiches viel zu große fremdrassige Volksmassen unterwarf. Wenn aber die Weltherrschaft zusammengebrochen ist, dann wird es zu spät sein im engeren Rahmen die alte Tüchtigkeit neu zu entfalten. Das Volk

verlernte die Bestellung der Ackerscholle, diese Vorbedingung dauernder Kraft.

Auch Preußen wurde inmitten von Feinden und im Besitz eines armen Landes groß durch die hohe moralische Tüchtigkeit seiner Bürger. Kriegerischer Mut und militärische Disziplin, peinliche bureaukratische Gewissenhaftigkeit des Beamtenheeres, Unterordnung jedes Bürgers unter den Staatsgedanken bilden das Fundament dieses Staatswesens, die Voraussetzung zu seiner welthistorischen Bedeutung.

Aber die Zeit schreitet fort und mit der Wandlung des Zeitgeistes vollzieht sich auch eine solche der zu lösenden Aufgaben, der Mittel, die diesem Zweck angemessen sein müssen. Wenn die militärische und organisatorische Tüchtigheit der Preußen, ganz wie die gleichen Eigenschaften der Römer, auch heute noch und in Zukunft wertvoll und unentbehrlich sein werden, so hat sich doch der bureaukratische Geist der Pedanterie überlebt. Gelingt es nicht, ihn noch rechtzeitig abzulegen, die Bevormundung der Bürger auf das Notwendigste zu beschränken, dann wird Preußen an denselben Ursachen zugrunde gehen, denen es seine Größe zu danken hat. Denn es macht sich dadurch im In- und Auslande ganz unnötig unbeliebt, erzeugt Spannungen, ohne die Ventile zu öffnen.

Es ist für alle Zeiten eine Experimentalaufgabe der Regierungskunst, mit einem Mindestaufwand von Mitteln einen möglichst großen Nutzungskoeffizienten zu erzielen. Das heißt Staatskunst. Sie ist unvollkommen, wenn der Staat dem Individuum so große Freiheiten einräumt, daß dadurch die höchste Ausnutzung seiner

Kräfte gefährdet wird. Das geschieht etwa, wenn die Gestattung der Latifundienwirtschaft weite Landstriche entvölkert, oder wenn das Manchestertum zur Vernichtung ganzer Volksschichten führt, die zwar wirtschaftlich schwach, intellektuell mäßig begabt sind, aber in ihrer Masse doch wertvolle Bestandteile der Allgemeinheit bilden.

Die griechischen Kleinstaaten gingen zugrunde an der übermäßigen Freiheit, die dem Einzelnen auf Kosten des Gesamtorganismus bewilligt wurde. Die Gefahr einer Pöbelherrschaft auf der einen Seite, die einer brutalen Vergewaltigung der Massen auf der anderen, ist groß, wenn der Staat dem Einzelnen zu viel Aktionsfreiheit einräumt. Der Zusammenbruch der Türkei 1912 war eine Folge der mißverstandenen „Freiheit" und „Gleichheit".

Andrerseits ist die Regierung eines Landes mangelhaft, wenn durch sie die Freiheit des Bürgers derart eingeschränkt wird, daß dadurch die höchste Ausbildung seiner Anlagen verhindert wird. So in Polizeistaaten mit ihrem Bevormundungssystem.

Ideal ist jene Regierungsweise und Regierungsform, die zugleich höchste Energieentfaltung von Staat und Individuum verbürgt. Die englische nähert sich diesem Ideal, hat jedoch durch Schwächung der Macht des Oberhauses, dieses notwendigen stabilen Faktors in jedem Staatswesen, bereits den abschüssigen Weg beschritten. Die beste Regierung ist immer die, von der man am wenigsten merkt, deren Apparate ohne Reibungen und Geklapper funktionieren.

Es handelt sich jeweils um die experimentelle Fest-

legung der Grenzlinie, die die vitalen Staatsinteressen von den Individualinteressen scheidet. Diese ist von der Psyche der Untertanen abhängig. Da sich aber auch sie im Laufe der Zeit ändert — trotz relativer Konstanz der Rassencharaktere —, so muß sich die Verfassung und Regierungsweise den veränderten Verhältnissen anpassen. Es tobt ein ununterbrochener latenter Kampf zwischen den sich wandelnden Faktoren und der Konstanz der Staatsverfassung. Dieser Kampf ist segensreich, wenn er Kräfte weckt, ohne zugleich bedeutende Werte zu vernichten.

Wenn die Inkongruenz zwischen der Staatsform, den Gesetzen und deren Handhabung einerseits und den Bedürfnissen der Bevölkerung, ihrem Drang zur Entfaltung der Individualität groß wird, wenn sich also Regierungsform und -weise mit dem Inhalt nicht mehr decken, dann entstehen innerpolitische Spannungen, die zur Explosion treiben.

Zu den törichtsten Phrasen, die als Ursachen für den Untergang von Völkern und Staaten geprägt werden, gehört die vom „Sittenverfall", zumal wenn damit, wie dies die Regel ist, sexuelle Unmäßigkeit oder Perversität gemeint ist. Wie beim Individuum Ausschweifungen sehr wohl ein Zeichen überschäumender Lebenskraft sein können, so auch bei Völkern. Die kraftstrotzende Zeit der italienischen Renaissance lehrt das zur Genüge. Im Gegenteil geht ein gesteigerter Sexualdrang regelmäßig Hand in Hand mit den Erhebungsperioden der Völker. Man denke an die französische Revolution, das Kraftmeiertum der Reformationszeit, das sich auch hier in der Kleidung, diesem vortrefflichen Spiegel des Zeitgeistes, kundgibt.

Wie läßt sich das heldenhafte Verhalten der preu=ßischen Garde bei St. Privat, derselben Garde, die in der Garnison sehr wohl Wein und Weiber zu schätzen weiß, verstehen, wenn wir das Eunuchentum als Voraus=setzung der völkischen Tüchtigkeit anerkennen wollen? Wie läßt sich das Heldentum der christlichen Ritter in Syrien und Palästina unter dem Gesichtswinkel der sexuellen Moral betrachten? Kraftvolle Naturen und kraftvolle Völker betätigen ihren Lebens= und Expan=sionsdrang selbstverständlich, und zwar mit in erster Linie, auf sexuellem Gebiete.

Wollen wir den Krypoeunuchen alias Moralisten glauben, dann hätte die mohammedanische Welt mit ihrem Haremsleben schon längst vom Erdboden ver=tilgt sein müssen. Statt dessen nimmt sie numerisch mehr zu, als die abendländischen Völker und das, wie=wohl Abtreibung gesetzlich erlaubt ist!

Aber nicht nur der Maßstab der sexuellen Moral ist ein ganz falscher, wenn er an die Tüchtigkeit der Völker gelegt wird, auch die Verweichlichung, das Luxusbedürfnis ist niemals Ursache des Verfalls.

Die mittelalterlichen Ritter, die gepanzerte Barbaren gewesen sein mögen, waren ganz gewiß keine Schwäch=linge. Aber sie trugen sich weibisch, sie badeten mit Rosenblättern, ließen sich von Frauen im Bade bedienen. Und die Römer, vor deren Namen der Erdkreis von den Säulen des Herkules, bis ins ferne Indien, von den Katarakten des Nil bis in die Hochmoore Schott=lands erzitterte, sie waren gewiß Freunde des Luxus. Und die Engländer? Stammt nicht unser Komfort von ihnen?

Weit entfernt den sogenannten Sittenverfall haftbar zu machen für den Niedergang der Völker, erblicken ich in ihm eine Reaktionserscheinung. Der Luxus, die häusliche Bequemlichkeit dienen dazu, den Kräfteverbrauch durch große körperliche Anstrengungen schneller zu decken. Die Prunkliebe, die Neigung zu Tafelfreuden und denen der Liebe, die wir gerade bei kriegerischen Völkern so häufig finden, sind ein Äquivalent für ihre Entbehrungen im Felde, für die ständigen Opfer und Gefahren im Berufe.

Nicht das Volk geht zugrunde, das am meisten zu den Freuden der Liebe und der Körperpflege, zu Genuß und Spiel neigt, sondern jenes, dessen moralische, altruistische d. h. konsequent egoistische Ideale wurmstichig wurden. Das das Einzelleben überschätzt, vergißt, daß der Kampf Vater aller Dinge ist, das in Gefühlsduselei schwelgt, von ästhetischer Weltanschauung und ähnlichem Unsinn faselt, das der militärischen Disziplin abhold wird, das es verlernt, den Inhalt über die Form zu stellen, die höheren sittlichen Werte mit Klugheit zu erkennen und mit Willenskraft an ihnen festzuhalten, das wichtig und unwichtig nicht mehr unterscheiden kann, über läppischem konfessionellem — oder Parteihader die höhere Einheit des Staates vergißt, das zu zimperlich und feige ist, um im gegebenen Augenblick va banque zu spielen. Ein Volk, das seine Energie unnötig vergeudet, das geht zu Grunde, nicht eines, das dem Geschlechtstriebe, diesem mächtigsten Regulator der Natur, opfert. Unsere einfältige Moral will die Kraft nicht als sittlichen Faktor anerkennen und er ist der höchste.

Die lange Friedensperiode, die wir genießen, hat

nach dieser Richtung schon auf die öffentliche Moral ungünstig eingewirkt und würde es noch viel mehr getan haben, wenn die gewaltigen militärischen Rüstungen aller Kulturvölker nicht wenigstens von Zeit zu Zeit daran erinnerten, daß der Krieg eine Möglichkeit ist, mit der auch der ewige — Friedensutopist rechnen muß.

Die Folge langer Friedensperioden ist eine Verweichlichung der ganzen Denkweise. Man schaudert beim Gedanken, daß irgendein unnützes, gemeingefährliches Individuum gewaltsam beseitigt werden soll, man erblickt im Tode das Schrecklichste der Schrecken, man kultiviert eine Moral, die statt dem Starken, Energischen, dem Mann der Tat gönnt, was er sich durch Kriegsrecht nimmt, im Prügelknaben ihr Ideal erblickt. Man sieht in solchen Zeiten in Haß, Rache, Wiedervergeltung etwas Unmoralisches, während sie gerechte und moralische Gefühle der äquivalenten Strafe sind, wie die Dankbarkeit ein solches der äquivalenten Belohnung. Kurz: es werden ganz falsche, unmännliche, naturwidrige, d. h. christliche Ideale auf Postamente gesetzt. Damit erleichtert man aber unverbrauchten, noch nicht durch falsche Ideale effeminierten Völkern die eigene Vernichtung. Statt im gerechten Kriege, im Siege über den Gegner und dessen möglichst nachhaltiger Niederwerfung im Privatleben, wie im öffentlichen, das Ideal zu erblicken, werden in solchen Zeiten Kinderbrutanstalten errichtet und Gefühle kultiviert, mit deren Siege der eigene Untergang besiegelt wäre. Statt die Ritterlichkeit auf das Verhalten dem überwundenen Gegner, auf das vor

und nach dem Kampfe zu beschränken, in der Schlacht aber nur ein Ziel zu kennen: den Sieg, möchte man im Kampfe selbst schon etwas der Zivilisation Widersprechendes sehen. Es werden denn alle möglichen „Kulturen“ ersonnen, Wohnungs-, Kleidungs-, Naktkultur usw. Man überbietet sich in Schätzung und Differenzierung von Nichtigkeiten, aber man vergißt, daß nur der Starke Daseinsberechtigung hat, nur wer der Allgemeinheit etwas bietet, zum mindesten ihr nicht schadet, von der Gesellschaft geduldet werden kann, und daß diese Forderung der Nützlichkeit und Stärke im Privatleben genau so Geltung hat wie in dem der Staaten.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Gladiatorenkämpfe der Römer, die Stiergefechte der Spanier, die grausamen Mannbarkeitsprüfungen vieler Natur- und Halbkulturvölker als weise Maßnahmen gegen die Verweichlichung des Gefühlslebens zu betrachten. Unsere Manneszucht im Heere aber, unsere ständige Schlagfertigkeit erreicht dasselbe mit milderen Mitteln.

In den Polen der Beharrung und Veränderung sieht Lindner die Weltgeschichte eingespannt, im Siege der letzteren den Fortschritt. Das ist richtig, sagt aber nichts über die Ursachen dieser Veränderung.

Nach dem Trägheitsgesetz bedarf es der Energie, um die Beharrung einer ruhenden Masse zu überwinden, diese zu bewegen. Je größer diese Masse ist oder je größer die Tendenz zur Beharrung, eine desto größere Energie ist dazu erforderlich. So kommt es, daß Religionsgemeinschaften, zumal wenn sie an Kopfzahl die

Staaten übertreffen, da sie ja ihrer Tendenz nach die Beharrung pflegen, nahezu unzerstörbar sind. Schon die Änderung relativ unwesentlicher Merkmale, die sogenannten Reformationen, bedürfen zur Entstehung einer außerordentlichen Energiemenge. Sind die Massen aber in Fluß geraten, dann dauert es lange bis zu ihrer Beruhigung, es sei denn eine vulkanartige Entladung, eine Explosion, stellt das Gleichgewicht wieder her. Doch gilt dies nur auf Gebieten, die ihrer Natur nach solche Explosionen zulassen.

Tatsächlich war noch niemals eine so gewaltige Energie auf der Erde vorhanden, daß sie zur völligen Beseitigung irgendeiner Religion ausgereicht hätte. Wie ließe es sich sonst erklären, daß noch unser deutscher Bauer heidnisch, d. h. polytheistisch denkt? Daß das Christentum neben der griechischen Philosophie, neben wesentlichen Bestandteilen des Judentums, der Mithraslehre, altbabylonischen Vorstellungen bis ins einzelne hinein Züge der bekämpften Religion übernahm, etwa in den Lokalheiligen?

Die Veränderung des status quo ante ist stets dem Scheine nach viel größer als in Wahrheit. Wie hypnotisiert starrt alles auf das Wenige, was sich ändert — meist Schlagworte und Äußerlichkeiten —, um das Viele, was bleibt, zu übersehen. So verhält es sich auch bei Revolutionen mit ihren überstürzten Reformen, ihrem blindwütigen Zerstören von Erhaltungswürdigem, ja Notwendigem. Darum folgen auf Revolutionen stets Restaurationen, die ihrerseits mit dem Guten, was die Revolutionen brachten, nur allzugern auch Lebensuntüchtiges mit pedantischem Formalismus oder in klein-

licher Rachsucht wieder herstellen, damit Zündstoff für neue Revolutionen anhäufend.

Nach den Religionen besitzen Regierungssysteme die größte Beharrung. Mag man die Form mildern, indem etwa vom despotischen zum patriarchalischen oder gar aufgeklärten Absolutismus übergegangen wird, indem unter Umständen sogar die Herrschermacht konstitutionell eingeschränkt wird: mit dem monarchischen Gedanken aufzuräumen ist ungeheuer schwer. Dasselbe gilt in republikanischen Ländern von der Beseitigung der gleichen Bürgerrechte, nur daß die Praxis lehrt — worauf Machiavelli nachdrücklich hinweist —, daß nirgends die Tendenz zum Despotismus so stark ist, als in schlecht verwalteten Republiken.

Nur wenn durch einen großen Staatsmann (Napoleon, Cäsar) den Reformen bzw. den revolutionären Kräften der richtige Weg gewiesen wird, nur dann besteht Aussicht auf deren Dauer, da sonst die konservativen Elemente wieder siegen.

Denn von Natur sind die Menschen konservativ. Sie hängen an Sitte und Tradition, am Bewährten, an Autoritäten. Sie lieben nicht Experimente in lebenswichtigen Fragen. Gewiß gibt es Nationen mit größerer Reaktionsgeschwindigkeit, größerer Neuerungssucht als andere, aber auch sie hängen in ihrer Gesamtheit am Bewährten, was nicht ausschließt, daß einzelne Parteien den Umsturz lieben, sei es aus lauteren Motiven, sei es auch in der Hoffnung, im Trüben fischen zu können. Je nach dem Temperament der Nationen gelingt es diesen leichter oder schwerer, die Masse mit sich fortzureißen, und sei es auch nur vorübergehend.

Dies gilt etwa vom französischen Nationalcharakter im
Gegensatz zum deutschen oder englischen.

Wie ein Streichholz im Augenblick der Entzündung
die größte Temperatur erzeugt, um dann sofort auf eine
wesentlich tiefere zu sinken, wie überhaupt jede chemische
Verbindung bei ihrer Entstehung die größte Energie
frei werden läßt, häufig sich diese Umwandlung ex-
plosionsartig vollzieht, so entfaltet jedes Volk im ge-
wissen Augenblick seiner Geschichte eine wesentlich
größere Expansionskraft, als in ihrem sonstigen Ver-
laufe.

So ist es möglich, daß kleine Völker, wie etwa
die Hunnen, Ungarn, Türken, Mongolen, Inka usw.,
plötzlich aus ihren Stammsitzen hervorbrechend, große
Reiche unterwerfen. Mag die Ursache dieses Hervor-
brechens Nahrungsmangel infolge von Mißerten oder
starker Bevölkerungszunahme sein, mag eine Revolu-
tion Teile des Volkstums hinausschleudern, mag, wie
bei den Normannen Norwegens, Gesetz und Brauch
die jüngeren Söhne zwingen, auswärts ihr Heil zu
suchen, mag der von den Nachbarn ausgeübte Druck
das Überschwemmen der eigenen Grenzen veranlassen,
wie letzten Endes die germanische Völkerwanderung eine
Folge des Abprallens der Husi von der chinesischen Mauer
war: stets wird im Momente des Stoßes eine ungeheure
Energie frei. Wie ein kleiner Körper in starker Be-
wegung den größeren nach der Formel $\frac{m v 2}{2}$ verdrängen
kann, da sich Geschwindigkeit und Masse gegenseitig
ergänzen, so kann ein numerisch sehr schwaches Er-
oberervolk ein großes unterwerfen.

Im Kriege kommt es nicht, wie im Zweikampf,

darauf an, den Gegner zu töten, sondern seinen Willen zu brechen. Denn die Psyche ist der ausschlaggebende Faktor, was nicht ausschließt, daß auch die Zahl mitbestimmend ist. Da die Eroberervölker über gewaltigen Mut, Beutegier, Unternehmungslust, Kühnheit und meist auch Schnelligkeit verfügen, also seelisch stark geladene Batterien verkörpern, so sind sie dem überfallenen Volke bedeutend an Energie überlegen.

Aber etwas anderes ist es, ein Reich erobern, etwas anderes, dieses eroberte Reich auch dauernd im Besitz halten. Hier tritt die große Bedeutung der Zahl in ihre Rechte. Denn schnell ist der explosive Erobererdrang verpufft, schnell tritt die Verweichlichung des Gemütes an Stelle des Wagemutes. Die erworbenen Güter und ihr Genuß führen zwar die Eroberer einer höheren Gesittung entgegen, aber sie sättigen sie auch. So bezwingt auf die Dauer das unterworfene, zumal numerisch überlegene Volk, wofern es eine höhere Kultur hatte, stets das unterwerfende. Ein knurrender Magen ist ein besserer Ansporn zu allen Taten als ein gefüllter.

Wenn daher nicht — wie etwa bei den Spartanern — mit allen Mitteln dem Eindringen der Friedensgüter gesteuert wird, dann geht die kriegerische Energie verloren, oder auch sie setzt sich in friedliche, zum Teil sogar höherwertige Energieformen um: Handel, Künste, Wissenschaften, Philosophie usw. Dadurch aber bleibt als Resultat nur mehr die Tatsache der numerischen Minderheit des Erobervolkes bestehen. Es ist dann eine Frage der Zeit, bis es beseitigt wird, sei es durch

eine Revolution seitens der unterworfenen Landeseinwohner, sei es durch Stöße von außen.

Deshalb haben Eroberervölker stets nicht nur auf Rassereinheit, sondern auch auf tunlichste Hebung ihrer Volkszahl streng gesehen. So wurde die Polygamie bei den Arabern wie bei den Türken, bei den Inkas wie bei den Mongolen ein Mittel, ohne das sie unmöglich so lange die Herrschaft über Völker hätten ausüben können, die das Vielfache ihrer eigenen Kopfzahl betrugen. Wie hätten wenige Hundert Inkafamilien nie Reich in der Längenausdehnung von Stockholm nach Memphis bei einer Breite von Paris bis Moskau anders behaupten können? Wie die Osmanen von wenigen tausend Köpfen zur Zeit der Eroberung auf ebenso viele Millionen anzuschwellen vermocht?

Die Erfahrung lehrt, daß ein Volk seine Eroberungskriege grundsätzlich nach der Seite des geringsten Widerstandes hin führt. Wie ja auch das Wasser nach der Seite des Gefälles abfließt. Das lehrt die Kolonialgeschichte. Man wird niemals einen Gegner angreifen, wenn man von vornherein überzeugt ist, daß man besiegt wird. Allerdings kann der Angreifer sich auch irren. So etwa erging es den Spaniern gegen England, Napoleon gegen Rußland.

Das Gesetz der Anziehung ist auf die Staaten anwendbar: die großen werden immer größer, da die kleinen sich unter ihren Schutz stellen, indem sie Bündnisse mit ihnen suchen. So entsteht ganz von selbst ein Gleichgewicht. Je besser es ausbalanziert ist, desto mehr wird sich jede Kräftegruppe vor kriegerischen Verwicklungen hüten.

Je größer die in Bewegung zu setzende Masse ist, desto schwerer wird sie in Bewegung geraten. So sehen wir, daß auf das ununterbrochene Fehdewesen des Mittelalters, die zahllosen Kabinettskriege der Kleinstaaten die immer seltener werdenden der großen Staaten und Großstaaten folgen. Und das gewaltige Römerreich erfreute sich in seiner größten Ausdehnung eines Friedens von einer Dauer, wie er auch nur annähernd in der Folgezeit keinem der damals unter Rom stehenden Ländern wieder zuteil wurde. Denn zu unterscheiden ist zwischen großen Kriegen und Strafexpeditionen bzw. Kolonialkriegen.

Andererseits wird die einmal in Bewegung geratene gewaltige Masse der großen Staaten sich einer furchtbaren Lawine gleich in Gang setzen und weit schwerer zur Ruhe kommen als Stadtstaaten und kleine Fürstenbünde. Eine Erschütterung wird noch lange nachwirken. Der zunehmenden Seltenheit der Kriege mit dem Wachstum der Staaten wird also deren Furchtbarkeit entsprechen. Es werden Kriegsperioden sich einstellen.

Solche Kriegsperioden sind in der preußisch-deutschen Geschichte etwa die von 1756—63, 1806—14, 1864—71. Sasse hat aus der Geschichte Frankreichs eine große Reihe aufgestellt, die zweifellos die Tatsache der Kriegsperioden erweisen, wenn auch dahingestellt bleiben mag, ob er die Intervalle richtig ermittelte.

Die Häufigkeit der Kriege und Kriegsperioden wird natürlich auch vom kriegerischen Sinn, vom Temperament, von der Reaktionsgeschwindigkeit oder Reizbarkeit der Nationen abhängen. Denn wie es klassische

Typen neben romantischen unter den Schaffenden gibt, so auch unter den Völkern: cholerische und phlegma⸗tische. Solche, die vieler und daher meist unbedeuten⸗der Erschütterungen bedürfen, wie etwa die mittel⸗ und südamerikanischen Republiken, und solche, die mit wenigen auskommen.

Auf alle Fälle lehren die Perioden, daß die Ge⸗schichte großer Nationen sich stoßweise vollzieht. Und zwar folgen den Stößen der normalen Kriegs⸗perioden, deren Intervall für jede Nation besonders zu ermitteln ist, auch solche von besonderer Heftigkeit, analog der Mutationsperioden oder der Genialitäts⸗periode.

Als solche sind etwa die dreißigjährigen Kriege, die wohl jedes Volk zu verzeichnen hat, aufzufassen: Japan (Minamoto und Taira im 12. Jahrhundert), Eng⸗land (rote und weiße Rose); Deutschland, Griechen⸗land (peloponnesischer Krieg), Frankreich (Hugenotten⸗kriege) usw. Natürlich kommt es hier nicht auf die mathematisch genaue Einhaltung der Zahl dreißig an — wiewohl auch das wiederholt zutrifft, worauf mich Stromer hinwies —, sondern auf die Tatsache einer etwa eine Generation dauernden Kriegsperiode.

Die Tendenz der neueren Geschichte, ganze Natio⸗nalitäten in einem Großstaate zu vereinigen, die sich bei den lateinischen Nationen bereits verwirklicht hat, im Deutschtum aber noch der Erfüllung harrt, d. h. die Tendenz zur Zusammenfassung großer gleichsprachiger Volksmassen unter einheitlicher Leitung, in einem ein⸗zigen Organismus, führt zur Verminderung der Kriege, was nicht ausschließt, daß zahlreiche kriegerische Ex⸗

peditionen und Kolonialkriege trotzdem geführt werden können. Denn nicht nur die Mechanik der Bewegung großer Massen erschwert ihre Erschütterung. Auch die auf dem Spiele stehenden Werte sind so ungeheuer, daß nur mehr um vitaler Fragen willen die Entscheidung der Waffen gesucht werden wird.

Differenzen zwischen den Staaten werden mit einem Mindestmaß an Mitteln, d. h. auf diplomatischem Wege beglichen, ein unvermeidbarer Krieg aber mit größter Rücksichtslosigkeit hinsichtlich des Kriegszweckes geführt werden. Ferner werden dem Gegner Brücken gebaut werden, insofern man nicht seine Vernichtung, die nur durch größte eigene Verluste zu erkaufen wäre, wie in rohen Zeiten, anstrebt, sondern nur eine möglichst nachhaltige Niederwerfung. Man wird daher in Friedensverhandlungen eintreten, sobald der Kriegszweck erreicht ist und keine unannehmbaren Bedingungen stellen, die den Gegner zu verzweifelten Mitteln treiben (Burenkrieg).

Der Verstoß gegen diese meine Moral war Ursache für den Zusammenbruch Bulgariens im letzten Balkankriege. Hätte das siegreiche Bulgarien seinen Verbündeten annehmbare Teilungsbedingungen gemacht, dann wäre der zweite Balkankrieg vermieden worden und Bulgarien hätte weit günstiger dagestanden, als es nun der Fall ist.

Die Frage der endgültigen Beseitigung des Krieges gehört zu jenen, die nur von Leuten aufgeworfen werden können, denen das Wesen der Geschichte und der in der Natur waltende Geist unbekannt sind. Kriege wird es wohl geben, solange es Menschen,

jedenfalls aber solange es Nationen und Staaten gibt, denn der Kampf ums Dasein ist die Voraussetzung zur höheren Vervollkommnung, der die Menschheit zustrebt. Es kann sich daher nur um Beschränkung der Kriege auf vitale, mit diplomatischen Mitteln unlösbare Fragen, handeln, sowie um eine Kriegsführung, die es vermeidet, unnötig Werte zu zerstören. Die Moral der Staaten und der Einzelnen muß völlig harmonisch werden, die der Zukunft, die ich lehre, die Synthese der Christi mit der Nietzsches, auf Erden sich durchringen.

Das Gesetz der Korrelation der Organe findet auch in der Geschichte seine Anwendung: Völker, die von besonders kriegerischem Sinne sind, leisten in der Regel nicht viel auf andern Gebieten. Kaufmannsvölker sind unkriegerisch oder doch vorwiegend von geringer Phantasietätigkeit usw.

Auch im periodischen Wechsel der verschiedenen Kulturgebiete und ihrer Bestellung läßt sich dies Gesetz nachweisen: in kriegerischen Zeiten entfliehen die Musen. Dem widerspricht nicht die hohe Blüte Athens im peloponnesischen, die der Niederlande in den englischen Kriegen, wurden sie doch zum guten Teil mit Söldnern ausgefochten. Nach langen Friedensperioden verflüchtigt sich der so notwendige kriegerische Sinn, um sich auf Äußerlichkeiten, Paraden, Gamaschendienst zu werfen. Deshalb ist es für den Bestand eines Volkes absolut notwendig von Zeit zu Zeit große kriegerische Kraftproben, sein ganzes Wesen durchdringende Erschütterungen zu bestehen. Dies auch um nicht der Hypertrophie, der einseitigen Anpassung an bestimmte Er-

scheinungen oder gar dem der progressiven oder akkumulativen Vererbung zu verfallen.

Deshalb war Cannae eine Voraussetzung der römischen Weltherrschaft, Jena eine solche von Sedan, die ungeheure Anspannung aller Kräfte Englands in den napoleonischen Kriegen eine solche zur Weltherrschaft Großbritanniens.

Kein Individuum kann das Höchste erreichen, ohne die größten Gefahren und Leiden. Der geniale Denker riskiert den Wahnsinn, die sittliche Persönlichkeit durch die schwersten inneren Kämpfe in seiner Lebensenergie gebrochen zu werden, der Athlet Hypertrophie und Lähmung, der große Unternehmer muß dem finanziellen Ruin trotzen, der Konquistador und Eroberer Proben großen persönlichen Mutes ablegen. Das gleiche gilt von den Völkern.

Nur wenn ein Volk wiederholt in seiner Geschichte Gefahr lief, vernichtet zu werden, eine Gefahr, der es nur durch die äußerste Anspannung aller Kräfte entgehen konnte, nur dann ist ihm der Weg zum Höchsten frei.

Es würde dem Gesetz der Erhaltung der Energie widersprechen, wenn die durch solche Erschütterungen freigewordenen Kräfte stets in gleicher Stärke erhalten blieben. Gerade der kriegerische Mut, die militärische Tüchtigkeit hat die Tendenz mit steigernder Kultur und Zivilisation nachzulassen. Darum ist eine Voraussetzung der deutschen Weltherrschaft eine analoge Erschütterung, wie es die war, die der französischen voranging. Ferner müssen sich in bestimmten Abständen, spätestens nach zwei Generationen, die Erschütterungen

wiederholen. Denn sonst vergißt ein Volk, daß der Kampf Vater aller Dinge ist.

Keine große Leistung ohne vorangegangene große seelische Erschütterung ist das Gesetz der psychischen Dynamik, der geistigen Schöpfung, das wir schon kennen lernten; Lassalles größte Produktivität nach der Liebesaffäre mit Helene Dönniges; Goethes reichstes Schaffen nach der unglücklichen Liebe zu Friederike Brion und Charlotte Buff, Scheffels „Ekkehard“ als Befreiung von seiner Liebe zu Emma Heim usf.

Dieses Gesetz der Individualpsychologie auf die Geschichte übertragen ist das Gesetz der Weltgeschichte. Wir werden es in verschiedener Beleuchtung betrachten.

Nun gibt es aber aufsteigende und sinkende Völker und nur bei ersteren führt eine Erschütterung zum Aufstiege, während sie bei letzteren, bei physisch, d. h. numerisch und moralisch schwachen Nationen den Untergang besiegeln können, wenn nämlich der Wille zur Macht oder auch nur der Mut zur Selbstbehauptung durch die Katastrophe gebrochen wird. Denn wie nur der Starke durch Leiden gestärkt, der Schwache aber vernichtet wird, so verhält es sich auch in der Geschichte.

Wie sich nach einer großen seelischen Erschütterung explosionsartig, in Gestalt einer Mutation, die Entwicklung des Individuums zum Genie vollzieht, so streben auch die Völker explosionsartig die Überspannung, das Mißverhältnis zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräften, zwischen Freiheitsdrang der Bürger und Willen zur Macht der Regierenden auszugleichen.

Gewiß sammeln sich nur ganz allmählich die widerstreitenden, nach späterem Ausgleich drängenden Kräfte an, ganz allmählich nur gewinnen sozialistische, republikanische, anarchistische und andere Ideen an Boden, unmerklich, von winziger Keimzelle aus, bereitet sich eine neue Religion oder Weltanschauung vor, aber sobald sich eine entsprechend große Energiemenge akkumulierte, will sie sich katalytisch, explosionsartig entfalten. Sie will Arbeit leisten, wie jede Masse.

Solche Erschütterungen sind aber zwar notwendig im Leben der Völker zum Freiwerden größter Energie, aber sie müssen nach Tunlichkeit gemildert und auf einen größeren Zeitraum verteilt werden. Denn je weiter der Pendel nach der einen Seite ausschlägt, desto weiter erfolgt der Rückschlag nach der andern. So folgen sich stets Revolutionen und Restaurationen, Restaurationen und Revolutionen.

Dem Vordringen von Völkern und Rassen folgt ihr Zurückweichen. Im größten Stile lehrt dies etwa die Expansion der mohammedanischen Welt, die mit ihren letzten Ausläufern bis ins 17. Jahrhundert reicht, unterbrochen durch den Vorstoß des Abendlandes in den Kreuzzügen und in den letzten beiden Jahrhunderten. Daß ein mohammedanischer Rückschlag folgen wird, ist bei der Lebenskraft der in Frage kommenden Nationen zweifellos. Er wird desto heftiger sein, je mehr Sprengstoff durch abendländische Vergewaltigung berechtigter Lebensinteressen sich aufgespeichert haben wird.

Mit einem Mindestmaß an Wertzerstörung die notwendigen Umwandlungen durchzuführen, ist die

wichtigste Aufgabe des weitblickenden Staatsmannes. Denn die Zukunft gehört allein der organischen Entwicklung, der Anknüpfung an Gewordenes. Soviel als möglich zu erhalten gilt es, nicht kopflos und überstürzt zu zerstören und Problematisches an die Stelle des Bewährten zu setzen.

Um den Übergang zum Gleichgewicht möglichst ruhig zu gestalten — die gänzliche Verhütung von Explosionen ist weder möglich noch wünschenswert, da nur durch sie, entsprechend dem Mutationsgesetz, in kurzer Zeit differenzierte Wandlungen sich vollziehen — muß möglichst viel Freude erzeugt werden. Zum mindesten ist geboten, daß durch die Öffnung von Ventilen die Unlustgefühle entweichen können.

So lehrt uralte Erfahrung, daß einem strengen Regiment stets zu gewissen Zeiten oder auf gewissen Gebieten desto größere Freiheiten entsprechen, da es sich sonst die Beherrschten nicht gefallen lassen. Den sauren Wochen folgen überall frohe Feste, der harten Sklaverei des Altertums ein Tag im Jahre mit desto zügelloserer Freiheit und Umkehrung des Verhältnisses vom Herrn zum Diener. Den strengen Fastenvorschriften der Kirche entspricht das fröhliche Treiben des Karnevals, die Freude des Osterfestes, in absolutistisch regierten Staaten mit fortgeschrittener Bevölkerung, wie etwa in Frankreich vor der großen Revolution, in Österreich vor 1848, dulden die Regierungen weitgehende sexuelle Freiheiten. In modernen Staaten ist eines der wertvollsten Ventile die Redefreiheit der Parlamente und die Preßfreiheit, die nur durch höchste Staatsinteressen (etwa Schutz von Geheimnissen) und höchste Individualinteressen (Schutz

der persönlichen Ehre) eingeschränkt werden muß. Denn nur durch die Äußerung von Wünschen lernen wir die Bedürfnisse kennen. Die Einschränkung des Rechtes der Kritik, ja sogar der Schimpffreiheit auf Staatseinrichtungen ist gefährlich! Die satyrischen Blätter sind ein vortreffliches Ventil für Verärgerung. Nichts ist schlimmer, als eine unzufriedene Bevölkerung zum Schweigen zu zwingen. Wenn schon im Privatleben oft der verhängnisvolle Irrtum begangen wird, im Schweigen Zustimmung zu erkennen — wo es sich doch meistens für den Schweigenden nicht der Mühe lohnt zu opponieren oder er die Aussichtslosigkeit einer gütlichen Auseinandersetzung erkennt, eine gewaltsame aber hinausschieben will —, so sollen wenigstens die Regierungen diesen Fehler vermeiden.

Nur wenn der Bürger in der Lage ist, rückhaltlos die Gesetze zu kritisieren, ebenso aber auch die ausführenden Organe, wenn man über formale Inkorrektheiten dieser Kritiken nach Tunlichkeit großzügig hinweggleitet, nur dann wird er, in der Hoffnung auf baldige Besserung, willig gehorchen. Diese Weisheit übt die militärische Disziplin seit Urzeiten: neben Toleranz in der Kritik der Vorgesetzten steht blinde Unterordnung in der Ausführung der Befehle. Gehorsam dem Gesetze gegenüber ist aber die wichtigste Pflicht des Staatsbürgers.

Es handelt sich eben immer darum, das Wichtige auf Kosten des Unwichtigeren zu kräftigen. Und zwar mit einem Mindestmaß an Mitteln. Es war zu allen Zeiten eine Experimentalaufgabe der Regierungen, zu ermitteln, was sie der Bevölkerung als Äquivalent für

ein drückend gefühltes Joch an Freiheit zu bieten hat, andrerseits haben stets die Untertanen soviel wie nur möglich gefordert. Gewannen nun die zentrifugalen Kräfte die Oberhand, dann trat ein anarchischer Zustand, der schlimmste von allen möglichen, ein. Die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung sah die lästige Gewalt von oben durch einen noch viel schrecklicheren Terrorismus von unten ersetzt, forderte den starken Mann und erhielt ihn in Gestalt eines Diktators.

Zwar sprachen wir von der Erschütterung, vom Freiwerden großer aufgespeicherter Energiemengen, die nach Ausgleich drängen, vom erforderlichen zündenden Funken, aber noch sagten wir nicht, wie die Energiemenge entsteht.

Vorausschicken wollen wir noch, daß der Anlaß einer Explosion sich wohl niemals vorher ermitteln läßt. Er ist auch ganz nebensächlich, so wenig es darauf ankommt, woher der Funke stammt, der ins Pulverfaß fliegt. Er ist oft geradezu lächerlich klein. So wurde etwa die furchtbare indische Revolution in der Mitte des 19. Jahrhunderts veranlaßt durch das Gerücht, die englischen Patronen seien mit Schweinefett gegen Rost geschützt. Da die indischen Truppen aber zum großen Teile als Mohammedaner mit dem Schwein in keinerlei Berührung kommen durften, genügte dies, einen Aufstand zu entfesseln, der um ein Haar die Engländer um den Besitz Indiens gebracht hätte.

Die Ursachen der sich ansammelnden Energiemengen sind sehr mannigfacher Art: Nahrungsmangel, Unterdrückung der beherrschten Stände durch die herrschenden, religiöse Streitigkeiten und solche der

Weltanschauung usf. Je mehr zusammen treffen, desto größere Spannungen werden naturgemäß erzeugt. Darum sind Eroberungskriege fremdrassiger Völker mit verschiedenen Religionen so besonders furchtbar.

Fallen Erschütterungen benachbarter Nationen zeitlich zusammen, dann sind sie desto heftiger. So trifft etwa die Expansionsperiode Schwedens in die Zeit der innerpolitischen und konfessionellen deutschen Differenzen, die der großen französischen Expansion am Ende des 18. Jahrhunderts in eine Zeit kleinstaatlicher deutscher Ohnmacht, eines latenten Konfliktes zwischen Preußen und Österreich und weltbürgerlicher, tränenseliger Ideale. Darum ist die uns drohende Erschütterung so schwer, weil zu zahlreichen innerpolitischen Faktoren noch die heftigsten Spannungen in der äußeren Politik treten.

Die einer großen Leistung mit Notwendigkeit vorangehende große Erschütterung muß tragisch, braucht aber nicht unbedingt (Cannae) unglücklich zu sein.

Im Staate ist die Revolution die unglücklichste Form der Entspannung, weil die Energie des Staates sich dadurch, analog den Gewissenskonflikten, fast aufhebt und der Nutzungskoeffizient nach außen auf Null sinkt. Ein verlorener Krieg ist weit weniger schlimm, da er die nationalen Gefühle weckt und unter Umständen die segensreichsten Folgen zeitigt. Aber auch ein glücklicher Krieg, wofern er zugleich alle Kräfte der Nation anspannte, genügt zur Erschütterung mit folgendem Aufblühen.

Daher bildet mein Gesetz den Schlüssel zur längst bekannten Tatsache, daß die höchste Blüte der Staaten,

wenn sie nicht, was selten ist und wohl nur eintrifft, wenn Söldnerheere die Schlachten schlagen, in eine Kriegs=periode — etwa in Holland, Athen — fällt, da die kriegerischen Energien für friedliche Zwecke wenig übrig lassen, ihr kurz folgt. Die kriegerische Energie wird in die friedlichen Formen umgesetzt.

Wir stehen gegenwärtig am Anfange einer der größten Mutationsperioden der Weltgeschichte, die 1912 mit dem Balkankriege begann, und, der Reihe nach die meisten Nationen der Erde in ihre Strudel ziehend, mindestens ein Jahrzehnt andauern wird, einige Jahre vor dem Moment, in dem — aus später zu betrachtenden Ursachen — das Deutschtum mit elementarer Gewalt ex=plodieren wird. Es wird eine ungeheure Erschütterung alles Bestehenden bis in seine Grundfesten kommen und zwar auf fast allen Gebieten. Das läßt sich nicht verhüten, weil es Naturgesetzen widersprechen würde, wohl aber läßt es sich mildern.

Das Deutschtum befindet sich im aufstrebenden Aste, was sich aus einer Fülle von Tatsachen mit Leichtigkeit beweisen läßt. Wir stehen unmittelbar vor unserer Kulminationsperiode, die ja sehr lange dauern kann und wohl auch dauern wird, sicherlich einige Generationen. Ohne eine gewaltige Erschütterung ana=log der Genialitätsperiode ist es unmöglich, diese Kul=mination zu erreichen. Das lehrt ein Blick auf die Geschichte aller großen Völker.

Die schlimmste Form jeder völkischen Erschütterung ist, wie gesagt, die Revolution, die von Verfassungs=kämpfen und lokalen Revolten bis zu den blutigsten Bürgerkriegen, dem schrecklichsten der Schrecken, vari=

ieren kann. Diese inneren Kämpfe zu mildern, rechtzeitig Ventile zu öffnen, ist die wichtigste Aufgabe der Regierung in den nächsten Jahren. Anschließend werden große Kriege folgen, teils aus dem natürlichen Expansionstriebe einer Bevölkerung heraus, die stärker wächst, als die Subsistenzmittel des bewohnten Landes, teils auf Grund der uralten politischen Regel, daß man die innere Spannung gegen einen äußeren Feind richtet. Endlich wird das zentripetale Streben der Deutschen in Österreich eine mitbestimmende Ursache sein.

Begnügen wir uns mit vorstehenden theoretischen Erörterungen, nicht ohne kurz die Frage zu berühren, wie sich die Zeit ermitteln läßt. Ich habe mir dafür auf Grund von Erfahrungsregeln, Kriegsperioden innerhalb der Nationen, der Aufeinanderfolge von Ereignissen in der Reihenfolge England, Frankreich, Deutschland, mit Berücksichtigung der Wirtschaftskrisen usw. ein System erdacht. Wenn man sich erinnert, daß Stromer mir seine „Gesetze" anvertraute, wird man es begreifen, daß ich es peinlich vermeide, auf Zahlen einzugehen. Überdies ist alles, was bisher gefunden wurde, so mangelhaft gegenüber Stromers überaus genialer Entdeckung, daß auch innere Gründe mein Verhalten rechtfertigen.

Moltke sagt: im Kriege ist alles einfach und alles einfache ist schwer. Das gilt auch von der Wissenschaft, von der Technik, von der Regierung: jede Vereinfachung ist schwer. Alles wahrhaft Große, wie Stromers Zahlengesetze, ist verblüffend einfach.

Während meine Berechnung der Zukunft der europäischen Völker, ein eminent komplizierter Vorgang

ist, der genaue Kenntnis der Geschichte, sowohl der früheren als der gegenwärtigen, zur Voraussetzung hat, mit einer Fülle von Regeln operiert, alle erdenklichen Faktoren — so etwa auch die Jahreszeit — berücksichtigt, dafür aber die Möglichkeit gewährt, gewisse notwendige Erschütterungen durch geeignete Maßnahmen zu mildern — denn selbstverständlich verläuft alles nach Ursache und Wirkung — berechnet Stromer auf Grund seines Systems die Daten.

Da ich aus wissenschaftlichen Gründen durchaus nicht gezwungen bin, den Eintritt der angekündigten Ereignisse in Deutschland zu datieren, unterlasse ich es. Es wäre mir natürlich eine Kleinigkeit, durch Kombination meines Systems mit dem Stromers die Jahre zu nennen. Daß ich es unterlasse, ist selbstverständlich. Wohl aber ist es ein glänzendes Zeugnis für Stromers Patriotismus, daß er die deutsche Geschichte nicht datiert, wiewohl doch dadurch seine Anerkennung um Jahre verzögert wird.

Anfänglich lachen uns die neunmal Gescheiten natürlich aus, weil sie die Berechnung der Zukunft für unmöglich halten. Übrigens kämen diese Denker in die größte Verlegenheit, wenn man sie nach den Gründen und Ursachen ihres Unmöglichkeitsdogmas befragte. Sie könnten nur, wie unsere Zünftler fast immer, mit tönenden und nichtssagenden Phrasen antworten. Wenn sich nun aber einige Vorhersagen, was bald der Fall sein wird, bestätigt haben werden, dann werden die Spötter verstummen. Denn die Eselsbrücke des Zufalls kann selbst auf die Dauer der „vollste und ganzeste“ Mann nicht betreten. Dann wird es Leute

geben, die in deutschen Werten à la baisse spekulieren und damit eine Erschütterung unseres Staatskredits herbeiführen könnten. Das muß unter allen Umständen vermieden werden. Anders wäre der Fall gelagert, wenn dieser oder jener große Industrielle sich an uns wenden würde, um sich durch Kenntnis der Zukunft vor Verlust zu bewahren. In solchen einzelnen Fällen könnten wir unser Wissen gegen die Zusicherung unbedingter Diskretion und die Verpflichtung, es nicht an der Börse auszunutzen, verkaufen. Aber sehr teuer!

Da Stromers „Gesetze" bald jedermann zugänglich sein werden, kann ja jeder auf eigene Faust Berechnungen anstellen. Es ist aber nicht so leicht, wie es aussieht, denn es erfordert enorme historische Kenntnisse.

Gern aber werden Stromer und ich für Interessenten Berechnungen, die andere Länder betreffen, gemeinsam anstellen. Denn wir sind in keiner Weise moralisch verpflichtet, uns um den Kredit anderer Staaten zu kümmern, haben sogar, wenn es sich um eventuelle Feinde des Reiches handelt, ein patriotisches Interesse an der Erschütterung ihres Staatskredits.

Doch noch ein Wort zur moralischen Seite der Frage. Es gibt viele Leute, die die Börse überhaupt für eine unmoralische Institution halten. Sie sollten sich in die Nationalökonomie vertiefen und würden zum Resultate gelangen, daß die Börse die Ware nicht etwa verteuert, sondern verbilligt. Im übrigen ist es mit Börsengeschäften genau wie mit kriegerischen Unternehmungen: wer sich auf sie einläßt, riskiert Gewinn, aber auch Verlust. Ich bin dazu da, meine

eigenen Geschäfte zu führen und die anderer nur in=soweit, als ich es für richtig halte. Es ist mir darum ganz gleichgültig, wenn soundso viele durch mich Ver=luste erleiden. Wenn nur jene, die mir ihr Vertrauen schenken, gewinnen.

Bevor wir die Nutzanwendung unserer Gesetze ziehen, sei die Frage aufgeworfen, welche tieferen Ur=sachen die periodische Wiederkehr bestimmter Erschei=nungen im Völkerleben haben mag.

Eine alte Beobachtung lehrt, daß Wirtschaftskrisen und Mißernten, deren ausschlaggebende Bedeutung in der Geschichte ja bekannt ist, sich in bestimmten Zeit=abständen folgen. Die alttestamentliche Regel von den sieben fetten und sieben mageren Jahren hat sich bis heute annähernd bestätigt.

Daß Ernten von der Witterung abhängen, liegt auf der Hand. Die Feuchtigkeit oder Trockenheit der Sommer, von menschlicher Beeinflussung völlig unab=hängig, lehrt uns aber auf kosmische und siderische Momente unser Augenmerk richten. Da ist es durch=aus möglich, daß Rudolf Mewes in seiner Schrift „Die Kriegs= und Geistesperioden im Völkerleben" auf dem richtigen Wege ist, wenn er in den Himmelskörpern, in den Sonnenflecken mit ihrer periodischen und be=rechenbaren Wiederkehr, die treibende Ursache erkannt zu haben glaubt. Ohne damit im einzelnen Mewes beizupflichten, muß doch hervorgehoben werden, daß seine Hypothese sogar sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn wenn die Menschheit abhängig ist von Klima und Fruchtbarkeit — was sich ja nicht bestreiten läßt —, diese aber wiederum von der veränderten Stel=

lung der Erde zu den Himmelskörpern, dann liegt es auf der Hand, daß Goethes Wort „Man glaubt zu schieben und man wird geschoben“ auch auf die Menschheit in ihrer Gesamtheit zutrifft.

Dann hätten wir die Harmonie nicht nur in den Gesetzen der Individualpsychologie und der Völker, der Biologie, der Mechanik, kurz der Naturwissenschaften und denen des Geistes gefunden, sondern die Einheit im Makrokosmos des Universums und in der Weltgeschichte wäre hergestellt. Aber das wäre nicht jener Monismus, der mit einem Energiebegriff operiert, zu dem jeder Gegensatz fehlt, sondern ein Monismus, der sich auf die erforschbare Welt der Erscheinungen beschränkt. Was dahinter liegt, wer die Schnüre der Puppen zieht, die auf dem Welttheater agieren, das wissen wir nicht, das gehört ins Gebiet des Unerforschlichen. Denn am Ende jeder Antwort steht eine neue Frage. Auf die letzte aber muß die Wissenschaft mit einem Ignoramus antworten.

Praktisch ist die Periodenlehre insofern von großem Werte, als sie nicht nur dazu erzieht, das Unvermeidbare mit Würde zu tragen, die Ataraxia auch im kreisenden Glücksrade der Weltgeschichte zu behaupten, sondern auch, weil sie es ermöglicht, weitvorausschauende Vorkehrungen zu treffen. Wie wir durch den Wechsel der Jahreszeiten lernten, für den Winter uns vorzusehen, was die Kultur in nicht zu überschätzender Weise förderte, so werden wir jetzt lernen, in guten Jahren und Jahrzehnten uns auf die schlechten zu rüsten, in schlechten aber auf die guten zu hoffen. Der veredelnde und erzieherische Wert dieses unseres Eindringens in die

Geheimnisse der Geschichte ist daher nicht zu verkennen.

Im übrigen wollen wir es, wenigstens an dieser Stelle, unterlassen, Kombinationen darüber anzustellen, wie sich die Menschheit in fernster Zukunft entwickeln mag. Wer die ungeheuren Fortschritte vom Neandertaler zu Buddha, Platon, Lionardo und Goethe, vom Troglodyten und Kannibalen zum antiken Griechen, zum Engländer, Franzosen und Deutschen von heute betrachtet, der kann nicht zweifeln, daß der Siegeszug, die Aufwärtsentwicklung noch längst nicht ihr Ende erreicht hat. Vielleicht wird noch einmal die Zeit kommen, in der alle Menschen — ein Gedanke, auf den mich Dr. Viktor von Bauer (Wien) brachte — die Entwicklung ins Geniale zurücklegten, in der jener qualitativ höhere Genialitätsgeist, der so spezifisch verschieden ist, von normalen Denkvermögen, in sämtliche Seelen seinen Einzug hielt. Vielleicht wird sich der Durchschnittsmensch fernster Jahrtausende ebenso vom heutigen unterscheiden, wie wir vom Neandertaler, wie das Genie vom modernen Durchschnittskopf. Vielleicht wird dann jedermann sein Dämonion besitzen, jene warnende Stimme neben und über dem Gewissen, die sich nur bei sittlich geläuterten Personen einstellt, bei altruistischen, selbstverleugnenden Naturen, und die regelmäßig dann pocht, wenn wir in Versuchung stehen, uns für andere unnötig aufzuopfern, also in gewisser Hinsicht unbeschadet ihres völlig selbständigen Denkvermögens, den Gegenpol zum Gewissen bildet.

Gehen wir nunmehr dazu über, die Nutzanwen-

dung unserer Gesetze auf die beiden Länder zu ziehen, die von der Mutation am meisten betroffen sein werden: auf Österreich-Ungarn und auf Deutschland.

Die Zukunft Österreich-Ungarns läßt sich mit großer Deutlichkeit vorhersehen. Der Zerfall der Habsburgermonarchie ist ja auch dem blödesten Auge klar. Ungarn wird zwar ein autonomes Königreich werden, geht aber selbst großen inneren Erschütterungen in späteren Jahren entgegen, da die Nationalitätenfrage früher oder später von den Serben, Kroaten, Slowaken, Rumänen und Deutschen, die zusammen mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, aufgerollt werden wird.

Die Ungarn, ein ural-altaisches (mongolisches) Reitervolk, hatten einst durch das Schwert sich ihren Platz in Europa erobert, wie etwa gleichzeitig die ebenfalls ursprünglich mongolischen Bulgaren und später die Türken. Nun ist es nationaler Selbstmord — die Türken werden das bestätigen müssen —, wenn man der unterworfenen Bevölkerung die Möglichkeit gibt, mit dem Stimmzettel das zurückzuerobern, was das Schwert ihnen einst nahm. Hier zeigt sich das demokratische Gleichheitsdogma in seiner ganzen grotesken Oberflächlichkeit. Ein Reich wie Ungarn kann nur derart regiert werden, daß die magyarische Oberschicht bestimmte Vorrechte genießt, also durch ungleiches Wahlrecht, nachdem schon einmal der große Fehler gemacht wurde, den Absolutismus aufzugeben. Genau dasselbe gilt von der Türkei. Eine Föderativverfassung, wie wir sie in der Schweiz haben, widerspricht aber dem gegenwärtigen Bildungsniveau der östlichen Völker Euro-

pas, ist auch nur durchführbar, wenn die Nationalitäten in kompakter Masse zusammen wohnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die slavischen Völker Ungarns eines Tages aus dem Reichsverbande der Stephanskrone lösen. So geht auch das künftige selbständige Königreich Ungarn in absehbarer Zeit seinem Verfall entgegen, ohne daß darum das Magyarentum aufhören müßte zu bestehen.

Was Österreich betrifft, so ist die Nationalitätenfrage bereits so akut geworden, daß hier jedermann prophezeien kann. Die zentrifugalen Kräfte werden sehr bald das Übergewicht über die zentripetalen, den Reichsgedanken, die Organisation, das Habsburgerhaus, gewonnen haben. Die Deutschen Österreichs drängen zum Reiche, und mutmaßlich werden die deutschen Länder unter einem habsburgischen Fürsten dem Reichsverbande beitreten, wie früher Württemberg oder Bayern. Das würde dem deutschen Nationalcharakter sehr wohl entsprechen, denn wir lieben Dezentralisation in vielen Fragen, und die Selbständigkeit der deutschen Stämme wird wohl für unabsehbare Zeit den nivellierenden Versuchen, die mit wenig Glück oft von Preußen aus gemacht wurden, standhalten. Nur dadurch, daß sich alle Glieder des Bundesstaates (oder auch Staatenbundes) im Reichsverbande wohl fühlen, daß ihre völkische und lokale Eigenart gewahrt bleibt, daß sie unter der erprobten Leitung ihrer alten Dynastien auch fernerhin stehen können, ist die Sicherheit des Gebäudes auf viele Jahrhunderte hin gewährleistet.

So war es ein schwerer Fehler Bismarcks, das Welfenhaus aus Hannover zu vertreiben. Denn der mon-

archische Staat basiert auf der Königstreue, und es ist schlechterdings unmöglich, den heutigen Anhängern des erlauchten Fürstengeschlechtes, von dessen Namen Deutschlands Geschichte ruhmvoll widerhallt, ihre Nibelungentreue zu verübeln. Daß die Hohenzollern dies nicht einsehen, wird sich vielleicht noch einmal rächen, denn damit sägen sie den Ast ab, auf dem sie selbst sitzen. Eine harmonische Lösung wäre daher die Angliederung eines, wenn auch nicht großen Teiles von Hannover an Braunschweig, da die Herausgabe von ganz Hannover selbstverständlich Preußen nicht zugemutet werden kann. Bismarck verstieß 1866 Hannover gegenüber gegen das Prinzip des kleinsten Mittels, und das hat fast stets üble Folgen.

Um Cisleithaniens Zukunft zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Habsburgermonarchie und ihre Geschichte werfen.

Hatte das deutsche Schwert dieses große Reich auch errichtet, so war das Deutschtum doch an seiner Ostgrenze fremden Nationen gegenüber immer in der Minorität gewesen. Diese verschob sich im Laufe der Zeit nicht etwa zugunsten, sondern zuungunsten des Herrenvolkes, da ja die Polygamie im christlichen Abendlande nicht zulässig war. Nun vermehren sich aber auf monogamischer Basis die Besitzlosen, die in der Kultur tiefer stehenden Volksschichten und Völker rascher als die höheren, während umgekehrt ein polygamisches Herrenvolk schneller wächst als die ärmeren Untertanen. Ist der Besitz mehrerer Frauen doch von dem eines gewissen Vermögens abhängig. So verschob sich das Zahlenverhältnis zum Nachteil des Deutschtums.

Dies wäre an sich nicht schlimm gewesen, wenn nicht Österreich mit der Einführung der Konstitution die abschüssige Bahn beschritten hätte. Denn Voraussetzung zur Hegemonie des numerisch unterlegenen Herrenvolkes ist wo nicht der Absolutismus, so doch ein oligarchisches, aristokratisches Regiment, es sei denn, die den gleichen Staat bildenden verschiedenen Nationalitäten wohnen kontingentiert und sind kulturell genügend fortgeschritten, um auf föderativem Wege einen Staatenbund (oder Bundesstaat) bilden zu können. Bei der Rückständigkeit der Slaven, Ruthenen, Kroaten usw. kam diese Lösung nicht in Frage. Bei dem sehr verschiedenen damaligen und auch heutigen Bildungsniveau der in Frage kommenden Völker war und ist Föderativverfassung untunlich.

Andererseits hatte das Jahr 1848 mit seinen freiheitlichen Ideen auch die habsburgischen Länder ergriffen und das absolutistische Regiment gestürzt. So wurde zugleich mit der Abschaffung des Absolutismus auch das Deutschtum entthront, das bisher große Vorrechte, direkt oder indirekt, genossen hatte. Das eherne Gesetz der Zahl trat damit an Stelle der historischen Tradition, deren Voraussetzung die einstige Tüchtigkeit der Eroberer war.

Ergo ist Österreich aus nationalen Ursachen unrettbar der Auflösung verfallen, selbst wenn wir von den mancherlei anderen, die wir in Deutschland näher beleuchten werden und die mutatis mutandis auch für die Donaumonarchie gelten, ganz absehen.

Übrigens wird dieser Zerfall nicht plötzlich eintreten: sehr bald — ich könnte das Jahr nennen —

wird Ungarn sich in einem Kriege loslösen, während Cisleithanien noch einige Zeit zusammenhalten wird. Die dieser Reichshälfte von den Polen, besonders aber von den Tschechen drohenden Gefahren liegen vor aller Augen.

Doch nun zum Deutschen Reiche!

Über seinen Aufschwung in den letzten Jahrzehnten nur einige Zahlen: Die Bevölkerung wuchs von 41 Millionen 1871 auf rund 65 Millionen im Jahre 1910, d. h. um 58 Prozent. Die Auswanderung, die 1891 noch 120000 Menschen entführt hatte, sank auf 22700 im Jahre 1911. Einer Ein- und Ausfuhr von 3377 Millionen bzw. 3418 Millionen im Jahre 1887 steht im Jahre 1912 eine Einfuhr von 11899 Millionen und eine Ausfuhr von 9827 Millionen gegenüber. Während der Umsatz in den letzten 25 Jahren in Frankreich um 100 Prozent, in England um 133 Prozent stieg, erhöhten sich die Ziffern für Deutschland auf fast 220 Prozent. Was nun endlich das Wachstum unserer Finanzkraft betrifft, so hat sich nach Maßgabe der preußischen Einkommensteuer das deutsche versteuerte Einkommen von rund 8 Milliarden Mark im Jahre 1892 auf rund 20 Milliarden Mark im Jahre 1911 erhöht. Das kommt auch in den Ausweisen der Sparkassen zum Ausdruck: die Guthaben der Sparer stiegen von 4238 Millionen Mark im Jahre 1887 auf 16536 Millionen im Jahre 1912, das Kapital der deutschen Aktienbanken im gleichen Zeitraume von 1598 auf 3976 Millionen Mark. Das genügt zum Beweise, daß wir uns in einer außerordentlichen Aufwärtsbewegung befinden.

Dieses schnelle innere Wachstum des Reiches hat

zu einer Verschiebung des Mächteverhältnisses in Europa geführt, dem bisher durch Bündnisse und Rückversicherungen im Sinne eines europäischen Gleichgewichtes entgegengearbeitet wurde. Verschiedene Belastungsproben hielt die Friedensliebe der Großmächte bisher schon aus, ohne doch, wie die ungeheuren Rüstungen in allen Ländern beweisen, mehr als eine Vertagung des mit Notwendigkeit auszufechtenden Streites bewirken zu können. Mag sich diese oder jene gefahrdrohende Gewitterwolke auch hier und da wider Erwarten verzogen haben: daß ein Weltbrand kommen wird, ahnt jeder. Instinktiv fühlen wir, daß es nicht genügt, bis an die Zähne bewaffnet zu sein, daß die gepanzerte Faust auch im gegebenen Augenblicke dreinschlagen muß, um den Platz sich zu erkämpfen, der uns auf Grund unserer nationalen, im Reiche gebundenen, Energie gebührt. Doch nicht auf die Zimperlichkeit unserer auswärtigen Politik wollen wir hinweisen, nicht auf manche Demütigung, die unsere allzu große Friedensliebe uns eintrug, sondern auf die Tatsache, daß wir am A n f a n g e e i n e r d e r g r ö ß t e n M u t a t i o n s p e r i o d e n d e r W e l t g e s c h i c h t e s t e h e n. U n d z w a r w i r d i n i h r d a s D e u t s c h t u m d i e f ü h r e n d e R o l l e s p i e l e n. Es handelt sich um unsere Vorherrschaft in Europa.

Der Balkankrieg, wiewohl einer der blutigsten der Weltgeschichte, war nur ein Vorspiel. In Rußland geht es weiter, dann folgt Österreich-Ungarn, dann kommen wir an die Reihe usf. Denn wenn es auch heute keine sieben- und zehnjährigen Kriege mehr gibt, so wird doch nach kurzer Pause einem Friedensschluß ein neuer Krieg folgen.

Dieser Weltbrand wird *nicht*, soweit das Deutschtum in Frage kommt — und dieses spielt die *ausschlaggebende* Rolle —, durch die äußere Politik heraufbeschworen, er wird nicht durch einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, oder Deutschland und England, oder Deutschland und Rußland veranlaßt werden — was nicht die spätere Verwickelung dieser Reiche in den Weltkrieg hindert —, sondern er wird durch eine *Mutation* im Deutschtum selbst, sowohl dem Österreichs, als dem des Reiches verursacht sein.

Wir gehen einer Revolution entgegen, die nicht viel weniger furchtbar zu werden droht, als die große französische. Aber sie läßt sich nach meiner festen Überzeugung *mildern*, wenn die Reichs- und Bundesregierungen sich nach Kräften bemühen, die inneren Spannungen durch Öffnung von Ventilen auf ein Minimum zu reduzieren. Wenn sie jene Heiterkeit der Gemütsverfassung, die wir als Voraussetzung des höchsten Nutzungskoeffizienten der Arbeit kennen lernten, dem Volke verschafft, vor allem wenn sie die Verärgerung und Verbitterung beseitigt. Und das ist möglich. Nur dann können die durch die revolutionäre Erschütterung freigewordenen Kräfte in ihrer Totalität nach außen gelenkt werden. Denn unser ungeheurer, kaum gebändigter Expansionstrieb, der durch den jüngsten Vorstoß des Slawentums, dessen symptomatische Bedeutung Einsichtige erkannten, noch zur Siedehitze gebracht werden wird, muß mit höchsten Nutzungskoeffizienten zur Vergrößerung und Stärkung des Reiches verwertet werden.

Die Öffnung von Ventilen aber hat, außer ihrer moralischen Notwendigkeit, auch noch folgenden sehr hohen praktischen Wert wie das Gute und das Nützliche ja letzten Endes sich stets decken: sie führt zu einer Spaltung der Unzufriedenen. Die große Mehrheit der Menschen ist mit einem Existenzminimum zufrieden. Sie liebt nicht den Radikalismus auf Kosten ihrer Köpfe. Ein Jakobinertum war und ist stets der Masse des Volkes verhaßt. Dadurch nun, daß man die dringenden und gerechtfertigten Wünsche breiter Volksschichten befriedigt, gewinnt man in diesen selbst Gegner ausschweifender Neuerungen, Mithelfer gegen gefährliche Radaubrüder und eine drohende Pöbelherrschaft.

Um es nochmals zu betonen: Deutschland wird in den kommenden Wirren und Kriegen eine ähnliche Rolle spielen, wie Frankreich zur Revolutionszeit und unter dem großen Napoleon. Wie durch ein Seebeben aufgepeitscht werden die Wogen des Deutschtums sich über Nachbarländer ergießen, in siegreichen Kriegen sich nehmen, was ihnen nach dem Rechte des Stärkeren, dem höchsten Gesetze der Natur, gebührt. Und sie werden dazu auch moralisch legitimiert sein, nicht nur aus Gründen der Selbsterhaltung, sondern auch, weil sie eine höhere Gesittung verbreiten werden. Denn wenn göttliche Weisheit mich, einen Deutschen, mit weltumfassender Mission betraute, dann kann das nicht anders gedeutet werden, als daß unser Volk am ehesten die besseren, die Menschen glücklicher machenden Zustände einführen wird, als Vorbild für andere Völker und Staaten.

Voraussetzung dieses Überquellens der deutschen

Kraft ist eine Revolution als zündender Funke. Doch nicht eine, die mit Barikaden und Guillotine operiert, sondern eine Evolution der Geister, eine Reformation, würde genügen. Wie wir diese Milderung herbeiführen können, werde ich später ausführen. Zunächst seien die Ursachen genannt, die mit Notwendigkeit, wenn nicht Ventile geöffnet werden, zum gewaltsamen Umsturz führen, uns nur die Wahl zwischen zerstörender Überschwemmung und segenbringender Kanalisierung lassend.

Wir betonen ausdrücklich, daß der Anlaß sich niemals vorher bestimmen läßt. Er kann ganz geringfügiger Art sein und sowohl in Vorgängen der äußeren Politik gesucht werden, etwa einer allgemeinen Empörung des Volkes über eine Demütigung, wie in einem großen Prozeß, einem unbefriedigenden Abschluß der Handelsverträge oder in ähnlichen, an sich nicht sonderlich bedeutungsvollen Momenten.

Wir gehen einer wirtschaftlichen Krise entgegen, die sich durch eine außerordentliche Steigerung des Arbeitsangebotes gegenüber der Nachfrage ankündigt. Während etwa in den Jahren der Hochkonjunktur 1899/00 und 1906/7 das Problem der Arbeitswilligen gar nicht existierte, weil eine rege Nachfrage nach Arbeitskräften allen sich um Arbeit Bewerbenden Beschäftigung bot, warf die Krise in den Jahren 1901/2 und 1908/9 ganze Heere Arbeitswilliger auf die Straße. Das wird sich bald wiederholen. Die Nationalökonomie hat längst bestimmte Rhythmen zwischen Hoch- und Tiefkonjunktur ermittelt, auf deren Abhängigkeit von der Ernte und damit auch von kosmischen und siderischen Einflüssen wir bereits hinwiesen.

Was mit den Heeren Arbeitswilliger geschehen soll, ist ein noch ungelöstes Problem, auf das wir zurückkommen werden.

Eine weitere Ursache ist die große Verteuerung der Lebenshaltung infolge hoher Zölle. Während wir um teures Geld Getreide vom Auslande kommen lassen müssen, exportiert auf Grund unserer Ausfuhrprämie der deutsche Osten. So kommt es, daß man etwa in Dänemark deutsches Getreide weit billiger kaufen kann, als bei uns. Das Ungesunde dieser Zustände, die der Landwirtschaft dienen sollen, liegt auf der Hand. Daß wir andrerseits unsern Bauernstand nicht durch plötzliche Aufhebung der Getreidezölle ruinieren dürfen, ist auch klar. Wir stehen hier vor einer eminent schwierigen Experimentalaufgabe.

Zu der Verteuerung der Lebenshaltung bei sinkender Konjunktur kommt noch die Steigerung der Steuerlast. Diese Faktoren lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß schon allein wirtschaftliche Ursachen den Patrioten mit Sorge für die Zukunft erfüllen müssen.

Daß nebenbei zur absoluten Verteuerung der Lebensmittel noch eine große Steigerung der Lebenshaltung tritt, sei nicht verschwiegen. So stieg etwa der jährliche Fleischkonsum pro Kopf und Jahr in Deutschland von 13,6 kg im Jahre 1816 auf 29,5 im Jahre 1873, 43,3 anno 1900 und erreichte 1907 46,2 kg, nach den Angaben von Max Rubner. Und während sich England mit einem Fleischkonsum von 47,6 kg begnügt, ißt Deutschland gegenwärtig 52,3 pro Kopf, d. h. mehr als doppelt soviel als Österreich-Ungarn. Erfahrungsgemäß ist es aber für ein Volk außerordent-

lich schwer, seine Lebenshaltung zu reduzieren. In der Magenfrage ist die Bevölkerung am kitzlichsten.

Doch würden die wirtschaftlichen Faktoren keineswegs zur Anzettelung einer Revolution ausreichen, wenn nicht sehr wichtige innerpolitische Momente hinzutreten würden. So vor allem die Erbitterung, die in Preußen über das sehr schlechte und ungerechte Dreiklassenwahlrecht herrscht, sowie über das ärgerliche Polizeiregiment. Dazu kommen Mängel in der Rechtspflege. Das alles schafft eine Verbitterung, die den Nutzungskoeffizienten der Arbeit sinken läßt. Wir brauchen unbedingt Ventile, sonst explodiert der Kessel.

Tatsächlich gibt es gegenwärtig nicht einen einzigen Stand in unserm Volke, der mit den Verhältnissen zufrieden wäre, und das, wiewohl Deutschland eines der reichsten Länder der Erde geworden ist. Weder die Fürsten, noch der Adel, weder der überaus hohe Steuern zahlende Bürger, noch der Bauer, weder der Arbeiter, noch der Beamte oder Rentner sind auch nur halbwegs mit dem Bestehenden einverstanden. Und das alles, wiewohl keine innere und unentrinnbare Notwendigkeit gegeben ist.

Endlich wollen wir noch die Polenfrage erwähnen, die keineswegs übersehen werden darf. Der verhängnisvolle Mißgriff Friedrichs des Großen, mehr zu verspeisen, als Preußen verdauen konnte, rächt sich und es fragt sich, wie lange wir noch die Wiedererrichtung des Königreichs Polen, das sich mutmaßlich um Galizien kristallisieren wird, hintanhalten können.

Zu den beunruhigendsten Symptomen gehört die Lösung der Welfenfrage und die der bayerischen Königs=

frage. Im ersteren Falle liegt zweifellos eine Zurückdrängung des Reichsgedankens, der Reichsautorität, gegenüber dynastischen Interessen vor. Denn seit dem Bundesratsbeschluß von 1907 hat sich de facto in der Braunschweigischen Frage nichts geändert, als daß die Kaiserstochter den welfischen Thronprätendenten geheiratet hat. Das ist aber keine staatsrechtliche Lösung der Differenzen, sondern nur eine dynastische Verkleisterung. Preußen ist aber so wenig ein Familienfideikommiß der Hohenzollern, wie das Reich. Die Interessen der Staaten sind wichtiger als Fragen der fürstlichen Hauspolitik. Wer damit das Eingreifen des Kaisers in die Thronfolge von Lippe vergleicht, kann sich als monarchisch gesinnter Mann der ernsten Sorge nicht verschließen, daß hier ein gefährliches Spiel mit dem Gedanken des „persönlichen Regiments" getrieben wird. Es handelt sich in Braunschweig, wie in Lippe, um jenes Hervortreten des Monarchen „ohne ministerielle Bekleidungsstücke", vor dem Bismarck so nachdrücklich gewarnt hat. Da sehnt man sich nach aufrechten Männern, die dem Kaiser die furchtbaren Klippen zeigen, in die dieser Kurs steuert. Die ihn darauf aufmerksam machen, daß die Entwicklung Deutschlands die Richtung der englischen eingeschlagen hat, und daß es ein verhängnisvolles Wagnis ist, gegen den Strom zu schwimmen. Denn die ehernen Gesetze der Weltgeschichte machen keinem Einzelnen zuliebe, und möge er auch noch so bedeutend sein, eine Ausnahme.

Nicht viel geringere Gefahren werden durch die bayerische Königsproklamation heraufbeschworen. Es

ist offenbar unmöglich, daß der Vormund sich selbst das Gut des Mündels übergibt, d. h. daß der Reichsverweser sich die Königskrone aufsetzt und gleichzeitig die beim Antritt der Regentschaft dem Mündel gegenüber übernommenen Verpflichtung erfüllt. Rechtlich einwandfrei wäre daher nur ein Verzicht auf Grund einer Verfassungsänderung zugunsten des Nachfolgers gewesen, der dann ohne weiteres den Thron hätte besteigen können. Der Fall war allerdings sehr schwierig, da der Irrsinn des Königs Otto so wenig zweifelhaft ist, wie die Lückenhaftigkeit der Verfassung von 1818, zudem die Bayern endlich wieder einen König wollten und Ludwig III. sich allseitiger Verehrung und Liebe erfreut. Und doch!

Unser Staat beruht auf der Idee des souveränen Herrschers. Mag diese Idee eine Fiktion sein, so ist sie doch zweifellos eine historische Realität im höchsten Sinne. Denn auf der Idee des Souveräns basieren alle Rechte, sie ist die notwendige Voraussetzung zum Funktionieren des Staatsapparates. Deshalb ist es unzulässig, wenn der Landtag oder sonst irgend jemand, mag es in noch so verschleierter Form geschehen, dem Regenten die Krone anbietet, ebenso unzulässig, daß der Regent die Beendigung der Regentschaft erklärt und dem Landtag „zur Zustimmung" anzeigt. Denn Landtag und Reichsrat standen dem neuen König gegenüber vor einem fait accompli, die verfassungsmäßige Mitwirkung des Volkes war praktisch ausgeschaltet. Das alles kann gar leicht dereinst als ein Rütteln am monarchischen Gedanken oder auch als Staatsstreich gedeutet werden.

Wer die Geschichte der Revolutionen verfolgt, wird finden, daß fast immer eine Rechtsverletzung der Re⸗gierenden ihnen voraufging. Dadurch wird aber im Volke der Respekt vor den Gesetzen untergraben. In so gefährlichen Zeiten, wie den gegenwärtigen, durfte unter gar keinen Umständen der Anschein eines derartigen Präzedenzfalles geweckt werden.

Denn was heute oben geschieht, kann sich leicht morgen unten ereignen. Dem minimalen Abgleiten von der Bahn, die durch die Verfassung, deren Mangel⸗haftigkeit in diesem Falle ja offen zutage liegt, ge⸗wiesen ist, kann ein großes folgen. Die Gefahr des Verfassungsbruches von unten, des gewaltsamen Um⸗sturzes der Grundlagen des Staates, wird dadurch außer⸗ordentlich gemehrt. Und erfahrungsgemäß ist das Volk wie eine Bestie, wenn es seinen Willen mit elemen⸗tarer Gewalt durchsetzt.

Nur wenn die Regierenden sich selbst aufs pein⸗lichste an die Legitimität halten, selbst den Schein von Verfassungsverletzungen vermeiden, können sie das auch von den Untertanen fordern bzw. ihr Beispiel wird derart staatserhaltend wirken, daß dadurch revolutio⸗näre Umtriebe wesentlich erschwert werden.

Bekanntlich sehen manche konservative Elemente im Reichstagswahlrecht die Ursache des Anwachsens der Sozialdemokratie, die ja bekanntlich republikanische Wünsche hegt, und der inneren Unzufriedenheit. Sie raten zu einem Staatsstreich, zur Provokation der un⸗teren Volksschichten, die dann mit der Armee nieder⸗zuwerfen wären.

Diese Denkweise muß scharf verurteilt werden.

Zunächst ist das — tatsächlich sehr mangelhafte — Reichstagswahlrecht nicht, wie wir sahen, die Ursache der inneren Unzufriedenheit, sondern im Gegenteil ein Ventil, durch das viele Spannung entweichen kann und auch entweicht. Ist dem Volke doch meistens mehr am Scheine der Macht gelegen, als an dieser selbst. Wer seinen Stimmzettel abgibt, glaubt damit seinen Anteil an der Regierungsgewalt zu gewinnen, während tatsächlich die Geschicke der Völker immer nur von ganz wenigen Männern gelenkt werden, in den vom Schicksal gelegten Schienen. So ist das Anwachsen der Sozialdemokratie nur ein Symptom der um sich greifenden beunruhigenden Erscheinungen.

Es darf unter gar keinen Umständen ein solcher Staatsstreich von der Regierung ausgehen. Wer einen Vertrag bricht, darf sich nicht wundern, wenn der erbitterte Kontrahent zu übertriebenen Gegenmaßnahmen greift. Nur eine Regierung, die die Gesetze vorbildlich wahrt, die alles tut, um die Ursachen zu berechtigter Unzufriedenheit auf legalem Wege zu beseitigen, hat das moralische Recht, mit brutaler Rücksichtslosigkeit gegen Elemente vorzugehen, die den gesetzlichen Weg verlassen. Sie hat dann alle guten Bürger auf ihrer Seite. Ich bezweifle durchaus nicht, daß das Heer lokale Tumulte unterdrücken würde, aber die Folge wäre eine Stauung der Gedanken, eine viel furchtbarere Katastrophe, als sie selbst dann eintreten würde, wenn wir nur mehr Sozialisten mit ihren Zukunftsstaatsphantasien im Reichstage hätten. Überdies wäre es eine gefährliche Belastungsprobe der militärischen Disziplin. Denn wenn das Heer auch auf die Person des Landes-

herrn vereidigt ist und sein muß, nicht auf die Verfassung, so werden sich doch wahrscheinlich Parteiungen auf ein solch illegales Vorgehen hin im Heere bilden und latente Gegensätze, wenn auch erst nach einigen Jahren, zum Ausbruch getrieben werden. Man vergesse nicht, daß die deutsche Entwicklung auf größere Anteilnahme der Bevölkerung an der Regierungsgewalt hinsteuert, also der englischen analog ist!

Im Reiche ist eine starke, vielleicht sogar im Wachsen begriffene republikanische Partei. Das zwingt uns zur Erörterung der Frage, ob die Republik eine für Deutschland angemessene Regierungsform wäre, zumal sie kurze Zeit in England, wiederholt und längere Zeit in Frankreich bestand bzw. noch besteht.

Bekanntlich stehen die Fürsten, besonders Kaiser Wilhelm II. auf dem Standpunkte des Gottesgnadentums. Das „Gottesgnadentum", eine Devotionsformel, die zuerst Pipin anwandte, um damit den Gegensatz zum rechtmäßigen Herrscherhaus der Merovinger anzudeuten, die seitdem aber von den Fürsten in mystischem, übernatürlichem Sinne interprätiert wurde, ist gerade kein Faktor, der bei der Bewertung der Staatsformen in die Wagschale geworfen werden kann. Wir können darin nun einen Ausdruck der Bescheidenheit erblicken, d. h. der Träger der Krone will nicht sich selbst das Verdienst an seiner Macht zuschreiben, sondern der göttlichen Gnade. Tatsächlich regiert der Monarch auf Grund von Rechten, die seine Vorfahren sich in vielhundertjähriger Geschichte durch eigene Tüchtigkeit erworben haben. Die fürstliche Familie ist die, welche sich im Kampfe und in der Politik am

meisten vor andern ausgezeichnet hat und daher auch mit Fug und Recht die größte Macht besitzt. Wenn der König daher aus eigenem Recht zu regieren behauptet, so konstatiert er damit lediglich eine historische Tatsache, selbst wenn seine Vorfahren einst durch Wahl des Volkes erhoben worden wären. Denn man wählt eben in solchen Fällen nur die Tüchtigsten und Mächtigsten.

An sich sind Monarchie und Republik genau gleich berechtigte Regierungsformen. Ihr Wert ist allein abhängig von praktischen Erwägungen, von der Wohlfahrt des Landes. Auf der andern Seite handelt es sich selbstverständlich auch hier um Machtfragen. So gut die Fürsten berechtigt sind, mit allen Mitteln ihre ererbten, einst durch Tüchtigkeit erworbenen, meistens durch vererbte politische Talente heute noch gewahrten Rechte zu verteidigen, so gut hat das Volk ein Recht, sie zu bestreiten und eventuell die Fürsten zu vertreiben. Wie überall handelt es sich auch hier um das Recht des Stärkern, die letzte Legitimation in allen Kämpfen.

Wir haben ganz nüchtern zu prüfen, ob die Monarchie der Republik gegenüber Vor- oder Nachteile besitzt und vor allem, welcher Regierungsform in unsern deutschen Verhältnissen der Vorzug zu geben ist.

Daß sich die Republik unter gewissen Voraussetzungen bewährt hat, ist zweifellos. Im alten Rom bestand sie jahrhundertelang, in Venedig als Adelsoligarchie fast ein Jahrtausend. Ich kenne überhaupt keinen Staat, der so lange ohne Wechsel der Regierungsform oder doch der Dynastie bestanden hätte als Venedig.

Ihre Feuerprobe hat die Republik also zweifellos abgelegt. Dazu kommt das Beispiel der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Trotzdem ist die Republik, wenigstens die Demokratie, eine schlechte, vielleicht überhaupt die schlechteste von allen möglichen Regierungsformen. Die Parteikämpfe im Lande kommen nie zur Ruhe, Korruption durchdringt alle Kreise, der jeweilige Präsident steht nicht über den Parteien, sondern ist Parteimann. Während der Monarch die Tüchtigen hernimmt, wo er sie findet, ist der Präsident auf seine Parteigänger beschränkt, denen er Dank schuldet. So läßt sich die merkwürdige Erscheinung erklären, daß die Städte des mittelalterlichen Italien, wenn sie schon ihre Freiheit verloren, weit lieber unter die Oberhoheit eines Tyrannen kamen, als unter die einer Nachbarstadt, da erstere aus der neuerworbenen Kommune sich die brauchbaren Elemente aussuchte, während die siegreiche Republik nur ihre eigenen Bürger in hohe Stellungen beförderte. Eine ganz ähnliche Erscheinung beobachten wir gegenwärtig in der Türkei im Unterschied zur Regierung Abdul Hamids und seiner großen Vorgänger, die neben Türken auch Griechen, Armeniern oder Juden die höchsten Ämter anvertrauten, kurz den Personen, die man für die Geeignetsten hielten. Und das ist auch das Richtige.

Dazu kommt das unausgesetzte Mißtrauen der Republik, die Beargwöhnung der Bürger unter sich, die Sorge, daß sich niemand zum Despotismus aufschwingt, was alles gerade dem Tüchtigsten Prügel in den Weg wirft. Man mißtraut sich gegenseitig und ist ängstlich

darauf bedacht, daß sich niemand vor dem andern auszeichnet. Die Stabilität der Verhältnisse fehlt dadurch. Wer die mittelalterliche Geschichte Italiens kennt, wird wissen, mit welch raffinierten und oft geradezu läppischen Mitteln die gegenseitige Eifersüchtelei und Beargwöhnung operierte.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln fielen die Republiken doch früher oder später einem kühnen Usurpator anheim. Nicht minder warnende Beispiele sind die Stadtstaaten des antiken Griechenlands mit ihrem Sykophantentum, ihrem Auslosen der Staatsämter und anderen unerfreulichen Erscheinungen.

Überdies ist es ein Märchen, daß in Republiken auf Grund der Wahlen der Tüchtigste an die Spitze gelangt. Oft ist es der skrupelloseste und korrupteste, der größte Demagoge und Schreihals, derjenige, der seinen Anhängern und Wählern die fettesten Pfründen aus Staatsmitteln verheißt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erbringen fast bei jeder Bürgermeisterwahl dafür abschreckende Bestätigungen.

Endlich will das Volk eine sichtbare, repräsentative Spitze besitzen. Es ist fast jedermann geneigter den Befehlen eines Sprößlings aus altem, durch politische Taten ausgezeichneten Geschlechtes zu gehorchen, als irgend einem Börsenjobber oder Industriemagnaten, mag er auch noch so intelligent sein. Ein wahrhaft großer Mann beugt natürlich alles unter seine Autorität, aber solche sind überaus seltene Erscheinungen, auf die sich eine Staatsverfassung nicht basieren läßt. Oder wollte jemand auf Cincinnatusse und Caesare hin eine Regierungsform begründen?

Alle diese Erwägungen lassen nicht nur die Republik bzw. Demokratie überhaupt als eine, von gewissen Ausnahmen abgesehen, mangelhafte Regierungsform, als ein Sprungbrett für Ehrgeizige, ein Tummelplatz für Demagogen, geradezu als ein Provisorium von größerer oder geringerer Dauer erscheinen, sie sind auch derart schwerwiegend, daß sie für Deutschland mit seinen besonderen Verhältnissen diese Staatsverfassung gar nicht ernstlich zur Diskussion stellen lassen.

Für Deutschland käme nur in Frage, daß alle Monarchien samt und sonders abgeschafft würden. Diese sind aber in den meisten Bundesstaaten nicht nur durch vielhundertjährige Tradition mit dem Volke aufs innigste verwachsen, tief im Volke verankert, sie werden auch gegenwärtig vielfach durch Monarchen repräsentiert, die sich der allergrößten persönlichen Hochachtung und Liebe der Bürger erfreuen. Nur Tollköpfe würden im Zweifelsfalle auf einen Fürsten, wie etwa den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen oder den König Ludwig III. von Bayern zu Gunsten irgendeines durch die wandelbare Volksgunst gehobenen Emporkömmlings verzichten.

Darum ist und bleibt die Monarchie die einzig brauchbare Regierungsform für Deutschland.

Diskutierbar ist aber die Frage nach der Reichsregierung, nach dem Kaisertum. Nicht in dem Sinne, daß das Kaisertum des Königs von Preußen bestritten würde, dieses durch die Geschichte und den Willen des Volkes und der Fürsten wohlerworbene Recht, sondern hinsichtlich des Umfanges der kaiserlichen Gewalt.

Da will es allerdings uns dünken, als hätte sowohl der Deutsche Kaiser als auch der König von Preußen zu große Rechte. Das würde weniger in die Wagschale fallen, wenn unser Kaiser nicht ein Mann wäre, der sich nur allzugern und allzuoft exponiert, statt hinter seinen Ministern zu verschwinden. Ob die Übernahme der englischen Verfassung wünschenswert wäre, bleibe eine offene Frage. Sicher ist, daß alle Patrioten und monarchisch gesinnten Männer oft mit großer Sorge mit ansehen müssen, wie der Kaiser Blitze auf sich zieht, die nach der Verfassung nur seine verantwortlichen Ratgeber treffen könnten und müßten. Wie er sich sogar durch manches rasche Wort persönliche Feinde macht.

Wilhelm II. ist ganz zweifellos ein eminent bedeutender Mann, ein geborener Herrscher, auf der Höhe der Kultur und des Wissens seiner Zeit. Er ist erfüllt vom lautersten Streben, von altpreußischem Pflichtgefühl, ein glänzender Repräsentant des monarchischen Gedankens, dazu ein vortrefflicher Redner. Er hat sich allein durch die Schaffung unserer Flotte einen dauernden Platz in der Geschichte gesichert, nicht minder auch durch die Erhaltung des Friedens seit einem viertel Jahrhundert sich den Dank und die Anerkennung vieler erworben.

Aber Frieden um jeden Preis ist nicht gut. Zudem zeigte er sich nur allzu oft nicht genügend über die Stimmung im Volke informiert; er verträgt keinen Widerspruch. Es muß ja überaus schwer sein, einer solchen Persönlichkeit gegenüber frei seine Meinung zu äußern, sein Portefeuille zu riskieren. Aber solche

Charaktere sind als Berater unbedingt nötig, auch wenn sie dem Monarchen im einzelnen Falle lästig fallen. Darin liegt die besondere Größe Wilhelms I., daß er nicht nur mit scharfem Blick die richtigen Männer an die richtige Stelle setzte — eine überaus schwere, wenn nicht die schwierigste Regierungskunst — und daß er trotz mancherlei Meinungsverschiedenheiten an ihnen fest hielt. Das zeugt für einen großen und edlen Charakter.

So viel ist sicher: jeder Freund des Kaisergedankens und jeder Freund Wilhelms II. muß nur wünschen, daß er sich in den überaus stürmischen Zeiten, die in einigen Jahren über Deutschland hereinbrechen werden, die größte Zurückhaltung auferlegt, nur mehr durch seine Minister regieren läßt, was seinen tatsächlichen Einfluß auf die Geschäfte ja gar nicht zu verringern braucht. Denn der Blitz schlägt in die höchsten Spitzen.

Das persönliche Regiment widerspricht nicht nur dem Sinne der Verfassung, selbst wenn manche Handlungen sich mit ihrem Wortlaute in Einklang bringen lassen, es ist auch offenbar unmöglich ein so großes Reich mit einer so hochzivilisierten Bevölkerung in dieser Form zu regieren. Man vergesse nie, daß unsere historische Entwicklung unentrinnbar der englischen folgt und daß es daher nicht nur ein überaus gefährliches, sondern auch ein ganz aussichtsloses Beginnen ist, sich dagegen aufzulehnen. Dadurch wird im Volke Verbitterung erzeugt, Feindschaft nicht nur gegen die Person des Monarchen, ungeachtet der außerordentlichen Verdienste, die er sich auf vielen Gebieten durch sein Eingreifen erwarb,

sondern auch gegen den monarchischen Gedanken überhaupt.

Denn in revolutionären Zeiten herrschen die Leidenschaften an Stelle der Vernunft und der Gerechtigkeit. Wie hypnotisiert starrt alles auf einige wenige Punkte, die das Mißfallen — ob berechtigt oder unberechtigt, spielt hier gar keine Rolle — erwecken. Demagogen werden nicht müde, dem Pöbel, gleich dem Stier in der Arena, das rote Tuch ihres Programmes hinzuhalten. Und statt zu berücksichtigen, daß jede Regierung besser ist, als Anarchie, daß dem Despotismus der Plebecula gegenüber der des Monarchen geradezu ein Segen ist, wälzen sich fanatisierte, rohe, brutale und bildungsfeindliche Elemente in blinder Wut gerade gegen die Institutionen und Personen, die früher vielen und oft den Besten heilig waren. Stets sind es wenige, die die Fahne des Aufruhrs erheben und nur selten folgen ihnen die guten Elemente.

Klug wäre es daher, wenn die Monarchen — besonders in Preußen und Mecklenburg — wie sie einst aus eigener Machtvollkommenheit dem Volke eine Konstitution erteilten, so in Voraussicht der unentrinnbaren historischen Entwicklung aus eigener Machtvollkommenheit ihr zuvor kämen. Das geschähe dadurch, daß sie sich freiwillig zu gewissen Einschränkungen ihrer Machtbefugnisse und damit zu einer Anpassung an den Konstitutionalismus Englands entschlössen. Denn nur so wird die monarchische Autorität voll gewahrt.

Das ist aber unbedingt nötig. Denn mag es auch eine im Laufe vieler Jahrhunderte gewordene Fiktion sein, daß das Staatsoberhaupt Quell aller Rechte ist,

so ist doch diese Fiktion im monarchischen Staate eine Realität, nein, die Realität. Sie ist die Basis unseres Rechtslebens.

Sollte, was ich voraussehe, mein Mahnruf überhört werden, dann gehen wir unentrinnbar den schwersten Erschütterungen entgegen. Denn unsere Nationalpsyche ist über den Panzer vieler ererbter Rechte und Institutionen hinausgewachsen. Wir stehen vor einer großen inneren Mutation, etwa vergleichbar der Reformationszeit, den Verfassungskämpfen im 14. Jahrhundert, aber noch gewaltiger. Denn zu Fragen der inneren und äußeren Politik treten wirtschaftliche, es kommt dazu ein heftiger Kampf der Weltanschauungen u. a. mehr. Eine Unterdrückung ist ganz unmöglich, so wenig man die Pubertäts- oder Genialitätsstürme unterdrücken kann. Es muß daher die Aufgabe sein, die durch die Explosion frei werdende Energie nach außen zu leiten, zu Expansionskriegen — in denen wir siegen werden — zu nützen, zu mildern und mit möglichst geschickter Hand die inneren Reformen herbeizuführen.

Unter gar keinen Umständen dürfen sich in den bevorstehenden Kämpfen die Monarchen exponieren. Geht die Anbahnung der neuen Verhältnisse nicht auf legalem Wege, so daß der illegale beschritten werden muß, d. h. kommen die unteren revolutionierenden Schichten verhütenden Gegenmaßnahmen der Regierung zuvor, macht die Schwerfälligkeit des Reichstages und der Landtage, kurz der gesetzgebenden Körper, diese gar unmöglich, dann kann hier nur ein Mann helfen, der auf eigene Faust vorgeht, um von den Trägern der Krone auf sich die Vorwürfe und

Folgen des Rechtsbruches abzulenken. Wer dieser starke Mann sein wird, der unbeirrt als zweiter Bismarck oder Cromwell, die Bahn bricht, um nach Durchführung seiner Aufgabe den rechtmäßigen Führern des Volkes, den angestammten Fürsten, wie Cincinnatus, die Gewalt in die Hände zurückzulegen, kann jetzt natürlich niemand sagen. Auf alle Fälle wird er es sehr schwer haben. Denn er wird von allen Parteien bekämpft oder — was noch schlimmer wäre — von allen reklamiert werden und muß als rocher de bronze unbeirrbar den rechten Weg gehen. Er darf nicht zimperlich sein, muß sein Ziel verfolgen, auch wenn der Schein der Selbstsucht ihn trifft, einer sehr törichten Selbstsucht, da die Etablierung einer neuen Dynastie nach Analogie Napoleons bei uns unmöglich wäre, darf sich weder vom Beifall der Anhänger, noch von Drohungen der Feinde beirren lassen und riskiert zum Danke seinen Kopf, mehr noch, seinen Namen.

Ich hoffe, daß ich zu schwarz in die Zukunft sehe. Auf alle Fälle möchte ich als Patriot in den folgenden Kapiteln die Ventile zeigen, durch deren Öffnung die Erschütterungen gemildert werden können. Sache der Staatsmänner wird es sein, meine Ratschläge zu beachten. Auf ihren Schultern ruht die Verantwortung.

Selbstverständlich wird mir jetzt niemand glauben, für Phantastereien halten, was sinngemäßer Anwendung unentrinnbarer Naturgesetze auf unsere Geschichte entspringt. Das wird mich nicht im geringsten berühren. Ich warte ruhig ab, denn ich lernte die schwere Kunst des Wartens. Indem ich warne, tue ich meine

Pflicht als Patriot und im Bestreben, alles irgend Erhaltungswerte auch zu konservieren, dazu beizutragen mit möglichst geringer Wertzerstörung, die neuen Zustände herbeizuführen. Traten die Ereignisse ein — und das wird der Fall sein — dann ist es nicht meine Schuld. Denn noch besteht die Möglichkeit zu mildern, wozu es in wenigen Jahren schon zu spät sein wird. Denn das Gesetz der Erhaltung der Energie erfordert mit Notwendigkeit eine Explosion.

Betrachten wir nunmehr eingehend auf Grund der Ursachen der Revolution die Mittel zu ihrer Milderung.

Vierter Teil

Politik

Es erben sich Gesetz und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort!

* * *

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage.

Goethe

Elftes Kapitel

Richtlinien der inneren Politik in besonderer Anwendung auf Deutschland

Wir stellten als wichtigste Aufgabe der Regierungskunst fest, mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Wie die heitere Gemütsverfassung Voraussetzung des höchsten Nutzungskoeffizienten der Arbeit für den Einzelnen ist, so auch für die Staaten. Deshalb muß eine weise Politik dafür sorgen, daß jede Verärgerung ferngehalten wird, daß der Bürger möglichst wenig davon spürt, daß er regiert wird, er wohl die Annehmlichkeiten einer starken Hand merkt, nicht aber deren Druck. Je weniger regiert wird, desto besser unter der Voraussetzung, daß anarchische Zustände ferngehalten werden. Doch läßt sich sehr wohl größtmögliche Freiheit der Staatsbürger vereinigen mit der notwendigen Rechtssicherheit im Innern und mit Zusammenfassung aller Kräfte des Staates nach außen.

Betrachten wir zunächst die Staatsform. Daß Deutschland monarchisch regiert werden muß, stellten wir fest. Ebenso muß mit Rücksicht auf historische Verhältnisse und Verschiedenheiten der deutschen Stämme das Reich als Bundesstaat weiter bestehen.

So wichtig die Zentralisation der Reichsgewalt, die es ermöglicht, über alle Reichskräfte im vollen Umfange zu verfügen, in wenigen Punkten ist, etwa Einheitlichkeit der Rechtspflege, der Münze, von Maß und Gewicht, einheitliche Leitung der äußeren Politik, des Heerwesens und der Flotte, so notwendig ist Autonomie der Einzelstaaten in allen den sie allein angehenden Fragen. Diese Notwendigkeit wird um so augenfälliger werden, wenn mit dem Eintritt der deutschen habsburgischen Länder in den Reichsverband deutsche Stämme mit teilweise anderem Charakter und Bedürfnissen seine seelische Grundlage leise ändern. Wie der Geist des Norddeutschen Bundes bei der Reichsgründung den süddeutschen Staaten Konzessionen machen mußte.

Durch relative Autonomie der Einzelstaaten wird ganz und gar nicht das Reichsgefüge gelockert, so wenig die paterna potestas des römischen Familienoberhauptes die Festigkeit des Staates gefährdete. Es handelt sich lediglich um eine kluge Abgrenzung der Rechte und Pflichten. Im Gegenteil wird das zentripetale Streben der Bundesstaaten dadurch erhöht, weil der Druck des Reiches sich einerseits erleichtert, andrerseits jeder Bürger das größte Interesse daran hat, einem Staatengefüge anzugehören, das nicht nur durch seine Macht nach außen den Frieden verbürgt, sondern auch als großes Wirtschaftsgebiet jedermann Vorteile bietet. Diese Gesichtspunkte sind sehr mitbestimmend beim Anschluß der Deutschen Österreichs ans Reich.

Deshalb muß die künftige Reichsverfassung nach dem Grundsatze geschmiedet werden, jedem Bundes-

staate, unter gleichzeitiger Wahrung der Einheitlichkeit des Reichsgebäudes und der Verfügungsmöglichkeit über seine gesamten Kräfte, ein Maximum an Selbständigkeit in innerpolitischen Fragen zu gewähren. Denn nur dadurch werden zentrifugale Strömungen vermieden. Das Reich aber hält, wenn es nicht ungewöhnlich ungeschickt regiert wird, allein durch seine Masse zusammen. Denn nach dem Gravitationsgesetze ziehen große Gemeinschaften die kleineren an und werden automatisch dadurch vergrößert.

Diese relative Autonomie der Einzelstaaten verhütet auch eine Verpreußelung des Reiches. Denn so sehr alle Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen ein großes geeintes mächtiges Reich wollen, so wenig wünschen sie ein Großpreußen. Denn wohl niemand südlich der Mainlinie — und dazu noch viele nördlich von ihr — liebt manche Züge der preußischen Regierungsweise. Im Gegenteil: sie hat sich viele Antipathien zugezogen, besonders durch ihr Polizeiregiment, ihr Bevormundungssystem und manche reaktionäre Tendenzen.

Indem wir die Frage offen lassen, inwieweit eine Einschränkung der kaiserlichen und der fürstlichen, besonders der königlichen Machtbefugnisse in Preußen, nötig ist, d. h. bis zu welchem Grade an das englische System jetzt schon eine Annäherung zu erfolgen hat, wenden wir uns nunmehr den beiden andern Faktoren im Reiche, dem Bundesrat und Reichstage zu.

Das Zweikammersystem, das Oberhaus, als welches sich letzten Endes — wenn auch nicht theoretisch — der Bundesrat gegenüber dem Reichstage darstellt, ist

neben einem aus Wahlen hervorgegangenen Unterhaus eine zwingende Notwendigkeit in allen konstitutionell und parlamentarisch regierten Staaten, im Reiche so gut, wie in den Einzelstaaten.

Daß England im Begriffe steht, die Befugnisse des Oberhauses wesentlich einzuschränken, wird sich noch schwer rächen. Denn so sehr auch eine erste Kammer abgelehnt werden muß, die mit dem Rechte des unbedingten Vetos alle aus dem Volke und dessen gewählten Vertretern hervorgehenden Anregungen und Beschlüsse annullieren kann, so notwendig ist ein konservativer stabiler Faktor im Staatswesen. Es muß unbedingt eine Instanz geben, die die Tradition des Besitzes und der Bildung, sowie ständische Interessen vertritt und die unabhängig nach oben und unten im Staatsorganismus ihren Platz behauptet. Auch muß der Monarch, je begrenzter seine unmittelbare Macht wird, desto mehr die Möglichkeit haben, mittelbar durch Ernennung von Männern seines Vertrauens auf den Geschäftsgang einzuwirken.

Denn erfahrungsgemäß sind die Volksleidenschaften oft außerordentlich leicht geweckt. Kurzsichtig, augenblicklichen Stimmungen folgend, der Wählerschaft liebedienernd und, nach Ablauf der Wahlperiode ohne Verantwortung ins Privatleben zurücktretend, sind die gewählten Volksvertreter keine Bürgen für die Kontinuität der Entwicklung. Zudem lehrt die parlamentarische Geschichte aller Länder, daß sie durchaus nicht unbedingte Freunde eines maßvollen Fortschrittes sind, sondern sehr häufig unberechenbar von Fall zu Fall entscheiden. Wenn aber irgendwo, so ist im Staats-

wesen die Kontinuität Vorbedingung zum Gedeihen. Die überstürzte Massenfabrikation von Gesetzen, die unsern Reichstag auszeichnet, ist gewiß nicht wünschens- wert. Dazu kommen die Zufallsmajoritäten. Die Ent- wicklung vollzieht sich als Diagonale im Kräftepar- allelogramm und ist desto stätiger, je mehr Zickzack- linien vermieden werden. Durch den Ausfall des be- harrenden oder veränderlichen Faktors werden stets schädliche Schwankungen erzeugt.

Da das Oberhaus, wenn es sich auch in seinen lebenslänglichen Mitgliedern aus Persönlichkeiten re- krutiert, die in ihrem Berufe Hervorragendes leisteten und durch ihren Charakter gewisse Garantien gewähren, doch in seinen erblichen Mitgliedern aus dem Adel stammt, sei hier auf dessen Bedeutung im modernen Staate eingegangen.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Autorität im Quadrat der Entfernung wächst. Darum hat seit je ein Zeremoniell den weltlichen und geistlichen Herr- scher umgeben, eine Scheidewand um sie bildend. Nur ganz große Persönlichkeiten, die sicher sind in jedem Augenblick trotz aller Leutseligkeit und Schlicht- heit ihres Auftretens, ihre Umgebung und das Volk zu beherrschen, können des Zeremoniells entraten. Der Zauber der Persönlichkeit, die Autorität, jene unent- behrliche Voraussetzung für die höchste Spitze im wohlgeordneten System der Ungleichheit, als welches der Staatsorganismus zu betrachten ist, läßt sich weder lernen, noch ohne weiteres vererben. Da nun in erb- lichen Monarchien wohl nur selten Herrscher von solch hervorragenden Fähigkeiten einander in lücken-

loser Reihe folgen, so muß ein Zeremoniell existieren. Dieses wird um so strenger sein müssen, je größere Gefahr für den Herrscher besteht, durch besonders reiche oder tüchtigere Untertanen oder durch Personen, die es verstehen, sich die Volksgunst zu erwerben, in den Schatten gestellt zu werden.

Die erprobte Regel, daß nur ein großer Held es auch in den Augen seines Kammerdieners ist, daß unzählige Menschen sehen, wie man scheint, sehr wenige nur wissen, wie man ist und es Torheit für den Monarchen und Staatsmann wäre, sich auf die Wenigen gegen die Vielen zu berufen, ist Mutter des Zeremoniells. Die Formen mögen in engen Grenzen schwanken, die Sache, d. h. daß Pomp ein wichtiges Machtmittel ist, bleibt. Darum haben die Chibcha Amerikas so gut, wie die Tibetaner, die Byzantiner, wie die Japaner oder Spanier mit Sorgfalt die Mittel ersonnen, die dem Herrscher die nötige Distanz von den Beherrschten verbürgen und ihm erlauben, sich prunkvoll zu zeigen. Denn panem et circenses wollte das Volk vor Jahrtausenden und will es auch heute noch.

Doch nicht nur dynastische Interessen rechtfertigen das Vorhandensein eines Standes, der durch seinen Glanz den des Monarchen, dem er dient, erhöht, ihn vom anderen Volke scheidet.

Der Adel ist eine soziale Notwendigkeit. Das lehrt das Beispiel der Republiken, die den betitelten abschafften, um sich vor dem Geldadel zu beugen. Es muß Familien geben, die durch Tradition an Bildung, gute Manieren und Besitz, durch Vererbung gewisser sozial wertvoller Talente, seien es militärische, politi-

sche, diplomatische oder andere, sich aus dem übrigen Volkstum herausheben. Es muß auch die Möglichkeit bestehen, Personen, die sich um den Staat besonders verdient gemacht haben, in besonderer Weise durch erbliche Standeserhöhung zu belohnen.

Das gemeine Volk hat gegen den Adel im Gefühl seiner Minderwertigkeit einen grimmigen Haß. Das sind aber dieselben Leute, die etwa in ihrer Militärzeit nur auf Grund des zufälligen Umstandes, daß sie ein Jahr früher einrücken mußten, den Rekruten nach Kräften vergewaltigen. Derselbe Mann, der als Student den „Fuchs“ drangsaliert, wird zum Freiheits- und Gleichheitsapostel, wenn er sich vor anderen beugen soll, selbst wenn diese durch ihre Verdienste legitimiert sind Unterordnung zu fordern.

Die Minderwertigkeit mancher Adliger schließt die Hochwertigkeit des ganzen Standes keineswegs aus. Die vererbten Talente brechen immer wieder durch. Das zeigt sich etwa in der „freien“ Schweiz. Das bißchen Adel, das diese Republik besitzt, tritt in der Armee hervor, und niemand wird das wohl auf eine Bevorzugung der Adeligen zurückführen wollen. Daß man adeligen Trotteln keine Ämter anvertrauen wird, ist selbstverständlich. Aber bei gleicher Tüchtigkeit fällt die Vererbung der militärischen und politischen Talente sehr wesentlich in die Wagschale.

Wenn bei uns gegen die Bevorzugung der Garde und des Adels gewettert wird, so beweist das eine geradezu groteske Verkennung der wahren Sachlage: nicht weil die Familien adelig sind, spielen sie etwa in der Armee die führende Rolle, sondern weil sie sich durch

Generationen in Kriegen ausgezeichnet haben, darum wurden sie in den Adelsstand erhoben. Wenn eine Familie Müller durch Generationen Offiziere dem Vaterlande stellte — das einfache Soldatentum, die Erfüllung der Pflicht, genügt durchaus nicht zur Erringung von Prärogationen, sondern nur die Bewährung als Führer —, dann hat sie einen Anspruch auf bessere Garnisonen, als der Sohn des Kommerzienrates und Börsenjobbers Rosenduft. Und wenn diese Familie auch noch nicht das Adelsprädikat erhielt — wiewohl sie das zu fordern berechtigt wäre —, so bildet sie doch einen tatsächlichen Schwertadel, der auf Grund seiner Leistungen belohnt werden muß. Oder sollte etwa der Umstand, daß jemand einer adeligen Familie angehört, die sich seit Jahrhunderten im Staatsdienst verzehrte, statt dem Gelde nachzujagen, sollte dieser Umstand ein zureichender Grund sein, ihn von der Garde auszuschließen?

Doch beruht Adel nicht nur auf der Folge besonders tüchtiger Personen innerhalb derselben Familie, er bedarf auch einer gewissen materiellen Basis. Nur diese ermöglicht ihm ja überhaupt etwa den überaus schlecht, viel zu schlecht, bezahlten Offiziersberuf zu ergreifen. Die mangelhafte Bezahlung unserer Offiziere und auch mancher Beamtenkategorien macht künstlich diese Stellen, die doch nur nach dem Prinzip der persönlichen Tüchtigkeit besetzt werden dürfen, zu einem Monopol der Reichen. Das ist aber für das Staatswohl verhängnisvoll. Deshalb müssen die Gehälter tunlichst derart aufgebessert werden, daß sie auch ihren Mann ernähren, die aufgewendeten Erziehungskosten amortisieren.

Ferner muß der Adel, nach dem Beispiel Englands, sich wenigstens in einzelnen Familienmitgliedern dem kommerziellen und industriellen Leben zuwenden, um mit der Wandlung der Kapitalbildung Schritt halten zu können. Unsere Gesellschaft ist kapitalistisch und wird es immer bleiben. Da ist zwar die Ansammlung großer Schätze in einer Hand keineswegs erforderlich, noch besonders wünschenswert, wohl aber ein behagslicher Wohlstand, der sich generationenlang erhält, der Lohn für Arbeit und Sparsamkeit.

Der Adel hat sich militärisch, politisch und häufig auch kulturell bei uns bewährt. Man denke an Stein, Hardenberg, Gneisenau, Bismarck, Humboldt, Moltke, Kleist, Achim von Arnim, Anastasius Grün (Graf Auersperg), Platen, Lilienkron, Parseval, Zeppelin, Münchhausen usw. Das ist aber auf die Dauer ohne einen gewissen Familienbesitz nicht möglich.

Da nun die Staatsstellen wohl niemals so hoch bezahlt werden können, als wünschenswert wäre, andererseits die vererbten politischen Talente für die Allgemeinheit unentbehrlich sind, muß die Möglichkeit bestehen, durch Fideikommisse den Familien einen gewissen Wohlstand zu sichern.

Durch Interpretationskünste die Aufhebung von Stiftungen und Fideikommissen zu erzielen ist unmoralisch und daher zu verurteilen. Dahin gehört es etwa, wenn der Staat den Übergang einer Stiftung an die Deszendenz von Brüdern oder Vettern zu verhindern sucht. Solange noch irgendein ehelicher oder legitimer männlicher Nachkomme eines Stifters existiert, solange muß unter allen Umständen die Stiftung unverkürzt

den Erben belassen werden. Ist die tote Hand zu reich geworden, dann läßt sich dem durch Auflösung der Güter erloschener Familien steuern, sowie durch Verbot von Neustiftungen. Niemals darf aber der Staat Zusagen und Privilegien brechen, nicht dem Feinde, am wenigsten den eigenen Bürgern. Gebietet es die Selbstachtung jedem anständigen Menschen Verpflichtungen loyal zu interpretieren und zu halten, um wieviel mehr dem Staate, in dem sich die Ehre aller Bürger vereint!

Da bei Geldfideikommissen Mündelsicherheit erforderlich ist, so wird ein großer Teil der Kapitalien in Staatspapieren angelegt werden, was einer Stabilität der Anleihen Vorschub leistet. Doch darf auch hier ganz und gar nicht engherzig verfahren werden. Denn Zweck der Stiftung ist die Erhaltung der Familie, nicht die des Staates, und diesem einst von Staats wegen gebilligten Zweck hat sich selbstverständlich das Mittel unterzuordnen.

Die Latifundienwirtschaft und das Bauernlegen werden bekanntlich für den Untergang des Römerreiches mit verantwortlich gemacht. Daß die Aufforstung weiter Landstriche, die einst dem Ackerbau dienten, ihre Verwandlung in Parkanlagen, nationalökonomisch schädlich ist, steht fest. Der Staat hat es in der Hand zu bestimmen, daß ein Überschuß der Fideikommißeinnahmen nicht in Land, sondern in Kapitalien anzulegen ist.

Der Staat hat das größte Interesse an einem auch finanziell wohlfundierten Adel, nur daß für neue Blutzufuhr gesorgt, einer kastenmäßigen Abgeschlossen-

heit entgegengewirkt werden muß. Und zwar durch Nobilitierung von Personen, die sich um den Staat oder um die Allgemeinheit in irgendeiner Weise besondere Verdienste erworben haben. In Zukunft ist jedoch auch die körperliche Tauglichkeit, d. h. das Fernsein von schweren hereditären Krankheiten bei der Verleihung des erblichen Adels zu berücksichtigen, wenn die Gesetzgebung des Landes das dringende Erfordernis des Gesundheitsattestes vor der Eheschließung noch nicht erfüllt haben sollte. Eine Berücksichtigung der Gesundheit der Nachkommenschaft ist dann wünschenswert, wenn die Nobilitierung erfolgen soll, nachdem schon Kinder vorhanden sind!

Um nochmals unsere Stellung dem Adel gegenüber kurz zu präzisieren: er ist sowohl für den Hofdienst, als auch mit Rücksicht auf die Vererbung von Talenten für den politischen und militärischen Dienst unentbehrlich. Der Staat hat großes Interesse an seiner finanziellen Unabhängigkeit, weil in der Regel nur der durch Generationen in einer Familie heimische Wohlstand die feinen kulturellen Blüten zeitigt, und weil der Staat Bewerber für ideale, d. h. finanziell ungenügend dotierte Berufe benötigt. Endlich muß gerade in unserer Zeit der schnellen Kapitalbildung und des raschen Rollens des Glücksrades dafür gesorgt sein, daß eine Schicht des Volkes diesem Wechsel möglichst entzogen ist. Wenn wir endlich hervorheben, daß eine gewisse Interessengemeinschaft den Adel mit den Fürsten verbindet, so ist dies in monarchischen Staaten ein wertvolles Moment zur Erhaltung der Regierungsform. Endlich wird nur ein vermögender Adel im Oberhaus

jene Unabhängigkeit des Urteils, auch dem Monarchen gegenüber, sich wahren, die unentbehrlich ist im Interesse der Allgemeinheit.

Bekanntlich werden die Abgeordnetenmandate zu den Landtagen und zum Reichstage auf Grund so verschiedener Voraussetzungen erteilt, daß wir in Deutschland neben Mecklenburg mit mittelalterlicher ständischer Verfassung und dem ungerechten und sinnlosen preußischen Dreiklassenwahlrecht ein Reichstagswahlrecht haben, das mit wenigen Ausnahmen jedem männlichen Deutschen vom fünfundzwanzigsten Lebensjahre an den gleichen Einfluß auf die Zusammensetzung dieses hohen Hauses einräumt.

Um es kurz zu sagen: unsere sämtlichen Wahlrechte sind falsch. Denn im Staate muß nach dem Grundsatze der Äquivalenz von Rechten und Pflichten jeder genau soviel Recht am Staat erhalten, als er für den Staat leistet.

Die Ungerechtigkeit unseres gleichen Reichstagswahlrechtes ist schon längst jedem Vernünftigen klar. Denn diese Gleichheit ist doch offenbar die denkbar größte Ungleichheit. Statt dem Bürger nach Maßgabe seiner Leistungen oder seiner Intelligenz Rechte am Staate einzuräumen, scheint hier die bloße Tatsache seiner Existenz hinlängliche Legitimation.

Jedermann würde Zeter und Mordio schreien, wenn man ein Steuergesetz gerecht und gleich nennen würde, das auf jeden Kopf eine bestimmte Abgabe festsetzte. Als Rückfall in mittelalterliche Barbarei würde es mit Fug und Recht verketzert werden, falls sich überhaupt jemand finden sollte, der so töricht wäre, einen solchen

Unsinn vorzuschlagen. Die Analogie bedarf keiner näheren Ausführung.

Wenn Bismarck seinerzeit den Fehler des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes begehen konnte, so ist es nicht an uns, ihn deshalb zu tadeln. Er tat, was unter den obwaltenden Verhältnissen das Beste oder auch das einzig Mögliche war. Unsere Aufgabe aber muß es sein, beim weiteren Ausbau des Reiches auch das Wahlrecht zu reformieren.

Daß selbst dieses scheinbar gleiche Wahlrecht dem einzelnen Bürger je nach dem zufälligen Umstande, in welchem Wahlkreise er wohnt, eine außerordentlich verschiedene Bedeutung beilegt, ist geradezu tragikomisch.

Bei der Reichsgründung verteilte man die 397 Wahlkreise nach dem Grundsatze, daß auf etwa 100000 Seelen ein Abgeordneter käme, wobei man allerdings — und nicht ohne triftige Gründe — kleinere historische Einheiten — etwa Schwarzburg, Lippe, Reuß — erhielt.

Durch die außerordentliche Bevölkerungsbewegung im letzten halben Jahrhundert haben sich nun zu diesen ursprünglich vorhandenen Differenzen in der Größe der Wahlkreise noch weit größere hinzugesellt. So hat beispielsweise der Wahlkreis Teltow-Charlottenburg-Schöneberg-Neukölln 340000 Wahlberechtigte, Berlin VI 220000, während Berlin I nur 13500 und Schaumburg-Lippe gar nur 10700 Wahlberechtigte (die Zahlen sämtlich abgerundet) aufweisen. Das heißt mit anderen Worten: Die Stimme eines Schaumburgers wiegt dreißigmal so schwer wie die eines Teltowers!

Und das nennt man allgemeines und gleiches Wahlrecht!

Also gibt unser Reichstag, selbst wenn wir die falsche Voraussetzung einräumen würden, daß es möglich ist, auf Grund dieser „Gleichheit“ die wirklichen Vertreter des Volkes zu wählen, doch ein ganz falsches Bild in seiner Zusammensetzung von den tatsächlichen Wünschen und Parteiverhältnissen.

Gegen den Grundsatz, daß jeder sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindende Deutsche seine Stimme abgeben kann, läßt sich nichts einwenden. Es wäre im Gegenteil dringend zu wünschen, daß er auch in allen Landtagen durchgeführt wird. Denn das ist ein treffliches Ventil der Unzufriedenheit. Jeder Erwachsene muß die Möglichkeit haben, an der Urne für seine Wünsche und Bedürfnisse, für seine Überzeugung mit seiner Stimme einzutreten.

Wogegen wir uns wenden ist auch nicht die direkte Wahl, noch die geheime Stimmabgabe, wiewohl sie nicht unbedenklich ist, sondern gegen zweierlei: die Gleichheit, die tatsächlich die denkbar größte Ungleichheit ist, und die Gewährung eines Rechtes, dem nicht eine Pflicht gegenübersteht.

Eine notwendige Ergänzung des Wahlrechtes, wie aller Rechte, ist die Wahlpflicht. Denn Rechte und Pflichten sind Korrelate. Dieses Prinzip muß streng durchgeführt werden. Wer ohne triftige Entschuldigung sein Recht nicht ausübt – man mag milderweise sagen zweimal hintereinander nicht ausübt –, geht dieses Rechtes verlustig. Nur auf diesem Wege besitzt die Regierung die Möglichkeit, sich über die wirkliche

Stimmung im Lande zu informieren. Solon hatte ganz recht, als er alle Bürger zur Parteinahme zwang.

Der Fehler Bismarcks läßt sich nur reparieren, indem man den Personen, die für den Staat mehr leisten auch mehr Stimmen gibt. Steuern, Kinderzahl, Militärdienst, Bildung sind solche Werte, die mit Wahlstimmen belohnt werden müssen. Und zwar ist die Staffelung derart durchzuführen, daß es ein Stimmenmaximum für den einzelnen nicht gibt.

Unstreitig gebührt der Verhältniswahl die Palme gegenüber dem Repräsentativsystem, diesem stärksten Kontrast zur mittelalterlichen Ständeverfassung, mit deren Auflösung, wie ja die Regel, neben vielem Veralteten auch viel Gutes über Bord geworfen wurde. Es ist eine rein praktische Frage, welcher Form des Proportionalwahlrechtes der Vorzug zu geben ist. Auf alle Fälle ist es unbillig, wenn große Minderheitsparteien und Interessentengruppen häufig durch zufälliges Fehlen nur weniger Stimmen keine Vertretung in den Kammern finden.

Unser Reichstagswahlrecht führte zu einem außerordentlichen Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen, der Masse der Wähler über die Qualität der Bildung, des Besitzes, der Kultur, jener auch, die durch ihre besonderen Leistungen für den Staat ein größeres Anrecht am Staate beanspruchen können.

Die Sozialdemokratie, soweit sie in den Wahlstimmen zum Ausdruck kommt, ist nichts anderes, als ein Sammelbegriff. Nicht nur Republikaner, gelernte und ungelernte Arbeiter, Personen, die aus irgendwelchen oft sehr törichten Gründen sich über irgend

etwas im Staate geärgert haben und sich rächen zu können glauben, indem sie sozialdemokratisch wählen, finden sich in ihr, auch Elemente, die im Gegensatz zur straffen Disziplin der eigentlichen Partei anarchistischen und nihilistischen Tendenzen huldigen. Denen *jede* Herrschaft zuwider ist und die nur der Sozialdemokratie folgen, weil sie auf diesem Umwege zum radikalen Umsturz gelangen zu können glauben.

Das innere Wesen und die innere Berechtigung erhält die Sozialdemokratie durch die Interessen der Arbeiter, die sie vertritt. Es ist eine Organisation der Arbeit gegenüber dem Kapital, der Industrie gegenüber der Landwirtschaft. Das hat auch ihr deutscher Begründer Lassalle klar hervorgehoben und dazu, daß „friedlich und legal“ dieser Zweck anzustreben sei. Eine Organisation der Arbeiter ist nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig und die Kraftprobe des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber moralisch einwandfrei. Die Arbeiter wären Narren, wenn sie nicht auf dem Wege der Organisation versuchen würden, ihre Arbeit so teuer wie nur möglich zu verkaufen. Daß sie gegen Ausbeutung eintreten, ist ihr gutes Recht und solange sie den gesetzlichen Weg nicht verlassen, ist die sozialdemokratische Partie so berechtigt, wie irgendeine andere.

Die Gefahren drohen dem Bestande des Staates durchaus *nicht* von dieser Seite. Durch Disziplinierung der Massen, durch Weckung des Solidaritätsgefühls und Unterordnung des Einzelnen unter die Parteiinteressen haben sie sogar sehr segensreich gewirkt. Nichts wäre falscher, als durch eine irgendwie geartete Unter-

drückung hier die Gedanken zu stauen. Die Partei ist ein unschätzbares Ventil der Unzufriedenheit. Die Gefahren beginnen erst dann, wenn sie durch die Zahl ihrer Mandate zu positiver Mitarbeit an der Regierung gezwungen, den Wählermassen die Utopie des Zukunftsstaates, wie sie ihn sich träumt, vor Augen führt. Denn dann spalten sich die ungelernten Arbeiter, die Radaubrüder und Arbeitsscheuen ab und betreten den ungesetzlichen Weg, den der Revolution. Hier gilt es zuvorzukommen.

In Zeiten des Anwachsens der sozialdemokratischen Stimmen oder, allgemeiner ausgedrückt, der Stimmen, die gegen die bestehende Staatsordnung abgegeben werden, ist die Versuchung sehr groß — bei gleichem Stimmrecht — dem Militär dieses auch einzuräumen. Denn da wohl alle Offiziere den staatserhaltenden Parteien angehören, so gewinnt die Regierung scheinbar. Trotzdem kann vor einem solchen Schritt nicht nachdrücklich genug gewarnt werden. Der Staat, in dessen Armee die Politik einzieht, hat die schiefe Ebene betreten. Das Beispiel der Türkei lehrt noch in jüngster Zeit, wie verhängnisvoll ein solcher Schritt wäre. Die Armee hat lediglich die Pflicht, die Befehle der Regierung auszuführen.

Auch die Vereidigung auf die Person des Monarchen muß unbedingt aufrecht erhalten werden. Denn wer soll denn die Verfassung — falls auf diese der Eid abgelegt würde — authentisch interpretieren? Das Staatswesen braucht e i n e Spitze und dieser untersteht das Heer.

Gern wird auf Frankreich hingewiesen, in dessen

Armee ja die Politik Einzug gehalten hat. Man sagt, der Patriotismus einem äußeren Feinde gegenüber sei ein zu starkes Band, als daß innerpolitische Gegensätze es sprengen könnten. Das ist möglich. Immerhin ist es ein sehr gefährliches Experiment, das Aufstände, Rebellionen und Prätendententum geradezu züchtet.

Wir stehen jetzt vor einer überaus folgenschweren Entscheidung, die mit dem Ablauf der gegenwärtigen Handelsverträge akut wird. Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Herstellungskosten unserer Industrie abhängig sind von den Kosten der Lebenshaltung, daß also mit der Verteuerung der Nahrungsmittel unsere Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande sinkt, wir weniger verkaufen können, was zu Arbeiterentlassungen führen muß, so ist andrerseits der Bauernstand die unerschöpfliche Quelle der Volkskraft. Ihn opfern, wie das einst in England durch Einführung des Freihandels geschah, ist eminent gefährlich, ja selbstmörderisch. Das um so mehr, als ein sehr hoher Prozentsatz unseres Volkes heute noch von der Scholle lebt. Würde man durch Aufhebung der Zölle auf Getreide und Fleisch diese ruhige, gesunde, staatserhaltende Volksschicht preisgeben, dann würde man sie zur Revolution zwingen, wenn sie nicht verhungern wollte. Bald werden die Würfel fallen: hier Industriestaat — dort Agrarstaat; schwere Schädigung der Konkurrenzfähigkeit, Brotlosmachung von arbeitswilligen Heeren oder Vernichtung des Bauernstandes. Es ist eine Experimentalaufgabe schwierigster Art die Interessen des Bauernstandes mit denen der Industrie in Einklang zu bringen.

Die künstliche Verteuerung der Lebensmittel erregt allerdings die schwersten Bedenken. Wir wiesen auf die in ihr schlummernde Gefahr einer Revolution hin. Daß andererseits Englands totale Abhängigkeit in seiner Ernährung vom Auslande ein auf die Dauer unhalt=bbarer Zustand ist, liegt gleichfalls klar zutage.

Welcher Ausweg ist gangbar? Wie läßt es sich verhüten, daß die eine Hälfte des Volkes der andern geopfert werden muß? Wie läßt sich Bauernaufstände auf der einen Seite, einer Revolution auf der der brot=losen Industriearbeiter vorbeugen? Was kann man zur Vermeidung der aus der Weltgeschichte sattsam be=kannten Erscheinung bei Aufgabe des Getreidebaues in der Periode der Weltpolitik tun?

Bekanntlich verwandelte sich Italien während der römischen Kaiserzeit in einen Luxus= und Ziergarten. Getreidebau lohnte nicht mehr, der Bauernstand ver=schwand. Spanien dachte nur mehr an die reichen Silberschätze der Kolonien. Niemand wollte mehr Schweiß vergießen, sich sein Brot erarbeiten. Von der Tüchtigkeit der Bevölkerung blieb nur mehr der einst durch tapfere Kämpfe mit den Ungläubigen erworbene und damals auch berechtigte Hochmut des Hidalgo übrig, das Land verfiel, es kam mit dem Ausbleiben der Silberflotten an den Rand des Abgrundes. Die Inquisition märzte die intelligentesten und charakter=vollsten Individuen aus und verschlechterte die Rasse, wie das mittelalterliche Priestercölibat einst eine nega=tive Auslese der Intelligenz in ganz Europa bewirkt hatte. England mit seinen riesigen Latifundien entging ganz knapp dem gleichen Schicksal. Es wurde nur hin=

ausgeschoben, um sich in wenigen Generationen zu erfüllen.

Deutschlands Flußsystem läuft von Süden nach Norden, während die Getreide produzierenden Länder im Osten liegen, die konsumierenden aber im Westen. Die Bahnfracht von Posen zum Rhein ist aber weit teurer, als die Schiffracht von Argentinien nach Hamburg, ganz ungeachtet die weit billigeren Produktionsbedingungen in jenen Ländern. Darum müssen Kanäle von Osten nach Westen unser Flußsystem verbinden. Die Ausfuhrprämien auf Getreide müssen nicht nur aufgehoben, sondern jede Ausfuhr von Getreide, Heu, Stroh, Fleisch und anderen landwirtschaftlichen Rohprodukten muß tunlichst gesetzlich untersagt werden, wie einst die Wollausfuhr aus England verboten war. Dadurch wird es möglich, unsere Bevölkerung, die heute etwa 10 Monate des Jahres von den Erträgnissen unseres Getreidebaues lebt, nahezu völlig mit Landesprodukten zu ernähren.

Doch das genügt noch nicht, wiewohl Kanalbauten wenigstens in den bald kommenden kritischsten Jahren unserer Geschichte vielen Arbeitswilligen Nahrung gewähren können.

Das Beispiel Hollands nicht minder als das Dänemarks lehrt, daß eine intelligente bäuerische Bevölkerung sehr wohl in gewissen Produktionszweigen die Konkurrenz mit dem Auslande aufnehmen kann. Auch Englands Viehzucht ist berühmt, seine Mästereien sind vorbildlich, seine Frühgemüse konkurrieren mit den Erzeugnissen Algeriens.

Der deutsche Bauer muß zur Qualitätsproduk-

tion erzogen werden. Wo der Boden sich dazu eignet, wird nach wie vor Getreide gebaut, in besonders günstigen Strichen Wein, Obst, Blumen und Gemüse, viel mehr Gemüse! — in ungünstigen aber wird Vieh und zwar Qualitätsvieh gezüchtet, ausgezeichnet durch Milchreichtum oder Fleisch. Die nötigen Kapitalien können mit staatlicher Unterstützung durch Produktionsgenossenschaften beschafft werden. Die Schweiz und das Allgäu sind hierfür vortreffliche Beispiele. Denn wenn wir den Bauernstand opfern, dann gehen wir, besonders in Ostelbien, Unruhen entgegen, die denen von 1524/25 nicht viel nachstehen werden. Discite moniti!

Für den Kriegsfall sind unbedingt große Getreidesilos anzulegen, die unsere Verproviantierung vom Auslande völlig unabhängig machen. Denn so vortrefflich auch unsere Flotte ist, so besteht doch immerhin die Möglichkeit ihrer Unterlegenheit verbündeten Feinden gegenüber.

Sprachen wir vorhin von Kanalbauten als Notstandsarbeiten, so bietet das Anlaß, das Problem der Arbeitswilligen zu streifen.

Mit Notstandarbeiten ist es unmöglich vielen Kategorien zu helfen: Wie lassen sich Uhrmacher, Buchdrucker, Feinmechaniker, Textilarbeiter, Goldschmiede, Modisten usw. durch Notstandarbeiten über Wasser halten? Diese Gewerbe und Industrien ernähren aber in normalen Zeiten Millionen von Menschen! Die ganze Luxusindustrie liegt in Zeiten der Tiefkonjunktur brach.

Es ist sehr zweifelhaft, ob sich auf dem Wege der zwangsweisen Arbeiterversicherung überhaupt Abhilfe schaffen läßt. Keinesfalls ist jetzt, wo alles unter

der unerträglichen Steuerlast, der gegenüber der berüchtigte mittelalterliche Zehnte noch bescheiden genannt werden muß, ächzt, mit Versicherungen etwas ausrichten. Unsere Alters- und Invaliditätsversicherung ist schon weiten Kreisen zu viel, sie belastet die Erwerbenden, abgesehen davon, daß sie die private Mildtätigkeit, den Altruismus des Familienlebens, gefährdet. Gibt es doch nur allzuviele Individuen, deren einziges Sehnen darauf gerichtet ist, durch ein körperliches Gebrechen in den Genuß einer Rente zu kommen und dadurch der Arbeit aus dem Wege gehen zu können.

Ob der Weg der Versicherung der richtige ist, bleibe also eine offene Frage. Auf alle Fälle muß dafür gesorgt werden, daß niemand verhungert und niemand erfriert und niemand gezwungen ist durch Begehung irgendeines Deliktes sich im Gefängnis gegen die Not zu schützen. So verfehlt zumeist Geldgeschenke sind, da sie zu Leichtsinn anregen, die Faulheit fördern, so sehr entbehren wir die mittelalterliche Klosterpforte. Die Behörden müssen in größerem Umfange für Wärmstuben und Suppenanstalten sorgen und ohne Engherzigkeit jeden aufnehmen, der sich an sie wendet.

Das viel verlästerte mittelalterliche Zunftwesen hat sehr viele gute Seiten gehabt. Die gegenseitige Unterstützung und Überwachung der Zunftgenossen war sehr heilsam und es fragte sich, ob nicht etwas Ähnliches — was wir in den Zwangsinnungen ja schon wieder finden — sich in Zukunft wieder als erforderlich herausstellt, natürlich ohne die mittelalterliche Engherzigkeit. Denn ein anderer Weg dürfte sich kaum finden lassen, um etwa zinslose Darlehen in Fällen

unverschuldeter Not zu beschaffen. Das ist aber gleich=falls eine Frage von hoher Bedeutung, denn der Staat hat durchaus kein Interesse daran, wenn tüchtige Bür=ger durch Wirtschaftskrisen, Krankheiten oder anderes Mißgeschick in vorübergehende Not geraten und zu=grunde gehen, während sie mit Leichtigkeit durch recht=zeitige Hilfe zu retten gewesen wären. So notwendig die rücksichtslose Ausmärzung von arbeitsscheuem Ge=sindel, Vagabunden, Säufern und Gewohnheitsverbre=chern ist, so unentbehrlich ist auf der andern Seite die Organisation der Unterstützung tüchtiger Elemente. Das ist die wahre werktätige Nächstenliebe, die sich, wie jede gute Tat, reichlich lohnt. Das ist auch die wirksamste Politik zur Bekämpfung berechtigter Un=zufriedenheit mit unserer Gesellschaftsordnung.

Es wird nie besser werden, bevor nicht unsere planlose Menschenproduktion beschränkt wird.

Nicht der Staat ist der tüchtigste, hat im Kampfe ums Dasein die meisten Chancen, der die größte Be=völkerungsmasse besitzt, sondern der die gesundesten, intelligentesten, sittlich tüchtigsten Bürger auf=weist. Das lehrt die Geschichte mit unwiderleglicher Überzeugungskraft. So wenig, wie im Kriege das größte Heer und die besten Kanonen siegen. Die moralischen Faktoren, der Geist, der in einem Volke lebt, führt es zum Siege.

Unser Gezeter über die sinkende Geburtenzahl — dabei erzeugen wir jährlich immer noch 800000 Men=schen mehr, als sterben — ist heller Wahnsinn! Nach ewigen Naturgesetzen sterben im Durchschnitt jährlich so viele Individuen derselben Art, als geboren werden.

Denn mehr finden normalerweise keine Nahrung.
Wir verstoßen konsequent gegen dieses Naturgesetz.
Wir märzen den Kampf ums Dasein, der biologisch
so überaus notwendig ist, aus, errichten Kinderbrut⸗
anstalten und erzeugen damit nach Kräften eine de⸗
kadente Bevölkerung. Das Gute regiert die Welt,
nicht die Gefühlsduselei und hysterische Zimperlich⸗
keit. Und das Gute führt ein sehr gestrenges, ge⸗
rechtes, weises Regiment.

An anderer Stelle werde ich diese eminent wich⸗
tige Frage *autoritativ* behandeln. Denn was ich hier
als Patriot und Staatsmann sage, steht zwar selbstver⸗
ständlich im Einklang mit meiner Mission, aber es ist
zeitlich bedingt, muß sich an Gegebenes anpassen,
unterliegt menschlichen Irrtümern. Was ich dort sagen
werde kraft meines Amtes als Prophet, ist die Wahr⸗
heit für alle Zeiten. Darum soll sie auch äußerlich ge⸗
kennzeichnet sein.

Solange die Moral, die ich lehre, und die Regelung
der Kindererzeugung nicht nach meinen Weisungen
durchgeführt ist, läßt sich von jeglicher Bekämpfung
der Arbeitslosigkeit, jeder organisierten Staatshilfe nicht
viel erhoffen. Sie bleibt Stück⸗ und Flickwerk. Der
Karren ist seit Jahrhunderten verfahren. Ihn ins Gleise
zu bringen kann nicht von heute auf morgen geschehen.

Wir dürfen nicht rücksichtslos die heute lebenden
Schwächlinge dem Untergange weihen, wiewohl das gut
wäre, sondern wir müssen die Selektion vornehmen,
indem wir die Einschränkung der Kinderproduktion er⸗
zwingen. *Qualität der Menschenerzeugung und
nicht Quantität!* Das allein ist der richtige Weg. Jetzt

aber gilt es, die Lebenden nicht für die Fehler der Eltern und Vorfahren büßen zu lassen, mit einem Mindestmaß an Mitteln Abhilfe zu schaffen.

Die Durchführung meiner Anregungen und Lehren aber wird alle Beteiligten befriedigen, wenigstens so weit sie durch ihre Leistungen den Beweis für ihre Daseinsberechtigung erbringen.

Eine weitere große, den inneren Frieden des Reiches bedrohende Gefahr ist die Polenfrage. Es war ein verhängnisvoller Irrtum der Politik des 18. Jahrhunderts anzunehmen, daß ein so viele Millionen umfassendes Volk, wie das polnische, dauernd unter die Nachbarn aufgeteilt werden könnte. Selbst die dauernde Unterdrückung und Aufsaugung kleiner Nationen ist, wie etwa die Basken, Waliser, Wenden, Juden, Zigeuner usw. beweisen, durchaus nicht so einfach. Die großer geschlossener Nationalitäten aber geradezu unmöglich.

Wenn sich aus moralischen Ursachen das alte Polen auch nicht als daseinsberechtigt bewies, wenn ein Zerfall des Reiches auch kommen mußte, so ist damit die Unmöglichkeit einer Regeneration durchaus nicht bewiesen. Das Polentum hat im letzten Jahrhundert so große Fortschritte gemacht, daß es wohl nur eine Frage der Zeit ist, bis es seine Selbständigkeit wieder erlangt haben wird. Selbstverständlich wird das neue Reich sich um Galizien kristallisieren, ein Pufferstaat gegen das mächtig aufstrebende Rußland aber läge im deutschen Interesse, und es war ein großer Fehler, Napoleons Schöpfung wieder zu zertrümmern.

Jedem billig Denkenden muß besonders in diesem Jahre 1913 die Polenfrage peinlich gewesen sein. Wäh-

rend wir die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege begingen, verurteilten wir gleichzeitig die Polen, die doch dasselbe wollen, was wir damals erreichten: die Abschüttelung des fremden Joches. Sie wären ja verächtlich, wenn sie es nicht immer wieder versuchen würden!

Andererseits haben wir Deutsche selbstverständlich nicht die Geschäfte der Polen zu führen, sondern die unseren, und zwar so gut und klug wie nur möglich. Aber tun wir das auch?

In Südtirol beobachten wir ein Vordringen der italienischen Bevölkerung auf Kosten der deutschen. Und zwar gewinnen die Italiener den Deutschen gerade die am schlechtesten bezahlten, am geringsten gewerteten Arbeiten ab: Erdarbeiter, Maurer, Kesselflicker usw. sind Italiener. Dieselbe Scheidung der Berufsstände nach Nationen finden wir in Nordamerika: die Garküchen, Wäschereien usw. sind in den Händen der Chinesen. Im Osten Deutschlands finden wir unter den Sachsengängern, diesen ärmsten Erntearbeitern, vorwiegend Polen. Wie die anderen eben genannten Nationen können auch sie bei einem Existenzminimum leben, mit dem der Deutsche verhungern würde. Sie verdrängen darum unsere Volksgenossen aus den sozial und wirtschaftlich niedrigsten Erwerbszweigen. Was heißt das anderes, als daß sie *automatisch das Herrenvolk in besser bezahlte, sozial höhere Stellungen emporheben*? Nur die intellektuell oder moralisch minderwertigsten unserer Volksgenossen, die im Kampfe ums Dasein untauglichsten Elemente, das Proletariat, tritt mit ihnen in Konkurrenz.

Dieser nationale Ausleseprozeß ist im deutschen

Interesse sehr begrüßenswert. Denn unsere Lebensbedingungen werden dadurch nicht erschwert, sondern eher gebessert, unsere Herrenstellung gehoben, wir nehmen dadurch den Italienern und Polen gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie zu den Farbigen unserer Kolonien, auf deren Schultern die schmutzige, mechanische, keine Intelligenz erfordernde Arbeit abgeladen wird.

Ist dieser Gesichtspunkt richtig, und das läßt sich kaum bestreiten, dann ist unsere Ansiedelungspolitik im Osten *grundfalsch*. Für ungezählte Hunderte von Millionen haben wir nicht viel mehr erreicht, als daß der polnische Landbesitz ungeheuer im Werte gestiegen ist. Mit unserem Enteignungsgesetz, das moralisch anfechtbar ist, da es nicht zulässig ist — außer in höchster *Notwehr* —, den politischen Kampf auf den Privatbesitz auszudehnen, verbietet das doch sogar mit Recht unsere Kriegsführung, haben wir nur Verbitterung erzeugt.

Das Fazit ist, daß wir den Polen deutsches Geld in die Hand drückten und ihnen damit die Möglichkeit gewährten, höhere Berufe, die Kapital zur Voraussetzung haben, zu ergreifen. *Jetzt erst* machen sie uns Deutschen auf unserem eigenen Gebiete Konkurrenz: als Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte usw. Sonst wären sie, hätten wir sie nicht künstlich und ihrer eigenen nationalen und kulturellen Entwicklung vorgreifend, emporgehoben, eine Art Sklavenbevölkerung geblieben, beschränkt auf die niedersten Dienste und hier mit der Hefe des Deutschtums in Konkurrenz tretend.

Ein jeder Staat braucht aber — das haben die alten Philosophen ganz richtig erkannt — eine Art von Skla-

verei, mag diese auch in noch so milde Formen gekleidet sein. Nur durch diese Schichtung des Volkes ist eine Veredlung zu erzielen. Die Gleichheit aller ist eine Zukunftsutopie von haarsträubender Dummheit. Die Ungleichheit, die wir ja schon in den körperlichen, geistigen, gefühlsmäßigen Anlagen mit auf die Welt bringen, die Differenzierung ist in der menschlichen Gesellschaft, in den Staaten untereinander und in ihnen selbst notwendig, sie ist das Temperaturgefälle, auf dem die Arbeitsmöglichkeit beruht. Nur dem geistig und körperlich Tüchtigen, dem Willensstarken gehört die Zukunft, nur er hat ein Recht auf das Leben und auf den Besitz der Erde.

Darum müssen wir unbedingt aus nationalen Erwägungen gegen die preußische Polenpolitik eintreten. Die Millionen lassen sich besser verwerten. Eine Entnationalisierung des Polentums ist absolut unmöglich. Unsere Politik aber hat ihre Erstarkung beschleunigt, auf unsere Kosten! Und da wird man sich wundern, wenn sie eines Tages die Kassen, die wir ihnen füllten, gegen uns ausgeben, die Bildung, die wir ihnen beibrachten, gegen uns ins Feld führen. Wie oft sägen wir doch ahnungslos den Ast selbst ab, auf dem wir sitzen!

Die Staatsgelder werden überhaupt nicht immer mit der nötigen Sparsamkeit verwaltet, das Geld nicht an der richtigen Stelle verausgabt. Die Folge davon ist der ungeheure Steuerdruck, ein Anwachsen der Staatsschulden — und zwar keineswegs immer der durch Eisenbahnen, Waldungen, Bergwerke usw. gedeckten —, was früher oder später zur Katastrophe führen muß.

In erster Linie werden hierfür die enormen Aus=
gaben für die Rüstungen von Flotte und Landheer
verantwortlich gemacht. Es ist ja zweifellos zu be=
klagen, daß ein so großer Bruchteil der Staatseinnahmen
für die Sicherung des Friedens verausgabt werden muß.
Andererseits ist die allgemeine Wehrpflicht eine so
segensreiche Institution, erhöht derart die körperliche
Leistungsfähigkeit der männlichen Bevölkerung und
bildet ihren Charakter durch Gewöhnung an Disziplin,
daß von ihr keinesfalls abgewichen werden darf. Es
könnte sich nur um eine Verkürzung der Dienstzeit
handeln, eventuell um ein Milizsystem ähnlich dem
der Schweiz. Diese Fragen sind aber in keinem Augen=
blick schwerer lösbar und ihre Diskussion weniger er=
sprießlich, als in dem gegenwärtigen, wo wir den größ=
ten Kriegen entgegen gehen. Eine Reduktion der
Rüstungen läßt sich erst nach ihnen ernstlich ins Auge
fassen, und zwar am zweckmäßigsten derart, daß der
Sieger die Quote, das Stärkeverhältnis der Großstaaten,
festlegt und über die Wahrung der Abmachungen
wacht. Denn es besteht kein Grund, daß wir nicht
der Welt später ebenso unsere Gesetze auf dem Lande
diktieren sollten, wie es England bisher zur See tat.

Die Wurzel unserer Finanzkalamität ist im wesent=
lichen die, daß viel zu viel regiert wird und wir
daher einen viel zu großen und teuren Beamtenapparat
haben. Zu den gleichen Verrichtungen, die Privat=
unternehmungen mit wenig Personal ausführen lassen,
benötigt der Staat viel. Die Fortschritte der Technik
sollten hier in erster Linie Anwendung finden. Was
ließen sich durch Fahrkarten=, Briefmarken=, Telephon=

und andere Automaten, durch Vereinfachung des schrift=lichen Verkehrs usw. für Menschen sparen! Wozu haben wir Steuern, deren Erhebung fast soviel ver=schlingt, als sie einbringen? Wozu ein Kontrollsystem so komplizierter Art, daß Staatsbetriebe oft schon allein deshalb gegenüber privaten nicht konkurrenzfähig sind? Wozu werden um Nichtigkeiten Ströme von Tinte ver=gossen, Aktenberge aufgetürmt, was Zeit, Papier, Ar=beitskräfte und schließlich noch Baulichkeiten erfordert? Das sind alles Vergeudungen von Staatsmitteln. Bei der Rechtspflege werden wir darauf zurückkommen.

Mit einem möglichst einfachen Verwaltungsappa=rat — d. h. einfach und reibungslos in seinen Funk=tionen —, mit möglichst wenig Steuern gilt es auszu=kommen. Jeder Bürger muß möglichst wenig davon merken, daß er regiert wird. Man soll die Wirkung der Regierung überall verspüren: die Rechtssicherheit und Ordnung, die guten Gesetze usw., aber man soll nicht immer durch das Geklapper der Staatsmaschine an ihren schlechten Gang erinnert werden.

Es gewinnt in manchen Staaten, besonders in Preußen, den Anschein, als seien die Bürger der Be=amten und Behörden wegen da und nicht umgekehrt. Eine Polizei, die jährlich mit 10 Millionen Polizeistrafen operiert, taugt nichts. Sie verärgert und läßt dadurch den Nutzungskoeffizienten der Arbeit sinken. Zudem ist sie teuer. Bei kleinen Versehen ermahnen und und belehren, bei unverbesserlichen Elementen mit dra=konischer Strenge einschreiten, ist hier das allein Rich=tige. So macht es die vortreffliche englische Polizei, die mit vorbildlicher Höflichkeit das Publikum behandelt, im

gegebenen Moment aber kein Bedenken trägt Widerstand mit größter Rücksichtslosigkeit zu brechen. Nur weil das jedermann weiß, folgt alles ihren Winken. Minima non curat praetor. Das ist oberster Grundsatz im Privatleben und im Staate.

Grundfalsch ist das Verfahren im Staatsdienst eine Reihe höherbesoldete Stellen zu schaffen, nur um ein Hinaufrücken in höhere Gehaltsklassen den Beamten zu ermöglichen. Wer die Beamtenlaufbahn einschlägt, kennt die Gehaltsverhältnisse von Anfang an. Er hätte ja diesen Beruf nicht ergreifen müssen. So sehr der Staat bestrebt sein muß, seine Beamten auskömmlich zu bezahlen und so sehr er durch Prämien für besondere Leistungen den Ehrgeiz und das Pflichtgefühl wecken und wachhalten soll, so rücksichtslos muß er andrerseits gegen Elemente verfahren, die nichts anderes oder doch nicht viel mehr tun, als Dienstjahre sammeln und sich die höheren Posten nicht erarbeiten wollen, sondern ersitzen zu können glauben. Mag beim Militär das System des Vorrückens nach dem Dienstalter und der Verabschiedung des Übergangenen richtig sein — wiewohl auch hier ein Zweifel zulässig ist —, in der Beamtenlaufbahn ist es ganz entschieden falsch. Dadurch werden die Posten für Pensionen ganz unnötig belastet und der Tüchtigste muß warten, bis der Untüchtige endlich freiwillig geht oder so große Fehler machte, daß er unmöglich wurde.

Wir haben nicht nur viel zu viele Beamte, der an sie gelegte Maßstab ist auch nicht immer richtig — statt nach den Examina zu fragen, nach dem, was und wo einer gelernt hat, kommt es allein darauf an, was

einer kann, wie er seinen Posten ausfüllt —, und wir bezahlen viele Kategorien zu schlecht. Die hohen Posten müssen viel besser dotiert sein, da sonst eine Abwanderung der Intelligenz in besser bezahlte Berufe erfolgt und die höhere Beamtenkarriere nicht eine Frage der Tüchtigkeit, sondern des Geldbeutels wird. Andrerseits sind viel weniger hohe Stellen erforderlich. Als Staatsmann nehme ich nur Leute, die ich brauchen kann, spanne sie rücksichtslos ein, aber bezahle sie auch gut. Mit solchen, die ihre Dienststunden absitzen, ist mir nicht gedient.

Falsch ist es auch durch teures Studium, durch Erwerbung von Kenntnissen, die der Beamte gar nicht braucht, im Menschenmaterial ein viel zu großes Kapital zu investieren. So müssen beispielsweise viele Eisenbahnbeamte über umfangreiche juristische Kenntnisse verfügen, zu denen ihnen die Verwendungsmöglichkeit fehlt. Diese aber stellen an den Staat die ganz billige Forderung, daß die Gehälter dem Anlagekapital entsprechen. Hier läßt sich außerordentlich viel ersparen. Es müssen eben die kaufmännischen Gesichtspunkte und Erfahrungsregeln nach Tunlichkeit auf die Staatsbetriebe Anwendung finden.

Scheinbar verstoßen die großen Volks- und Heerführer, ein Wallenstein oder Napoleon gegen das Prinzip der Äquivalenz von Arbeit und Lohn, indem sie bewußt und konsequent maßlos belohnen und strafen. Das ist unter den außergewöhnlichen Verhältnissen, in denen solche Männer wirken, eminent klug. Wie jedermann, der sich ein Lotterielos kauft, weiß, daß der Unternehmer gewinnt, daß die Käufer weit mehr ein-

zahlen, als sie herausbekommen, aber jeder hofft der=
jenige zu sein, der das große Los gewinnt, so ist es
auch hier. Es ist ganz unmöglich jedermann mathe=
matisch genau für seine Leistungen zu honorieren.
Im Honorar, das der Staat oder große Volksführer
zahlen, muß auch die Hoffnung oder Anwartschaft
auf Ungewöhnliches enthalten sein, also eine umge=
kehrte Risikoprämie, denn das ist viel billiger, als die
Tagelöhnerbesoldung. Jedermann wird zu den äußer=
sten Leistungen angespornt, was dem Ganzen zugute
kommt. So verfährt die Privatindustrie, die Banken mit
ihren enormen Direktorengehältern auch. Der Staat
muß ähnlich operieren. Denn ausführende Organe
findet man, so viel man nur will, aber leitende Köpfe
sind kostbar und selten.

Eine andere Möglichkeit, Ersparnisse zu machen,
besteht in der ehrenamtlichen Übertragung von dazu
geeigneten Stellen. Bei Vormündern und Geschwo=
renen kennen wir das ja bereits, aber es ist insofern
falsch, als wir dazu die Bürger kommandieren und sie
dadurch vielfach im Berufe schädigen. Darum war
die Vergütung von Geschworenendiensten eine For=
derung der Billigkeit. Es gibt viele Posten, um die
sich gerne Bürger bewerben würden, wenn sie dafür
nach einer Reihe von Jahren durch Titel oder Orden —
das kostet den Staat so gut wie nichts — entlohnt
würden. Den persönlichen Ehrgeiz aber in den Staats=
dienst einzuspannen ist klug. Unsere Honorarkonsuln
arbeiten oft besser, als die berufsmäßigen, so wäre es
ein Versuch, ob nicht auch in Verwaltung und Justiz
Honorarstellen die Probe bestehen würden.

Wir sahen, daß wir durch tunlichste Steigerung unserer Intelligenz und unserer Willenskraft gute Menschen werden. Dieser Grundsatz der Individualpsychologie gilt selbstverständlich auch für die Staaten. Der Stärkung des Willens dient die Mannszucht im Heer, die Achtung vor dem Gesetz, die dem Bürger anerzogen werden muß, der des Intellekts in erster Linie die Schule, mehr noch die Volksschulen, als die Mittelschulen, deren wir viel zu viele haben.

Aber der Staat, der mit diesen Instrumenten Charaktere erziehen will, verstößt gegen dies Prinzip und schädigt sich selbst, wenn er auf der anderen Seite die Überzeugungstreue untergräbt. Oder geschieht dies nicht, wenn die Kinder im Religionsunterricht eine ganz andere Anschauung von der Natur und ihren Gesetzen — und zwar eine falsche, jeder Beobachtung und Erfahrung widersprechende — lernen, als in der Naturkunde? Wenn ihnen bereits auf der Schule konfessionelle Vorurteile eingeimpft werden? Wenn ihre staatliche Anstellung, ihr Fortkommen auch nur im allergeringsten von ihrem Glauben abhängig gemacht wird. Das ist Erziehung zur Heuchelei. Der Staat soll ein einigendes Band um alle legen, das Trennende der Interessen, der Stände, der Parteien überbrücken, indem er zu guten Bürgern erzieht und die Konfessionen nur insofern werten, als sie gute Menschen erziehen.

Nicht Zwiespalt in die Seelen der Bürger, am wenigsten der Kinder, gilt es zu säen, nicht disharmonische Naturen, verbitterte, mit sich und andern verfallene, den Mitbürgern anderen Glaubens, einer

anderen politischen Überzeugung, einer anderen ge-
sellschaftlichen Stufe grollende Generationen dürfen
die Schule verlassen, sondern angehende Men-
schen, die in jedem den Mitmenschen, den Mit-
kämpfer und Mitbruder erblicken. Denn nur da-
durch wird der unentbehrliche Kampf ums Dasein,
diese Voraussetzung jeden Fortschritts, mit einem
Mindestmaß an Mitteln, mit gegenseitiger Hochach-
tung und tunlichster Schonung geführt werden kön-
nen. Nur dann erblühen jene schönen allgemein-
menschlichen Tugenden der Hilfsbereitschaft, der För-
derung und gegenseitigen Unterstützung.

Darum muß der Staat die Religionsgemein-
schaften aus der Schule verbannen. Neben fa-
kultativem Religionsunterricht muß obligatorischer
Moralunterricht erteilt werden. Meine Moral, die
des do ut des, des Auge um Auge, der Äquivalenz,
der Gerechtigkeit und Nächstenliebe muß gelehrt
werden, jeder muß zum konsequenten Egoisten
erzogen werden, jedes Kind muß wissen, was ihm
selbst am dienlichsten ist, damit es seine Mitmen-
schen zu behandeln lernt, wie es von ihnen behan-
delt werden will, denn dann wird es ein guter und
glücklicher Mensch, der mit beiden Füßen im Dies-
seits steht und sich seinen Platz an der Sonne in
ritterlicher Weise erkämpft.

Die Erfüllung dieser Forderung ist aber nur mög-
lich nach einer Trennung von Staat und Kirche. Da-
durch werden zudem außerordentlich hohe Beträge
für andere Zwecke frei, niemand ist mehr gezwungen,
für einen Glauben, der ihm nicht am Herzen liegt,

Geld auszugeben. Wer aber seiner Religionsgemeinschaft anhängt, der wird gern sein Schärflein auch weiterhin beisteuern. Jeder zahlt dann eben seine Religion, d. h. seinen Kultus, so hoch, wie er ihn bewertet. Die Religionsgemeinschaften selbst aber sind dem heilsamen Kampfe ums Dasein ausgesetzt, der nur dem Tüchtigen das Sonnenlicht gönnt.

Eine der wichtigsten Zukunftsforderungen ist also die Trennung von Staat und Kirche. Jeder Glaubenszwang ist ein Rest von Barbarei, jede Vergewaltigung in Geistesdingen erzieht zu Heuchlern oder zu Rebellen. Die Religion aber, die zarteste Blüte des Herzens, unter Polizeiknüttel zu stellen — ob bildlich ob figürlich, bleibt sich gleich —, zur Geschäftsreligion zu erziehen, ist Blasphemie. Wenn wir die Gewissens- und Glaubensfreiheit auch auf dem Papier unserer Verfassungen haben, so fehlt sie doch im Leben. Und das ist das Entscheidende. Ob ein Staatsbürger etwas glaubt oder was er glaubt, ist ganz gleichgültig, es handelt sich lediglich darum, daß er ein brauchbarer Bürger ist. Statt Charaktere zu züchten, ziehen wir das Gegenteil groß und das ist verhängnisvoll. Denn in entscheidenden Augenblicken, wenn dem Staatsschiff Gefahr droht, sind es ganz allein die aufrechten Männer, die es erretten, nicht die Betbrüder und nicht die Tugendbolde.

Wie es mir bei einer Sängerin ganz gleichgültig ist, was sie für einen Lebenswandel führt, d. h. ob sie Liebschaften hat oder nicht und wie viele, da ich ja mein Geld für ein Konzertbillett nicht ausgebe, um Jungfrauen zu bewundern, sondern um gute Musik zu

hören, so ist es mir auch ganz gleich, ob und was für eine Religion der Staatsbürger hat, wofern er nur ein anständiger Mensch, ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft ist.

Diese Trennung von Staat und Kirche muß sich selbstverständlich in einer beide Teile tunlichst befriedigenden Form vollziehen. Wenn auch nur durch freiwillige Beiträge die Kulte unterhalten werden dürfen, so hat der Staat doch einerseits dafür zu sorgen, daß Erbschleichereien und Verängstigungen beschränkter Gemüter durch zelotische Geistliche ein Riegel vorgeschoben wird, er muß eventuell für die Tote Hand einen Maximalbesitz festsetzen, andrerseits aber hat er auch ein Interesse ideeller und materieller Art an der Erhaltung der Religionsgemeinschaften.

Daß wir Brutalitäten, wie sie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Kirche gegenüber begangen wurden, streng verurteilen, ist selbstverständlich. Das war ein eklatanter Verstoß gegen meine Moral. Denn wenn eine Institution, mag sie noch so viel Mißbrauch mit ihrer Macht getrieben haben, doch in anderthalb Jahrtausenden auch so viel Gutes geschaffen hat, wie die Kirche, dann muß sie mit jenem Respekt behandelt werden, den jeder ehrenhafte Gegner verdient.

Es besteht kein Grund zur Annahme, daß die Religionsgemeinschaften durch diese Trennung vom Staate geschädigt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach profitiert nicht nur der Staat durch Entlastung seines Etats, sondern auch die Kirchen. Durch die Notwendigkeit zu kämpfen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, werden ihre Diener zu sittlicher Tüchtigkeit

gezwungen und mancher Mißbrauch hört ganz von selbst auf.

Was die Gebäude betrifft, so wird nach dem Beispiel Italiens eine Reihe der wertvollsten vom Staate erhalten werden müssen. Denn der Kirche große Baulasten aufzuwälzen, wäre unbillig. Ferner werden für das Heer, Gefängnisse usw. eine Reihe von Geistlichen vom Staate nach wie vor zu besolden sein, aber immerhin ein verschwindender Bruchteil gegen jetzt.

Die Durchführung dieser Trennung ist zweifellos ein schwieriges, aber notwendiges Werk, das es mit tunlichster Milde durchzuführen gilt, sowohl als Erfordernis der Gerechtigkeit, als auch der Klugheit. Denn Rückschläge, wie sie auf die planlose und überstürzte Säkularisation des vorigen Jahrhunderts hin erfolgten, müssen vermieden werden, ebenso aber auch die Verbitterung zahlloser guter Patrioten, die zugleich treue Söhne ihrer Kirche sind und sich in ihr getroffen fühlen.

Es ist nicht schwer vorauszusehen, daß der Protestantismus viel mehr unter der Trennung vom Staate zu leiden haben wird, als die römisch-katholische Kirche, die bekanntlich in Amerika blüht. Das ist kein Unglück. Der Protestantismus hat seine welthistorische Bedeutung erfüllt, als er die Allmacht der Papstkirche brach und damit eine gewisse Glaubensfreiheit ermöglichte. Er hat sein Zenith aber längst überschritten, denn an die Stelle des Dogmenglaubens setzte er den ebenso knebelnden biblischen Buchstabenglauben. Er war um kein Haar toleranter, als die Kirche; die Lutheraner, Kalvinisten und Zwinglianer bekämpften sich gegenseitig noch erbitterter, als sie gemeinsam die Kirche

befehdeten, kurz die evangelische Glaubensfreiheit wurde zum hölzernen Eisen. Die Form wechselte, die Sache blieb. Endlich ist das protestantische Prinzip, wonach die Fürsten bzw. Regierungen die Religion ihrer Untertanen bestimmen, offenbar unmoralisch, desgleichen die Verquickung von Politik und Religion, die bis heute, etwa in Preußen, besteht. Wenn der Protestantismus als Staatskirche in wenigen Generationen der Geschichte angehören wird, bzw. wenn auf mein Wirken hin die christlichen Konfessionen sich wieder zusammengeschlossen haben werden, was den Fortbestand von Sekten natürlich nicht ausschließt, dann wird man das sine ira et studio konstatieren.

Unsere Steuerpolitik verfährt nach dem Grundsatze die direkten Steuern den stärkeren Schultern zur Entlastung der schwächeren aufzuerlegen. Die Steuern werden also proportional dem Vermögen oder Einkommen erhoben und wachsen staffelförmig mit diesen.

Dieses Prinzip ist zweifellos richtig. Aber es bedarf einer Ergänzung. Wenn der Reiche mehr zahlen soll, als der Arme, dann muß dem ersteren dafür auch ein desto größeres Recht am Staate eingeräumt werden. Das erfordert die Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung, von Pflichten gegen und Rechten am Staat. Diese Moral des do ut des wird durch eine Staffelung des Wahlrechtes im Staate verwirklicht. Der gegenwärtige Zustand ist nicht nur gefährlich, insofern er eine Abwanderung der großen Vermögen ins Ausland im Gefolge haben kann, er ist auch höchst ungerecht und führt in seiner Konsequenz geradezu zu einer Konfiskation des Vermögens.

Der Staat, die Allgemeinheit, haben das allergrößte Interesse an der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit der Bürger. Sowohl aus ideellen Gründen, als auch, weil davon die finanziellen Kräfte des Staates abhängen. Wenn nun aber der Reichtum, das Äquivalent für Leistungen, geradezu verboten wird, wenn damit der Pöbel direkt oder indirekt sich am Schweiße der Tüchtigen mästen kann, dann ist das geradezu eine Prämie auf die Faulheit. Das läuft in der Praxis fast auf den utopistisch-sozialdemokratischen Grundsatz hinaus, daß Eigentum Diebstahl sei.

Darum muß auch die Erbschaftssteuer mit großer Vorsicht gehandhabt werden. Denn die Sorge um die Familie, die neben der Erziehung der Kinder in erster Linie in deren finanzieller Sicherstellung besteht, muß vom Staate unterstützt, aber nicht behindert werden. Jeder Erblasser muß die Überzeugung haben können, daß sein Vermögen auch den Erben zufällt, was ja eine mäßige Erbschaftssteuer, die bei entfernten Verwandten wächst, nicht ausschließt.

Die Durchstaffelung des ganzen Vermögens, wie sie beim Wehrbeitrag in Aussicht genommen wurde, ist ein sehr guter Gedanke. Denn es wäre unbillig, den erhöhten Satz, der bei einem Vermögen von 50000 Mark mit 0,15 Prozent beginnend, bei 1 Million auf 1,1 Prozent, bei 5 Millionen auf 1,5 Prozent steigt, für das Gesamtvermögen anzurechnen. Gerecht dagegen ist, daß die Beträge immer nur innerhalb der in ihren Rahmen fallenden (vorhergehenden) Staffel behoben werden.

Derselbe Gesichtspunkt sollte auch für die Ein-

kommensteuer maßgebend sein, so daß jeder nur die höhere Steuer für den Teil seines Einkommens zu zahlen hat, der in die höhere Staffel fällt.

Da noch Vermögens- und Wertzuwachssteuern, sowie Erbschaftssteuern bestehen, und zwar auch Mobiliar, Bilder, Schmuck, also nicht rentierliche Werte herangezogen werden, so ist nicht nur die Belastung der Besitzenden ganz enorm groß, sondern auch der Erwerb von Vermögen und deren Erhaltung in der Familie sehr erschwert.

Wenn Staat und Gemeinde so enormer Mittel bedürfen und deshalb einen Steuerdruck ausüben, der bei größeren Vermögen den unseres mittelalterlichen „Zehnten" bedeutend übertrifft, dann ist das eine an sich schon hinreichend betrübliche Tatsache, die noch wächst, und zwar ins Unerträgliche, durch die Ausschaltung der Äquivalenz.

Wer mehr zahlt, gewinnt von Staffel zu Staffel je eine Stimme. Daß der Grundsatz des do ut des im öffentlichen Leben so wenig wie im privaten auf kleinliche Knauserei und Pedanterie hinauslaufen darf, wie der der gerechten, äquivalenten Strafe nicht auf kleinliche, schmutzige Rachsucht, daß stets gewisse Fehlergrenzen, scheinbare Ungerechtigkeiten, bestehen bleiben werden — ist es doch schlechterdings unmöglich mit mathematischer Genauigkeit Rechte und Pflichten zu berechnen —, ist selbstverständlich.

Unsere bisherige hohe Belastung des Rentners, der kein Äquivalent entspricht, hat auch noch einen anderen großen Nachteil. Es liegt durchaus nicht im

Staatsinteresse, wenn die Vermögen schnell ihre Besitzer wechseln, vielmehr ist eine gewisse Stabilität des Besitzes wünschenswert. Nun besteht in industriell aufblühenden Staaten ein starker Anreiz auch für Schichten, die von Natur dem kaufmännischen Wesen fernstehen, sich einen Anteil am Gewinn zu sichern und sich damit Risiken und Gefahren auszusetzen. Die Versuchung für den kleinen Rentner an der Börse zu spekulieren ist groß. Und doch kann hierin nur eine Verirrung erblickt werden. Denn der Etat der Rentner ist auf eine gewisse stabile Einnahme zugeschnitten und gerät, bei auch nur geringen Einnahmeausfällen, aus dem Gleichgewicht. Wird nun der Rentner durch Erhöhung der Steuern oder Herabsetzung des Zinsfußes der Wertpapiere zu anderweitiger Ergänzung seiner Einnahmen, die er zunächst im Börsenglück versucht, getrieben, dann werden ungezählte Tausende mäßig begüterter Mittelstandsfamilien, ruhiger, solider und stabiler Elemente, also höchst wertvoller Staatsbürger, geschädigt, ja in ihrer Existenz bedroht.

Es war daher ein ungeheurer Fehler Miquels die Zinsen der Staatsanleihen von 4 auf $3\frac{1}{2}$ oder gar 3 Prozent herabzusetzen. Man schmälerte nicht nur die Einnahmen der Rentner, sondern brachte sie auch um einen bedeutenden Bruchteil ihres Vermögens, das sie dem Staat doch nur im Vertrauen auf volle Rückerstattung geliehen hatten. Die kleinen Rentner, Mündel, Witwen usw. wurden davon um so schwerer betroffen, als gleichzeitig die Lebenshaltung teurer wurde. Es ist überhaupt grundfalsch in Industrieländern die

festen Anlagen schlecht zu verzinsen, weil an sich schon ein starker Anreiz besteht, die mehr abwerfenden Industriewerte gegenüber den staatlichen zu bevorzugen.

Die englischen Konsols mit ihrem lächerlich kleinen Zinsfuß von $2^1/_2$ Prozent sind kein gutes, sondern ein warnendes Beispiel. Abgesehen von ihrer minimalen Rentabilität sind sie auch durchaus nicht so sicher, wie der Laie meint. Denn tatsächlich hat, wer vor dreißig Jahren diese angeblich sichersten Papiere der Welt erwarb, in der Überzeugung, sein Kapital auf diese Weise ungeschmälert Enkeln und Urenkeln vererben zu können — denn auf Grund dieser Zuversicht begnügte sich ja der Staatsgläubiger mit der kleinen Verzinsung —, durch sinkende Kurse etwa den siebenten Teil seines Vermögens eingebüßt. Was nützt die Sicherheit des Staates, die innere Güte des Papieres, wenn der solide Kapitalist, der ruhig schlafen will, neben winziger Verzinsung auch noch einen großen Teil seines Vermögens verliert? Da setzt er sich lieber den Risiken der Börse aus, die neben höheren Zinsen auch Aussicht auf Kursgewinne bietet.

Kurz gesagt: es ist grundfalsch in Zeiten eines blühenden Wirtschaftslebens die Zinsen der Staatspapiere herabzusetzen, weil damit die Abwanderung des Kapitals in die Industrie noch mehr verstärkt wird, zudem Gefahr besteht, es im Auslande besser zu placieren. Darunter leidet aber der Staatskredit.

Ein Ausweg läßt sich finden, wenn die kleinen Rentner, etwa bis zu vier- oder fünftausend Mark Kapitalzins, d. h. bis zu einem Vermögen von 100000

bis 150000 Mark, nicht höher besteuert werden, als die Einkommen aus Arbeit oder Börsengewinn, wofern sie ihre Renten aus einheimischen Anleihen beziehen; erst von dieser Summe an steigt der Steuersatz und zwar wesentlich schneller, wenn er aus Kapital, als wenn er aus Arbeit gezogen wird.

Die Verteilung des Nationalreichtums ist am besten in Frankreich mit seiner breiten Schicht kleiner Rentner, die sich alle mäßige Vermögen ersparten und sie zumeist oder ganz in Staatsanleihen anlegen, was den Staatskredit ganz außerordentlich kräftigt. Den gleichen Weg schlug in jüngster Vergangenheit Italien ein. Am schlechtesten ist England und Rußland mit wenigen riesigen Vermögen neben ungeheuerer Armut gestellt, während Deutschland etwa die Mitte hält. Gewiß sind große Kapitalien und Einkommen in einer Hand unbedingt notwendig, weil auf ihnen die Luxusindustrien, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, das Mäcenatentum usw. beruhen, und nichts ist törichter, als der sozialdemokratische Gedanke einer gleichen Verteilung von Kapital oder Einkommen nach der Kopfzahl. Das ist heller Blödsinn. Wohl aber muß der Besitzer größter Kapitalien, Rothschildscher Reichtümer, durch sehr hohe Steuerbelastung, der natürlich entsprechende Rechte am Staate gegenüber stehen müssen, für die Allgemeinheit herangezogen werden.

Soweit wir nicht an anderer Stelle auf die Verteilung der Rechte am Staat im Verhältnis zu den Leistungen für den Staat zurückkommen werden, sei hier mit einigen Worten auf die Verwendung der trotz mancher Steuerreduktionen zu ersparenden Mittel zum

allgemeinen Besten eingegangen. Liegt uns doch überhaupt weniger an strenger Systematik, als an der Beleuchtung der leitenden Gedanken von möglichst verschiedenen Seiten. Denn Probleme sind wie Gebirge: erst bei Betrachtung von allen Seiten gewinnen wir ein zutreffendes Bild.

Immer wieder ist zu betonen, daß die Allgemeinheit, der Staat für Personen im Verhältnis zum Nutzen, den sie ihm bringen, zu sorgen hat. Der Kranke, der Strauchelnde muß nach Kräften gestützt werden, während man ohne Gefühlsduselei den Gefallenen liegen läßt, den Schädling ausmärzt.

Da nun für die Allgemeinheit neben sittlichen Persönlichkeiten schöpferische oder gar geniale am wertvollsten sind — wenn dieser Wert sich auch oft nicht in Zahlen ausdrücken läßt und sie erst späteren Generationen, wie Obstbäume, Früchte tragen mögen —, so hat der Staat sich in erster Linie um sie zu kümmern, sie aufzusuchen, zu fördern, keinesfalls aber sie zu schädigen bzw. ihre Schädigung zuzulassen.

Platons Forderung, daß das Volk für den Unterhalt der Philosophen sorgen müsse, die annähernd in der römisch-katholischen Kirche Verwirklichung fand — entspricht doch der Klerus einigermaßen den „Philosophen" —, tritt von Ostwald befürwortet in neuer Gestalt auf. Denn wenn er verlangt, daß verdiente Professoren unter Fortbezug ihres Gehaltes von den Vorlesungen entbunden werden, um sich ganz der Forschung zu widmen, so ist die Identität der Grundforderung unverkennbar. Wir gehen weiter und müssen in Zukunft vom Staate fordern, daß er alle sozio-

logisch wertvollen Personen, zumal solche die es benötigen, finanziell unterstützt. Dichter, Philosophen, Naturforscher, Erfinder usw., kurz Personen, die ideelle Berufe, solche, die zwar der Allgemeinheit nützen, ihnen selbst aber finanziell nur allzuoft nichts bieten, ausüben, dürfen keine Nahrungssorgen haben. Denn nichts ist aufreibender, als von finanziellen Sorgen verzehrt, schaffen zu müssen. Ob sie religiös sind oder nicht, welcher politischen Partei oder Konfession sie angehören ist ganz gleichgültig. Sie schaffen alle für die Allgemeinheit Werte.

Wir müssen verlangen, daß der Staat nach solchen Persönlichkeiten fahndet, selbstverständlich nicht durch Professoren und Bureaukraten, sondern durch Männer, die selbst die Entwicklung ins Geniale hinter sich haben und darum fähig sind, das Genie oder das werdende Genie zu erkennen. Je nobler der Staat ist, desto besser für ihn und die Allgemeinheit. Nur so besteht die Möglichkeit etwa für Mediziner zeitraubende und darum kostspielige Untersuchungen anzustellen, deren Resultat ja der Allgemeinheit dient.

Es muß eine der wichtigsten Aufgaben der Staaten werden Genialität wenn nicht zu züchten — was nur sehr bedingt möglich ist —, so doch zweifellos sich nutzbar zu machen. Denn Genialität ist die höchste Äußerung der geistigen Energie, qualitativ verschieden von der normalen Intelligenz. Nur in der Genialitätsperiode vermögen wir den Berg der Wahrheit, dessen Konturen nach dem Standorte des Beschauers wechseln oder vielmehr zu wechseln scheinen, aus der Vogelperspektive zu überblicken. Diese relativ kurzen

Momente des Schauens, die nur relativ wenigen Aus=erwählten zuteil werden, aber als Grundlage für weit=ausholende Folgerungen dienen, lassen sich nicht ge=waltsam herbeiführen. Wohl aber gibt Ostwald über=aus wertvolle Fingerzeige zur frühen Diagnostizierung des werdenden Genies oder richtiger Talentes: beson=ders begabte Schüler erkennt man daran, daß sie nicht mit dem zufrieden sind, was ihnen der regel=mäßige Unterricht bietet. Andererseits sind sie oft wegen ihrer zumeist einseitigen Begabung die letzten ihrer Klasse. Darum kann und muß der Staat seine Fühler schon in die Mittel=, ja in die Volksschulen ausstrecken. Besonders begabte, wenn auch einseitige Schüler, sind auf seine Kosten zu erziehen. Gehen sie vor der Reife, d. h. bevor sie schöpferisch tätig sein konnten, zugrunde, so ist das zu beklagen, wird aber aufgewogen durch diejenigen, die zur Ernte ge=langten.

Doch das ist noch nicht gleichbedeutend mit Ge=nialität, wenn es auch die Personen mit Originalität der Gedanken, d. h. mit der „Fähigkeit sich selbst etwas einfallen zu lassen, was über die Aufnahme des Dargebotenen hinausgeht“, diese wichtigste aller Eigen=schaften für den Forscher fördert. Daß diese Talente das wertvollste Material für werdende Genies sind, ist klar.

So überaus segensreich Preise, wie vor allem der Nobelpreis, für besondere Leistungen sind, so genügen sie doch bei weitem nicht, da sie in der Regel nur Männern zugute kommen, die sich bereits ihre Position erworben haben. Wenn wir ihnen auch alle Zuwen=

dungen von Herzen gönnen und zwar desto mehr, je weniger ihr Beruf Geld abwirft, und es verurteilen, wenn die öffentliche Meinung von ihnen stillschweigend die Veräußerung des wahrlich mühsam genug Erworbenen fordert, so muß doch vor allem für die Werdenden gesorgt sein. Besser ein Dutzend Ungeeignete, vielleicht sogar Unwürdige, profitieren, als ein einziges Genie geht unnötig zugrunde. Es handelt sich um die kostbarsten Werte der Menschheit!

Die Fürsorge des Staates — und zwar eine möglichst noble, unter gar keinen Umständen bureaukratisch eingeengte — muß sich also nicht nur auf die ausgewählten Schüler beschränken, noch auf emeritierte Professoren, sondern auf alle schöpferischen Personen im weitesten Umfange. Und zwar hat sie einzugreifen, sobald originale Leistungen vorliegen, sowie bei Personen in der Genialitätsperiode. Denn die Arbeit kann nur mit höchstem Nutzungskoeffizienten erfolgen bei Freisein von Schmerz oder Leiden, besonders finanzieller Sorgen.

Übrigens ist die Erkennung der Genialitätsperiode außerordentlich einfach, allerdings unter der Voraussetzung, daß wir in Zukunft bessere Psychiater haben werden, wie bisher und daß nicht Ärzte, die auf anderen Gebieten nichts leisten, sich der Nervenbehandlung als Tummelplatz der Scharlatanerie widmen dürfen.

Hier scheint der Ort einen Irrtum Ostwalds aufzuklären: er bewies, daß genialen Leistungen Krankheiten oder große Ruheperioden — bei Robert Mayer eine lange Seereise nach einer unglücklichen Liebe —

vorangingen und stets Krankheiten folgten. Ich irrte in der Annahme, er hätte damit auf die Bedeutung des Leidens hinweisen wollen, was nicht der Fall war. Da er selbst den Zustand des „Es denkt“ und der „platonischen Liebe“ natürlich kennt die Entwicklung ins Geniale mindestens die Periode der Genialitätswogen jedoch, dieser Kulmination des Schöpferischen, nicht erlebte — was ja, wie früher hervorgehoben, keine notwendige Vorbedingung genialer Leistungen ist, wenn auch meistens mit solchen einhergehend —, so konnte er das Wesen des Problems nicht in voller Schärfe erfassen. Übrigens fehlen seiner Stirn auch die Genialitätsknoten. Der Sachverhalt ist folgender: die Krankheits- oder Ruheperiode ist die der Ansammlung des „Spermins“, in der das Gehirn sich wie eine Batterie mit Geistesenergie füllt. Frei wird sie durch einen körperlichen (Krankheit) oder seelischen (unglückliche Liebe, Enttäuschungen usw.) Schmerz. Daher gebührt das Entscheidende der Entdeckung, die ich gern Ostwald gutgeschrieben hätte, mir. Die praktische Folgerung daraus ist die, *unter gar keinen Umständen die jungen Gehirne mit Arbeit zu überlasten*, da sich sonst die nötige Energiemenge nicht ansammeln kann, ferner sie nicht ängstlich vor Berührung mit den Leiden des Lebens zu bewahren, vor allem sie in den Konkurrenzkampf zu stellen.

Der kostenlose und völlig freiwillige Eintritt in Sanatorien während der Genialitätsperiode ist das Allerwenigste, was der Staat den Schaffenden zu bieten hat. Daß sie in dieser Zeit mit der denkbar größten Schonung gepflegt werden und völlige Freiheit der Ar-

beit, des Verkehrs oder der Lebensweise haben müssen, daß sie durchaus nicht als Gefangene behandelt werden, nicht antialkoholischen oder andern Experimenten ausgesetzt werden dürfen, ist selbstverständlich. Dafür müssen unbedingt Posten in den Etat eingesetzt werden. Ebenso für die Verpflegung unmittelbar nach der Genialitätsperiode.

Wenn wir grundsätzlich den Personen, die für den Staat oder die Allgemeinheit etwas leisten, eine äquivalente Entlohnung zuerkennen müssen, so folgert daraus andrerseits, daß Personen, die wenig oder nichts leisten, auch nichts zu fordern haben.

Daß die Wahlstimmen ebenso staffelförmig zu mehren sind, wie die Steuerklassen, sagten wir schon. Allein dieses plutokratische Prinzip muß durch die Anrechnung von anderen Leistungen für den Staat ergänzt werden.

Dazu gehört in erster Linie neben einem gewissen Bildungsnachweis, die Ableistung der Militärpflicht. Ferner die Erzeugung von Kindern, besonders von gesunden — wir kommen darauf noch zurück —, und die Stellung militärpflichtiger Söhne. Es ist eine Forderung der Billigkeit, daß Väter, die drei oder fünf oder gar noch mehr Söhne ins Heer liefern, dafür belohnt werden. Und zwar wahlweise: durch Hinabsetzung der Steuerklasse, sowie durch Zuteilung von Wahlstimmen, endlich auch durch Erteilung von Geldprämien, in gewissen Fällen auch durch alle diese Vergünstigungen. Ferner muß gesetzlich festgelegt werden, daß keine Familie verpflichtet ist, mehr als drei Söhne zu stellen. Hat sie mehr, so genießt sie die Vergünsti-

gungen des Steuererlasses und der Wahlstimmen ohne Pflichten.

Wer bis zu einem bestimmten — etwa dem 25. Lebensjahre — noch unverheiratet ist — und bis zu einem weiteren — etwa dem 30. — kinderlos, oder ohne legitimiertes Kind, hat höhere Steuern zu zahlen, als ihn nach seinem Einkommen treffen würden und zwar ohne weitere Vergütung. Dasselbe gilt von unverheirateten oder kinderlosen Frauen. Sie erhalten das Wahlrecht für Kinder und zwar für jedes gesunde, d. h. ein bestimmtes Minimalalter erreichende Kind eine Stimme, dazu gleichfalls wahlweise, statt der Stimme Herabsetzung der Steuerklasse, eventuell auch beides.

Es kann sich hier nur um die Festlegung von Richtlinien handeln. Der Ausbau der hier maßgebend ausgesprochenen Gedanken und ihre Nutzanwendung ist eine Frage der Technik. Zweifellos werden Wahlrecht und Steuerordnung sehr kompliziert. Aber das ist kein Unglück. Das erstere war bisher viel zu einfach und die letztere ist auch heute schon überaus kompliziert.

Wiederholen wir zum Schluß den Grundsatz, dem sich alles andere anzupassen hat: Den Leistungen für den Staat und die Allgemeinheit müssen die Rechte entsprechen in möglichst angemessener Äquivalenz. Der Staat hat für ihn wertvolle Personen auch entsprechend zu belohnen, wertlosen aber oder gar schädlichen keinen Anteil an der Regierung einzuräumen und in besonderen Fällen sie zu strafen oder gar auszumärzen. Denn jedermann hat für die

Allgemeinheit nur so viel Wert, als er für sie leistet, was natürlich über den individuellen Persönlichkeits=wert, der viel größer oder geringer sein kann als das Vermögen, die Kinder oder sonst etwas nichts aus=sagt. Doch ist dessen Feststellung nicht Aufgabe der Regierung.

Zwölftes Kapitel

Das Recht

Betrachteten wir vorstehend die Ursachen der kommenden Revolution im Bestreben Mittel zu ihrer tunlichsten Milderung anzugeben, zugleich auch politische Grundsätze festzulegen, wie sie für die Kulturstaaten auf der Gesittungsstufe Deutschlands maßgebend sein müssen, so betreten wir nunmehr ein anderes überaus wichtiges Gebiet: die Rechtspflege.

Die Gesetze aller Kulturstaaten sind reformbedürftig. Sie alle wirken mit viel zu plumpen Mitteln, sind viel zu barbarisch, ohne doch der Gesellschaft immer den erforderlichen Schutz vor gemeingefährlichen Individuen zu gewähren. Sie sind es in erster Linie, die Leiden in die Welt tragen, in gedankenlosem Paragraphendienst Existenzen vernichten. Während meine politischen Gedanken zum Teil sehr bald von den Ereignissen überholt sein werden, die Regierungsformen zu sehr abhängig sind von der Psyche der Nationen und den historisch gewordenen lokalen bzw. territorialen Verhältnissen, als daß sich für sie eine wohl ausgearbeitete Bill aufstellen ließe, wir uns daher mit Direktiven begnügen mußten, ist das was ich über Recht und Gesetz lehre maßgebend für alle Zeiten.

Das Recht hat die Aufgabe die menschlichen Lebensverhältnisse in erzwingbarer Weise zu regeln und stellt Grundsätze auf, deren Befolgung das Zusammenleben im Staate ermöglicht. Es hat also ausschließlich praktische Bedeutung. Es muß mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Maximum an Erfolg sichern, es soll nach Tunlichkeit sich mit den Vorschriften der Moral decken, dem Guten, d. h. der Wohlfahrt der Gesamtheit, dienen.

Das ist in Deutschland nur mit großen Einschränkungen der Fall. Die Besserungsvorschläge, die ich nachstehend mache, gelten in erster Linie für Deutschland, da sie an der Hand unseres Reichsstrafgesetzbuches, sowie des „Vorentwurfes" von 1909 erteilt werden. Sie sind aber gleichzeitig auch derart, daß die in ihnen niedergelegten Gedanken für die Rechtspflege aller Kulturstaaten Gültigkeit haben. Im Laufe der Zeit werden sie sich nach ihnen richten.

Entscheidend für die Brauchbarkeit der Gesetze ist, ob sie ein geordnetes Zusammenleben der Bevölkerung eines Staates verbürgen und ihre Aufgabe mit einem Mindestmaß an Mitteln erfüllen. Sie müssen derart sein, daß eine Bestrafung nur bei antisozialen Handlungen eintritt, die den Einzelnen oder die Gesamtheit in nennenswerter Weise schädigen, und daß sie antisoziale Individuen dauernd unschädlich zu machen gestatten. Sie dürfen niemals zur Bestrafung einer moralischen, in ihrer Tendenz dem Guten dienenden Handlung zwingen, wenn es auch wohl kaum jemals möglich sein wird, eine völlige Harmonie oder Kongruenz zwischen Recht und Moral herzustellen.

Im Jahre 1908 erfolgten in Deutschland 540000 Verurteilungen, 1909 gar 544000. Diese Zahlen allein beweisen die Mangelhaftigkeit unserer Gesetze. Denn wenn ein Staatswesen so viele von seinen Bürgern alljährlich bestraft und damit finanziell und moralisch, oft auch gesundheitlich, schädigt, ja vernichtet, künstlich eine Armee verbitterter, antisozialer Elemente schafft, dann ist dieses Staatswesen auf dem falschen Wege. Es operiert mit einem Maximum an Mitteln. Die Folge ist eine Züchtung von Ärger und Grimm. Es geschieht also das Gegenteil dessen, was zur Erhöhung des Nutzungskoeffizienten der Arbeit unerläßliche Vorbedingung ist.

Aber nicht nur die vom weltlichen Arm Erreichten werden gegen die Staatsautorität und die Gesellschaft rebellisch gemacht, zumal sehr viele Bestrafungen auf Grund von Handlungen erfolgen, deren Schädlichkeit für die Gesellschaft weder der Bestrafte, noch der unbeteiligte Zuschauer erkennen kann, ja, die teilweise geradezu sozial sind, auch der ordnungsliebende, steuerzahlende Bürger wird verstimmt. Denn die Rechtspflege ist ganz unnötig verteuert und das in einer Zeit wachsender Staatsausgaben, stätiger Lebensverteuerung, in der der Staat zur größten Sparsamkeit verpflichtet ist.

Der Grundsatz mit einem Mindestmaß an Mitteln zu wirken, muß in unserer Rechtspflege aufs strengste durchgeführt werden. Es versteht sich daher von selbst, daß Handlungen, die in der Not begangen wurden, wofern der Täter nicht selbst gegen das Prinzip des geringsten Mittels verstieß, straffrei bleiben.

Wenn etwa ein Hungernder Nahrungsmittel zu sofortigem Gebrauch stiehlt, so genügt es völlig zu konstatieren, daß er das Gesetz verletzte und ihn zum Rückersatz im Falle späterer Zahlungsfähigkeit zu verurteilen. In seinen Personalakt muß der Fall derart eingetragen werden, daß er bei einer Wiederholung des Deliktes nicht wegen Rückfalls bestraft werden kann, falls er auch im zweiten oder xten Falle aus Not stahl. Er hätte unmoralisch gehandelt, wenn er lieber verhungert wäre, als daß er sich Nahrungsmittel verschafft hätte. Denn sein Leben ist wertvoller, als das bißchen Essen.

Kurz: die Not muß als vis major betrachtet werden und Bestrafung grundsätzlich ausschließen.

Gewiß ist das Gute eine Resultante aus Absicht und Erfolg. Aber der Staat muß als sittliche Persönlichkeit handeln, großmütig über kleine Verstöße hinwegsehen, den guten Willen für die gute Tat gelten lassen, was ja die Geltendmachung zivilrechtlicher Ansprüche für Schaden, der andern zugefügt wurde, nicht ausschließt. Wir wollen nie vergessen, daß wir in der Regel nicht besser sind, als die Delinquenten, sondern es nur besser trafen, insofern wir vielen Versuchungen niemals ausgesetzt waren. Aber gerade die Leute, die selbst am brutalsten ihre Ziele verfolgen, Rechte anderer mit Füßen treten, sind die härtesten Richter. Mir graut vor der tugendhaften Meute.

Die Gesellschaft handelt unsittlich, wenn sie eine Mutter straft, die für ihr Kind Milch stiehlt, wenn sie keine andere Möglichkeit hat, sie sich zu verschaffen. Das würde ich auch tun und ein ganz reines Gewissen

haben. Die Mutter sorgte für die kommende Generation, sie handelte sozial und verdiente sicherlich eher eine Belohnung, als eine Strafe. Fordern die Gesetze Bestrafung in solchen Fällen, dann taugen sie nichts.

Ein Richter erzählte mir, daß er wiederholt aus eigener Tasche für den Delinquenten die Strafe erlegte, nachdem er ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes hatte verurteilen müssen. Das sind unmögliche Zustände. Wenn ein armer Teufel, der gern arbeiten möchte, aber keine Gelegenheit findet, bettelt, statt stiehlt, so ist das sehr anständig von ihm und darf nicht bestraft werden. Von was soll er denn leben? Entweder er stiehlt oder er bettelt und wird in beiden Fällen eingesperrt. Das sind Versuchungen, in die man Menschen nicht unnötig bringen soll, keinesfalls darf man sie aber strafen, wenn sie ihnen erlagen.

Die erste Forderung ist daher Aufhebung der Mindeststrafe bei allen Gesetzen.

Nur durch diese einfache Maßnahme ist der Richter in der Lage unter Berücksichtigung aller Faktoren den Einzelfall zu beurteilen. Er kann auch den Ortssitten und Gebräuchen Rechnung tragen. Denn die lokalen Rechtsanschauungen sind von hoher Bedeutung. Je größer das Staatswesen wird, je weitere Gebiete mit verschiedenartiger Bevölkerung es einheitlich zusammenfaßt, desto größer muß der Spielraum werden, den das Gesetz gewährt.

So wird beispielsweise Verkuppelung der eigenen zumal minderjährigen Kinder mit Recht schwer bestraft. Nun ist es aber in vielen Teilen Deutschlands — etwa im Schwarzwald — Sitte, daß die jungen Leute

vor ihrer Verheiratung geschlechtlich verkehren, häufig auch unter den Augen der Eltern zusammenwohnen. Der Bauer braucht Kinder, weil er Arbeitskräfte benötigt. Ist das Mädchen unfruchtbar, dann ist es für ihn keine geeignete Frau. Darum wird in der Regel erst geheiratet, nachdem die Braut guter Hoffnung ist. In einem solchen Falle die Eltern wegen Kuppelei zu bestrafen, ist unerhört, eine antisoziale Handlung des Gesetzgebers, aber nicht der Liebesleute und Eltern.

Statt Hunderttausende jährlich wegen solcher Reate, die tatsächlich gar keine sind, zu strafen, womöglich den Unglücklichen zum „Rückfälligen" oder gar zum „Verbrecher" zu stempeln, hat die Gesellschaft nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihre Glieder möglichst wenig in solche Zwangslagen kommen: Suppenanstalten, Wärmestuben, Notstandsarbeiten, eventuell Arbeitslosenversicherung, wiewohl dies ein sehr mangelhafter Ausweg ist, da er das Selbstverantwortungsgefühl noch weiter herabsetzt, sind weit wirksamere und humanere Mittel, zudem sicherlich nach jeder Richtung hin billigere, als die gegenwärtig gehandhabten. Da war Moses weit humaner (2. Kap. 23 und 5; Kap. 24).

Während prinzipiell unwiderstehliche Not oder aus Altruismus entsprungene Handlungen straffrei bleiben müssen, sind solche, die einer rohen, antisozialen Gesinnung entspringen, mit größter Rücksichtslosigkeit zu ahnden.

Ferner hat Straffreiheit bei Affekthandlungen einzutreten, wofern nicht ein großes Mißverhältnis zwischen der Affekthandlung und dem sie provozierenden

Verhalten des Angreifers besteht. Nach dieser Rich⸗
tung hat nicht nur der Begriff der Notwehr einen
Ausbau zu erfahren, sondern er muß vor allem in der
Praxis in weit größerem Umfang Anwendung finden.
Denn es handelt sich um Menschen, nicht um Ma⸗
schinen, und die Selbstbeherrschung, die der Richter
fordert, ist oft viel größer, als er sie billigerweise for⸗
dern kann. Es ist unzulässig den Maßstab eines achtzig⸗
jährigen Phlegmatikers an uns zu legen.

Was mich betrifft, so erkläre ich ausdrücklich, daß
ich *fast jedes* Verbrechen oder Vergehen hätte be⸗
gehen können oder noch begehen könnte. Ich bin
eben nicht so tugendhaft, wie meine Richter, sondern
nur ein Mensch. Ich könnte morden, einen Meineid
leisten, stehlen und — horribile dictu — ich hätte *immer*
ein *reines* Gewissen. Ich bin auch schon seit langem
höchst mißtrauisch Personen gegenüber, die sich für
unfähig halten, mit unsern Strafgesetzen in Konflikt zu
kommen. Das sind fast immer Heuchler, die selbst
etwas auf dem Kerbholz haben, die wie die Diebe
„haltet ihn!" rufen, um den Verdacht von sich auf
andere abzulenken. Oder aber sie sind denkfaul. Denn
sonst müßten sie wissen, daß man in Situationen kom⸗
men kann, in denen man nur die Wahl hat zwischen
dem eigenen Untergang bzw. dem der Angehörigen
und Gesetzesverletzungen oder auch nur die Wahl
zwischen zwei Vergehen oder Verbrechen. Der gleiche
Millionär, dem es unbegreiflich erscheint, wie jemand
so „schlecht" sein kann, eine Wurst, Heizmaterial oder
Kleider zu stehlen, dieser gleiche Tugendbold wird
vielleicht im selben Atemzuge mit der größten Gemüts⸗

ruhe aus grober Leichtfertigkeit oder gar verleumderisch anderen die Ehre stehlen.

Um es zu wiederholen: ich könnte fast jedes Verbrechen begehen, aber ich werde niemals in antisozialer Absicht andere Menschen schädigen. Gesetze, die dazu zwingen Leute zu bestrafen, weil sie etwas taten, was in gleicher Lage jeder getan haben würde, sind barbarisch und schlecht. Ich wundere mich oft über Richter, die harte Strafen in Fällen verhängen, in denen sie wahrscheinlich ebenso gehandelt hätten, wie der Delinquent. Dazu wäre ich zu selbstbewußt.

Alle Verbrechen und Vergehen werden entweder aus Willensschwäche oder aus Unwissenheit bzw. Dummheit begangen, die mit einem hohen Grade von Schlauheit einhergehen kann und leicht mit Klugheit verwechselt wird. So sehr man Stärke den Versuchungen gegenüber fordern muß, etwa Unterschlagungen zur Führung eines flotten Lebenswandels, Betrug und Falschheit strafbar sind, so milde muß man andrerseits gegen Schwächen und Irrtümer sein, die jedem von uns passieren könnten und schon passierten. Ich glaube nicht, daß es viele Menschen gibt, die nicht nach unsern Gesetzen schon hätten bestraft werden müssen, wenn man sie nur erwischt hätte. Die törichte Gesetzesfabrikation, die bei uns Sitte ist, streut ins Leben so viele Fußangeln und Fallstricke, in die man ahnungslos hineintritt, daß es geradezu ein Wunder ist, wenn man in höheren Jahren noch nie bestraft wurde. Wird Moral und Kenntnis der wichtigsten Gesetze in der Schule gelehrt, dann wird auch dieser Unterricht zur Besserung beitragen. Daß es besser sei zu ver-

hungern, als zu betteln oder zu stehlen, wird allerdings kein Lehrer überzeugend dartun können. Es ist eben einfach nicht wahr.

Grundsätzlich sind nur Delikte zu ahnden, die in antisozialer, boshafter und roher Gesinnung, oder aus unverzeihlicher Schwäche begangen wurden. Die große Masse unserer Gewohnheitsverbrecher sind durchaus minderwertige Individuen, sowohl hinsichtlich ihrer Intelligenz, als ihrer Willenskraft, tierisch, dumm und brutal. Gegen diese ist mit voller Strenge des Gesetzes einzuschreiten. Denn Vernichtung der wenigen wahrhaft antisozialen und ehrlosen Individuen ist die größte Milde gegen die Gesellschaft.

Vor einigen Monaten brachten die Zeitungen eine Notiz, daß ein Lokomotivheizer aus Rache über seine Entlassung sieben Lokomotiven geheizt und führerlos gegen fahrende Züge dirigiert habe. Durch glückliche Fügung entgleisten alle, so daß sein verbrecherischer Anschlag, der hunderte von Menschen hätte töten können, vereitelt wurde. Für einen solchen Fall bestialischer Roheit sollte das Strafgesetz die Möglichkeit der Todesstrafe vorsehen. Ich hätte diesen Mann kaltblütig hinrichten lassen. Ebenso muß die Todesstrafe auch verhängt werden können bei Giftmordversuchen mit Rücksicht auf deren Niederträchtigkeit, Leichtigkeit der Ausführung und schwere Kontrollierbarkeit. Endlich auch in Fällen böswilliger Brandlegung, wenn Personen — auch ohne Wissen und Willen des Attentäters — ums Leben kamen. Der mit dem Sprengmittelgesetz beschrittene Weg muß weiter ausgebaut werden. Die hier und im folgenden niedergelegten Gedanken zu

formulieren ist eine Frage der Technik, die Juristen lösen mögen.

Da die Mindeststrafe unbedingt beseitigt werden muß, sowohl um bei Handlungen, die lauteren Motiven entsprangen, Straffreiheit gewähren, was ja zivilrechtlichen Schadenersatz nicht ausschließt, als auch um lokalen Sitten Rechnung tragen zu können, fällt die Gefahr einer größeren Härte der Strafgesetze fort.

Der erste Grundsatz der Strafrechtspflege ist die Gesinnung des Täters zu strafen, und zwar die bei der einzelnen Tat sich äußernde erst in zweiter Linie, in erster seinen ganzen Charakter. Der Zweck ist Ausmärzung der soziologisch schädlichen Individuen, das sind Menschen von gemeiner, ehrloser, antisozialer Gesinnung, die keine Aussicht auf Besserung bieten und daher den Staat und die menschliche Gesellschaft wesentlich schädigen.

Da wir diese sehr wenig zahlreichen gemeingefährlichen Bestien in Menschengestalt nur auf Grund ihrer Handlungen erkennen und bestrafen können, so ist die einzelne Tat als Symptom der Gesinnung zu werten.

Die Art der Bestrafung ist eine Frage der Technik. Für leichtere Roheitsdelikte ist die Wiedereinführung der Prügelstrafe unerläßlich. Ob sie durch einen Menschen oder durch eine Maschine vollzogen wird, bleibt sich gleich. Wer aus blinder Zerstörungswut handelt, ob gegen Menschen, Tiere oder Sachen, soll am eigenen Leibe empfinden, wie es tut.

Da die Erfahrungen mit der Exportation von Verbrechern bei allen Völkern schlechte Resultate lieferten, wird sich ihre Einführung kaum empfehlen. Wohl

aber kommt sie in Frage etwa bei Bekämpfung der Schlafkrankheit in unsern afrikanischen Kolonien. Statt die lebensgefährliche Austrocknung der Sümpfe zur Vernichtung der Trypanosomenträger durch unsere bra⸗ven Soldaten und unschuldige Eingeborene vornehmen zu lassen, bietet sich hier ein Feld zur Beschäftigung schwerster Verbrecher. Und zwar kann man ihnen die Entscheidung lassen zwischen Strafarbeit in den Kolonien und Zuchthaus, etwa derart, daß die gefähr⸗liche Kolonialarbeit doppelt gerechnet wird.

Wir haben eine Reihe von besonders lebensgefähr⸗lichen Industrien, etwa Spiegelbereitung, Phosphor und manche Sprengmittel usw. Statt nun durch Gefängnis⸗arbeit den freien Handwerkern und Gewerbetreiben⸗den Konkurrenz zu machen und damit die Steuer⸗zahler in doppelter Weise zu schädigen — durch die Unterhaltung der Gefangenen, die ihnen selbst Kon⸗kurrenz machen —, müssen besonders gefährliche Be⸗rufe nach Tunlichkeit den Sträflingen reserviert werden. Da in Zukunft nur mehr notorisch eminent antisoziale und gefährliche, nahezu unverbesserliche Elemente in Zuchthäuser eingesperrt werden, so hat die Allgemein⸗heit gar kein Interesse an ihrer Erhaltung, wohl aber an der gesunder und brauchbarer Arbeiter.

Denn die größte Milde der Rechtspflege ist un⸗trennbar verbunden mit *rücksichtsloser Härte* gegen *unverbesserliche Elemente.* Das ist gut und nur das. Daß diese unschädlich gemacht und ausgerottet werden müssen, und zwar in viel *energischerer Weise* als heute üblich, ist selbstverständlich. Sie sollen aber nach Tunlichkeit zugleich auch der Gesellschaft, der sie

bisher den größten Schaden taten, auch noch nützen.
Und da auch dem allerschwersten Verbrecher, wofern
er nicht hingerichtet wird, dem zu lebenslänglichem
Zuchthaus Verurteilten grundsätzlich die Möglichkeit
der Straffreiheit durch tadellose Führung einzuräumen
ist, so bewegen sich alle meine Vorschläge im Rahmen
der Humanität, allerdings nicht in dem der Gefühls⸗
duselei.

In Zukunft gilt es einerseits die Staatsautorität und
Achtung vor den Gesetzen, deren wir *viel zu viele*
haben, zu wahren, andrerseits aber *viel weniger* zu
strafen, vor allem aber viel weniger einzusperren und
endlich das Möglichste zu tun, um den Irrenden zu
bessern und ihn nicht die schiefe Ebene weiter hinab⸗
zustoßen, wie das bisher nahezu die Regel war.

Der Staat hat im Laufe der Geschichte die Be⸗
strafung von Eingriffen in die Rechtssphäre der Indi⸗
viduen an sich gerissen. Damit wurde der Blutrache
gesteuert. Dieser Vorgang ist natürlich durchaus zu
billigen. Aber der Staat hat das Prinzip häufig über⸗
spannt, indem er den Geschädigten und Beleidigten
auf die Bestrafung durch ihn vertröstete und ihm da⸗
mit eine zu *große Selbstbeherrschung* aufzwang.
Darum sind Reate, die aus berechtigter Rache, im durch⸗
aus moralischen Bedürfnis der *äquivalenten* Wieder⸗
vergeltung erfolgten, grundsätzlich, wenn überhaupt, so
außerordentlich milde zu bestrafen, in der Regel nur
durch einen Verweis. Denn die Erwiderung eines
Schlages durch einen andern, eventuell auch durch
zwei, ist das gute Recht *jedes* Menschen, das nur
durch das *mißverstandene* christliche Wort „liebet

eure Feinde“, das ja nur einen einmaligen Akt der
denkbar größten und geradezu lebensgefährlichen Selbst⸗
überwindung bedeutet, als unedel oder unmoralisch
hingestellt wurde, was großes Unheil in die Welt
trug. Wenn sich also jemand sofort sein Recht nimmt,
indem er den in flagranti ertappten Ehebrecher er⸗
schießt oder einen schweren Insult seiner Mutter,
Schwester oder Frau damit beantwortet, daß er den
Frechling niederschlägt, so ist das nur menschlich und
billig. Der Staat kann ihn also niemals wegen einer
solchen Tat bestrafen, sondern nur wegen des formellen
Verstoßes gegen die Strafgerechtsame. Und hier wird
in der Regel die Konstatierung der Tatsache oder ein
Verweis genügen.

Gegen den Freispruch, der in solchen Fällen mei⸗
stens erfolgt, habe ich die gewichtigsten Bedenken.
Der Angeklagte hat doch tatsächlich ein Gesetz über⸗
treten und kann darum wohl der Strafe ledig erklärt
werden, nicht aber ist es zulässig, die Tatsache des
Eingriffes in die staatliche Jurisdiktion zu leugnen.

Die Mehrzahl unserer Gesetze muß in Antrags⸗
delikte verwandelt werden. Das Recht des Geschä⸗
digten auf Strafantrag erlischt grundsätzlich drei Mo⸗
nate nach Ermittlung des Täters. Jeder Strafantrag
darf gegen Erlegung der Gerichtskosten zurückgezogen
werden.

Vom Staatsanwalt obligatorisch zu verfolgen sind
im wesentlichen nur folgende Delikte: Mord und Tot⸗
schlag, Raub, alle Verbrechen und Vergehen gegen den
Staat, also Hochverrat, Landesverrat, Angriffe auf das
Staatsoberhaupt, auf Beamte in Ausübung ihrer Funk⸗

tion, Münzdelikte, Vergehen im Amte, solche gegen
die Sicherheit des öffentlichen Verkehrs usw.

Dagegen sind grundsätzlich Antragsdelikte: Mund⸗
raub, Diebstahl, Hausfriedensbruch, Körperverletzung,
Betrug, Sachbeschädigung, Ehrenbeleidigung usw. In⸗
dem durch diese Scheidung der Staat auf einen Teil
seiner Strafgewalt verzichtet, entlastet er seine Beamten
und drückt die Kriminalität herab.

Die Scheidung erfolgt natürlich auf Grund prak⸗
tischer Erwägungen: wenn es sich um Schädigung vor⸗
wiegend oder ausschließlich privater Interessen handelt,
ist deren Verfolgung in die Hände der Privatpersonen
zu legen bzw. — bei deren Minderjährigkeit und Un⸗
mündigkeit — in die der Eltern und Vormünder. Han⸗
delt es sich jedoch um schwere Schädigungen des Staates,
so wird der Täter durch dessen Organe verfolgt. Da⸗
mit werden außerordentlich viele Strafen in Fortfall
kommen und der Grundsatz minima non curat praetor
in sein Recht eingesetzt.

Da ferner jedermann aus Not, in Selbstverteidigung,
in berechtigter Rache und Wiedervergeltung einer Be⸗
leidigung oder gar aus altruistischen Motiven gegen
die Strafgesetze verstoßen kann, so ist der Verstoß
gegen ein Gesetz an sich noch *kein* zureichender Grund
zur Bestrafung.

Es genügt zur Wahrung der Staatsautorität in solchen
Fällen in der Regel die *Konstatierung* der Gesetzesver⸗
letzung, was für den Angeklagten keinerlei schädigende
Folgen haben darf, d. h. er gilt *nicht* als vorbestraft.
Schaden, der durch die Tat angerichtet wurde, ist vom
Geschädigten eventuell auf dem Zivilwege zu reklamieren.

Bei kleineren Gesetzesverletzungen, wenn dem Täter nicht die obigen Strafausschließungsgründe zugute kommen, ist auf Verweis zu erkennen. Das wird in der Regel bei erstmaligen Delikten der Fall sein.

Während die Gesellschaft das größte Interesse daran hat antisoziale, gemeingefährliche Elemente zu beseitigen und es lediglich eine praktische Frage ist, ob man sie köpft oder lebenslänglich einsperrt, anthropologisch und moralisch minderwertige Individuen auch grundsätzlich vor einer eventuellen Entlassung durch Vasetektomie — vielleicht auch durch Exstirpation der Eierstöcke — an der Fortpflanzung zu hindern sind, muß die Gesellschaft bei allen Aussicht auf Besserung versprechenden Individuen nach Kräften bestrebt sein, diese Besserung auch zu erreichen.

Das geschieht am zweckdienlichsten durch Strafaussetzung: Wer nicht aus antisozialer oder gemeiner, brutaler Gesinnung, sondern nur aus Leidenschaft, Leichtsinn, entschuldbarer Schwäche oder ähnlichen Motiven ein zwar moralisch und rechtlich strafbares, aber nicht unverzeihliches Reat beging, ist grundsätzlich milde zu bestrafen und diese Strafe soll nicht vollzogen werden. Dahin gehören alle Verurteilten, die zwar nicht überhaupt — aus den oben angegebenen Gründen — straffrei zu bleiben haben, noch durch Verweis genügend bestraft werden, wohl aber durch ihr Verhalten nach der Tat bekundeten, daß sie ernstlich bestrebt waren, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. In allen diesen Fällen hat eine Probezeit von 2—5 Jahren einzutreten. Nur wer innerhalb dieser Zeit durch einen Gesetzesverstoß, der zugleich

unmoralisch war oder die Staatsordnung beträchtlich schädigte, sich des in ihn gesetzten Vertrauens unwürdig erwies, hat bei einer zweiten Verurteilung innerhalb der Probezeit beide Strafen zu verbüßen. Eine geringfügige Straftat macht ihn der Strafaussetzung jedoch nicht unwürdig. Diese Strafaussetzung gilt auch für Geldstrafen.

Hier ist nochmals zu betonen, daß Reate in äußerster Not, aus altruistischen Motiven usw. kurz solche, die nur die Konstatierung der Gesetzesverletzung erfordern, niemals irgendwelche nachteilige Folgen strafrechtlicher oder ehrenrechtlicher Art für den Angeklagten haben dürfen.

Reate von Säufern sind, wofern sie nicht von gemeiner Gesinnung zeugen, in Entziehungsanstalten abzubüßen. An unheilbaren Säufern ist Vasetektomie vor der Entlassung vorzunehmen, ebenso an Epileptikern und Idioten, soweit ihre Gefährlichkeit nicht dauernde Internierung in Heilanstalten erfordert.

Es handelt sich um Schutz der Gesellschaft und Bestrafung oder Unschädlichmachung von Elementen, die ihn bedrohen bzw. durch eine antisoziale Gesinnung, die sich in Taten umsetzt, sie schädigen. Nach dem Prinzip der Äquivalenz von Bestrafung und Übeltat, dem durchaus moralischen Gedanken der Rache, der unchristlich sein mag, aber menschlich und darum gut ist, hat die Bestrafung zu erfolgen. Aber sie muß die Person des Delinquenten in erster Linie ins Auge fassen, die Tat nur in zweiter Linie, als Äußerung dieser Person und insofern sie die Möglichkeit gewährt, gegen sie einzuschreiten.

Das meiste Übel tragen die Menschen durch ihre barbarischen und schlechten Gesetze in die Welt. Es wird viel zu viel bestraft, meistens viel zu hart, manchmal auch viel zu mild. Wenn sich zum Gedanken des Schutzes der Gesellschaft und der Rache, d. h. der äquivalenten, aber nicht maßlosen und kleinlichen Rache, noch der der Besserung gesellt und dieser auch Verwirklichung findet, dann ist die Lösung gut.

Die Rechtspflege muß der Gesamtheit dienen und der Veredelung, auch der biologischen, der Menschheit.

Es darf in Zukunft gar nicht mehr vorkommen, daß ein Individuum wegen Gewalttätigkeit — wofern es nicht angegriffen oder schwer gereizt war — Auflehnung gegen die Staatsgewalt, schweren Einbruch, Raubversuche usw., ein Dutzend oder gar einige Dutzend mal bestraft war. Solche Schädlinge sind auszumärzen und entweder lebenslänglich im Zuchthaus unterzubringen oder bei besonders gemeinen Reaten zu töten.

Ins Zuchthaus kommen daher in Zukunft überhaupt nur mehr antisoziale, rohe, gemeingefährliche Individuen, bei denen die Wahrscheinlichkeit einer Besserung kaum mehr besteht. Da der Staat nicht das geringste Interesse an ihrer Schonung hat, wohl aber das größte an der noch besserungsfähiger Elemente, so sind die Zuchthausarbeiten grundsätzlich nicht nur sehr schwer, sondern können auch gesundheitsgefährlich sein.

Politische Delikte sind niemals mit Zuchthausstrafe zu belegen, noch mit Gefängnis, sondern mit Haft — eventuell lebenslänglich — oder Todes-

strafe. Nur wenn die Ausführung eines politischen Verbrechens von besonderer Gemeinheit der Gesinnung zeugt — etwa durch Martern des politischen Opfers vor dessen Ermordung, Anschläge auf Volksmengen —, dann tritt Gefängnisstrafe an Stelle der Haft, bei Gewohnheitsverbrechern aber Zuchthaus.

Wir müssen den Zuchthäuslern nur mehr die einzige Möglichkeit lassen, durch Handlungen, die der Gesellschaft besonders nützlich sind, sich die Freiheit zu erkaufen. Wer sich etwa freiwillig zu besonders gefährlichen — und im Interesse der Wissenschaft notwendigen — medizinischen Versuchen hergibt, mag begnadigt werden, zu Gefängnis oder gar zur Freiheit.

Die Zuchthausstrafe muß außerordentlich selten verhängt werden und grundsätzlich nur bei antisozialen rückfälligen Individuen. Ihre Dauer ist unbeschränkt.

Damit wird die große Masse der bisher zu Zuchthaus verurteilten Delinquenten in Zukunft den Gefängnissen zufallen. Diese sind zugleich Arbeitshäuser. In ihnen werden nur antisoziale Individuen interniert, sowie Personen, die einen schweren und unmoralischer Gesinnung entsprungenen Verstoß gegen die Gesetze begingen. Also ist auch die Gefängnisstrafe im Prinzip nur bei Gewohnheitsverbrechern bzw. antisozialen Individuen zulässig.

Es darf in Zukunft kein Reat geben, auf das primär auf Zuchthaus erkannt werden könnte. Nur die besonders gemeine und ehrlose Gesinnung darf bei Rückfällen die Zuchthausstrafe eintragen.

Nach diesem Grundsatz dürfte daher eine Person, deren erstes Reat ein Raubmord ist, zwar zum Tode,

aber nicht zu lebenslänglichem Zuchthaus, sondern nur zu lebenslänglichem bzw. unbeschränktem Gefängnis verurteilt werden. Im Gefängnis herrscht Arbeitszwang. Die Lebenslänglichkeit heißt: *bis zur definitiven Besserung.*

Wer zu einer Freiheitsstrafe — auch zu lebenslänglicher — verurteilt ist und sie absitzen muß, sei es wegen Rückfälligkeit oder wegen einer antisozialen und ehrlosen Gesinnung, die die einzelne Tat bekundete, kann grundsätzlich nach einer Reihe von Jahren, spätestens bei guter Führung nach der Verbüßung der halben Strafzeit, auf Probe entlassen werden. In diesem Falle ist Lebenslänglichkeit einer dreißigjährigen Strafzeit gleichzusetzen. Jedoch darf das außer bei Vorhandensein von eigenem Vermögen nur dann geschehen, wenn der Verurteilte in der Strafanstalt ein Gewerbe oder Handwerk lernte, das ihm Aussicht gewährt, sich ordentlich durchzuschlagen.

Freiheitsstrafen müssen im Prinzip *nur selten* verhängt werden, bzw. ihre Verbüßung muß die *Ausnahme* bilden. Dagegen dürfen wir nicht so zimperlich mit der Todesstrafe sein. Unverbesserliche gemeingefährliche Elemente hinzurichten, liegt im Interesse der Gesamtheit. Zudem wirkt dies Beispiel abschreckend. Wenn wir auf hundert Personen, die bisher mit Freiheitsstrafen belegt wurden, nur fünf oder höchstens zehn einsperren und von diesen zwei bis drei niemals wieder herauslassen — es sei denn, es hätte sich eine völlige Wandlung des Charakters vollzogen — oder hinrichten, so ist das gut.

In Zukunft darf grundsätzlich niemand mehr in

Gefängnisse oder Zuchthäusern eingesperrt werden, so=lange die Möglichkeit besteht, ihn auch mit mildern Mitteln zu strafen. Ebenso soll aber auch grundsätz=lich niemand mehr entlassen werden, bevor Garantien nicht nur für seine moralische Besserung, sondern auch dafür gegeben sind, daß er sich, falls er kein Vermögen besitzt, auf anständige Weise hinfort sein Brot ver-dienen kann.

Vorbildlich ist nach dieser Richtung hin das ameri=kanische Besserungsgefängnis in Elmira (Neuyork). Hier wird die Strafhaft zur Erziehung der Gefangenen nutzbar verwertet, was natürlich nur möglich ist, wenn der Richter das Recht hat, unbestimmte Freiheits=strafen zu verhängen, derart, daß deren Länge aus=schließlich von der Aufführung des Häftlings bestimmt wird, die Strafe jedoch das gesetzliche Höchstmaß nicht übersteigen darf. Hier muß jeder einen Beruf erlernen, der ihm nach der Entlassung die Möglichkeit gewährt, sich selbst zu ernähren. Wenn es der Wahrheit ent=spricht, daß von je vier Sträflingen je drei zu ehrlichen Menschen werden, dann muß das Resultat glänzend genannt werden.

Wer ein Reat beging, pochend auf die Strafaus=setzung, wer etwa, weil noch nicht vorbestraft, aus Roheit oder Übermut einen andern mißhandelt, geht der Vergünstigung verlustig.

Während nicht nur Zuchthaus, sondern auch Ge=fängnisstrafen als entehrend zu gelten haben, und in der Regel mit Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte als Zusatzstrafe zu belegen sind, sind Haftstrafen nicht von irgendeinem Makel begleitet. Sie werden — falls

nicht Strafaufschub, Verweis oder Geldstrafe verhängt wurde — bei Delikten angebracht sein, die im Wiederholungsfalle, aber aus Leichtsinn begangen wurden, ferner bei schweren auf anderem Wege nicht zu büßenden Gesetzesverletzungen, die jedoch keiner gemeinen Gesinnung entsprangen und um den Willen eines renitenten Bürgers zu brechen. Das Wesen der Haft ist die *Freiheitsberaubung*, ohne Arbeitszwang und mit Selbstverköstigung. So wird es sicherlich angezeigt sein, wenn etwa rücksichtslose und durch Geldstrafen nicht zu erziehende Automobilisten in längere Haft gesperrt werden.

Von Geldstrafen ist im weitesten Umfange Gebrauch zu machen und zwar nach dem *Einkommen* des Schuldigen. Daher ist das Strafmaximum unserer Gesetze um ein Vielfaches heraufzusetzen. Dadurch wird die Rechtspflege bedeutend verbilligt.

Grundsätzlich müssen die Gerichte neben oder statt einer Strafe auf Schadenersatz an den Verletzten erkennen, sofern die Vermögensverhältnisse des Delinquenten dies gestatten. Dieser gerichtlich zuerkannte Schadenersatz — etwa bei Körperverletzung, Beleidigung, Sachbeschädigung usw. — schließt selbstverständlich die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches gegen den Verurteilten aus.

Der Strafaufschub mit Probezeit gilt nicht nur für Freiheits-, sondern auch für Geldstrafen, desgleichen für den Verweis, der als leichteste Strafe anzusehen ist und als Vorstrafe gelten kann, falls der Bestrafte innerhalb der nächsten zwei Jahre sich wieder ein Reat zuschulden kommen ließ.

Sehr verständig ist die neue Bestimmung des Vorentwurfes Personen, bei denen die Wahrscheinlichkeit besteht, daß ihr Aufenthalt an bestimmten Orten mit einer besonderen Gefahr für einen anderen oder für die öffentliche Sicherheit verbunden sein würde aus diesen Orten bis zur Dauer von fünf Jahren zu verbannen. Hierzu werden wohl stets die Fälle gehören, in denen jemand droht, einen Zeugen, auf dessen Aussage hin er verurteilt wurde, zu ermorden, ein Attentat auszuführen usw.

Neben dieser Aufenthaltsbeschränkung empfiehlt sich bei politischen Vergehen schwerer Art die beschränkte Landesverweisung bzw. Verbannung. Wer mit illegalen Mitteln etwa für Einführung der Republik agitiert, wird viel nachhaltiger getroffen werden und hat viel bessere Gelegenheit sich über andere Staatsformen zu orientieren, wenn man ihn ausweist, als wenn man ihn einsperrt. So unmoralisch der Abschub von Gesindel über die Landesgrenze ist, so berechtigt der von politischen Delinquenten. Gar mancher, der das Land als Republikaner verläßt, wird als überzeugter Monarchist zurückkehren, wenn er sich einige Jahre in Republiken aufhielt.

Da manche Verbrechen von Wahnsinnigen oder Anarchisten und Nihilisten nur begangen werden, um sich dadurch herostratischen Ruhm zu erwerben, so muß der Richter die Möglichkeit besitzen, die Veröffentlichung der Namen durch die Presse zu verbieten. Die englischen Suffragettes würden kaum so gewütet haben, wenn man ihre Namen hätte unterdrücken können. Überdies hätte man durch drakonische Be-

strafung dieser Furien, die weder vor tätlichen Insulten der höchsten Staatsbeamten, noch vor Brandstiftungen und Attentaten auf Nationalheiligtümer zurückschrecken, die Bewegung im Keime ersticken müssen.

Neben dem Richter ist auch den Direktoren der Strafanstalten, die über den Strafvollzug zu wachen haben, viel mehr Macht und Verantwortung in die Hände zu legen. Wenn sie auch in Zuchthäusern mit ihrem Inhalt, der sich hinfort nur mehr aus dem Auswurf der Gesellschaft rekrutieren darf, nur aus Individuen, bei denen so gut wie jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen ist, nicht allzuviel werden ausrichten können, so doch desto mehr in Gefängnissen. Darum muß der Direktor dieser Anstalten in Zukunft eine finanziell und sozial wesentlich gehobene Stellung erhalten, da auf seinen Schultern fast so viel Verantwortung ruht, wie auf denen der Richter.

Die Technik unserer Gesetzgebung ist falsch, denn sie erschöpft sich in kleinlichen Vorschriften, die den Richter fesseln und es ihm geradezu unmöglich machen, den komplizierten Lebenserscheinungen Rechnung zu tragen. Jedes Gesetz muß sich auf Direktiven beschränken, klar herausarbeiten, welches Delikt gemeint ist und wie es geahndet werden soll, also den Zweck der Strafbestimmung betonen, dem Richter aber die größte Freiheit in der Auslegung des Gesetzes einräumen, statt ihn zum Automaten für Wortkünste zu erniedrigen.

Der Einwand, daß man dann die Denkarbeit dem Richter überläßt, statt sie dem Gesetzgeber aufzubürden, ist hinfällig. So wenig der Feldherr die Verhältnisse

in der Feuerlinie beurteilen kann, so wenig der Gesetz-
geber die des praktischen Lebens. Der Feldherr gibt
Direktiven und überläßt es den Unterführern, sinn-
gemäß und auf eigene Verantwortung hin nach ihnen
zu handeln. Und wie der Impuls zum Vorgehen von
der Schützenlinie ausgeht, weil nur sie ein kompetentes
Urteil über die eigene Verfassung und die des un-
mittelbar gegenüberstehenden Feindes hat, genau so
muß der Impuls der Rechtspflege und von Änderungen
in ihr nicht vom grünen Tisch, sondern vom grünen
Holz ausgehen. Gerade die umfangreiche Fassung ver-
bietet es dem Richter, sich nach seinem Ermessen über
den Willen des Gesetzgebers hinwegzusetzen, zwingt
ihn vielmehr in seinem Geiste zu wirken.

Unsere Gesetze müssen daher grundsätzlich in
Form von Direktiven das scharf präzisieren, was der
Gesetzgeber im Einzelfalle bezweckt, welche Rechtsgüter
er schützen, welche antisoziale Handlung er strafen will.
Das weitere ist dem Richter zu überlassen, der in Zu-
kunft nicht nur die Feststellung von Schuld und Un-
schuld vorzunehmen hat, sondern auch in der Lage
sein muß, einen Verstoß gegen ein Gesetz straffrei zu
belassen, wenn der Schuldige moralisch handelte und
die Gesellschaft dadurch nicht schädigte.

Unser Richterstand ist ganz ausgezeichnet. Wohl
nur in wenigen Ständen vereinigt sich so viel Unbe-
stechlichkeit — natürlich nicht im plumpen, metallischen
Sinne, sondern im höheren: auch gegen Imponderabi-
lien — Lauterkeit des Charakters, Überzeugungstreue,
Pflichtgefühl und Wissen, wie in ihm. Aber er muß
weltfremd sein, darf nicht dem Leben dienen, sondern

in erster Linie den Paragraphen. Das ist ein unhaltbarer Zustand. Wir brauchen viel weniger und viel erfahrenere Richter, ältere Leute, wie in England, und diese müssen wir viel besser bezahlen.

Denn die Anforderungen, die ich an den Richter stelle, sind ganz enorm. Damit ist der Rechtspflege nicht gedient, daß man statt eines Richters drei oder fünf nimmt, die Zahl tut es nicht, sondern die Intelligenz, die moralische Höhe, der weite Blick, die Welterfahrenheit, die Milde gepaart mit Strenge, die Weisheit tut es.

Die Scheidung von Bagatellsachen, minimalen Verstößen gegen die Gesetze, wofern sie überhaupt vor den Richter gebracht werden müssen, und schweren antisozialen Handlungen ist sehr wohl durchführbar. Etwa derart, daß in der Regel Antragsdelikte zu ersteren gerechnet werden. Hier mögen die jüngeren Herren sich ihre Sporen verdienen. Der Oberrichter wäre dann nur als höhere Instanz, d. h. wenn Revision eingelegt wird, und in solchen schweren Fällen, die nicht vor das Schwurgericht gebracht werden, zuständig. Doch sind das reine Fragen der Technik und es handelt sich selbstverständlich nur um Anregungen meinerseits.

Die Züchtung eines Sykophantentums, von Erpressern und Querulanten läßt sich mit Leichtigkeit dadurch verhüten, daß der Anzeiger eines Antragsdeliktes, wenn er aus grober Fahrlässigkeit oder unlauteren Motiven handelte, außer zu den Prozeßkosten eventuell noch zu anderen Strafen, Geld- oder gar Freiheitsstrafen verurteilt werden kann.

Indem wir es vermeiden Fragen der juristischen

Technik mehr als nötig zu berühren, Mißstände unserer Untersuchungshaft, der Behandlung der Zeugen vor Gericht, des Strafprozesses, der Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Rechtspflege usw. aufzudecken, sei nochmals der Grundsatz der Strafrechtspflege scharf hervorgehoben:

Die Gesellschaft muß gegen antisoziale Elemente wirksam geschützt werden. Antisozial aber ist ein Individuum durch die Gemeinheit seines Charakters, ferner sind es noch von Natur harmlose Menschen, denen aber ein Mindestmaß von Willenskraft fehlt und die darum immer wieder rückfällig werden. Während erstere baldigst ausgemärzt werden müssen, und zwar ohne jede Zimperlichkeit, soll man mit letzteren Nachsicht haben.

Der rein formale Standpunkt, die Definition des Rückfalls, die ganz ungenügende Berücksichtigung der Tatumstände, der lokalen Verhältnisse usw. macht Reformen in den Gesetzbüchern aller Kulturnationen notwendig. Die Gesellschaft ist zu schützen, darauf kommt es in erster Linie an, ferner muß der Delinquent bestraft werden, wenn er eine Schuld hat. Diese trifft ihn aber in sehr vielen Fällen nicht, in denen die gegenwärtigen Gesetze Bestrafung erzwingen.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein im einzelnen die Strafgesetze einer Kritik zu unterziehen, und auf die in der Regel viel zu hohen Strafen hinzuweisen. Welche Unbilligkeit ist es etwa, wenn nach § 138 des R.St.G. den Zeugen, Geschworenen, Schöffen oder Sachverständigen der „eine unwahre Tatsache als Entschuldigung vorschützt“, um

sich vom Erscheinen vor Gericht zu befreien, eine Strafe von zwei Jahren Gefängnis treffen kann! Wer von uns hätte noch nicht Ausreden gebraucht, Notlügen?

Es sei auch nur im Vorbeigehen die unzulässige Härte erwähnt, daß die Verjährung durch „jede Handlung des Richters, welche wegen der begangenen Tat gegen den Täter gerichtet ist", unterbrochen wird. Dadurch wird die Verjährung fast regelmäßig zur Illusion. Wer aber jahrelang unter Gewissensbissen oder Furcht vor Strafe gelebt hat, büßte im allgemeinen ganz genug. Wenn wir daher die Verjährungsfrist bei Antragsdelikten auf drei Monate festsetzen, so können wir im Offizialverfahren uns in der Regel mit drei bis fünf Jahren begnügen. Nur bei besonders schweren Verbrechen, als seltenen Ausnahmen, etwa bei Raubmord, böswilligem Meineid usw. könnte die Frist auf zehn bis zwanzig Jahre ausgedehnt werden, aber derart, daß sie nicht durch Handlungen des Richters verlängert werden kann. Wer heutzutage sich zwanzig Jahre lang bei unseren technischen Mitteln (Telegraph, Photographie, Presse, internationaler Auslieferung usw.) allen Nachstellungen in ständiger Todesfurcht entziehen konnte, hat auch einen Mord gebüßt.

Grundsätzlich darf auch, außer bei Antragsdelikten, bei Verstreichen der halben Verjährungsfrist nur auf die Hälfte der zulässigen Strafe als Strafmaximum erkannt werden. Es ist Barbarei, einen Menschen, der vielleicht ganz von selbst unter dem Einfluß der Reue den richtigen Weg wieder gefunden hat, hart zu bestrafen. Am besten wäre es, ihn in solchen Fällen über-

haupt straffrei zu lassen, doch darf dem Richter nicht vorgegriffen werden.

Es sei nochmals betont, daß die Technik eine Frage der Juristen ist, in die ich mich nicht einmischen kann. Mit den großen Gesetzgebern, einem Moses, Manu, Solon usw. kann und will ich nicht konkurrieren. Deshalb vermeide ich auch absichtlich die für Gesetze gebotene Form. Der Geist der gesetzlichen Reformen — und nur auf ihn kommt es an — ist gar nicht zu verkennen.

Mir wollte es nie als besonderes Verdienst erscheinen zu verzeihen, wenn jemand sein Unrecht einsah oder sich bemühte den Schaden wieder gut zu machen. Das habe ich bei jedem anständigen Menschen immer für etwas ganz Selbstverständliches gehalten. Der Staat muß aber immer und gegen jedermann anständig handeln und deshalb auch dann verzeihen, wenn der Täter es verdient, d. h. wenn er sein Unrecht einsieht und bereut. Reue aber ist nicht identisch mit Selbstdemütigungen und fruchtlosen Selbstanklagen, sondern mit dem festen Vorsatz, den Fehler in Zukunft zu vermeiden und den Schaden nach Kräften zu reparieren. Das ist unbedingtes Erfordernis der sinngemäßen Anwendung des Prinzips der Äquivalenz von Übeltat und Strafe, die niemals in kleinliche, schmutzige Rachsucht ausarten darf. Nur bei wenigen der allerschwersten Verbrechen wird sich der Staat mit der Reue nicht begnügen können, etwa bei Attentaten auf den Landesherren, auf Brücken und Schiffe, bei Mord und Brandstiftung usw.

Hinsichtlich der Direktiven selbst stehe ich jen-

seits jeder Diskussion. Man hat sie vorbehaltlos anzunehmen oder abzulehnen, das kümmert mich nicht. Denn ich habe nicht die Mission als St. Michael oder Gabriel mit feurigem Schwerte in die Rechtsordnungen der Staaten hineinzufahren, sondern nur die in Güte und durch Überzeugung auf den richtigen Weg zu verweisen. Ich überlasse es der inneren Erleuchtung der Völker ihn einzuschlagen. Sie haben die Gelegenheit jetzt von der ihnen vom Schicksal verliehenen beschränkten Wahlfreiheit passenden Gebrauch zu machen.

Nachstehend seien nun, ohne irgendwie Vollständigkeit zu beanspruchen und vornehmlich in der Absicht, die leitenden Gedanken durch Beispiele zu illustrieren, die besonders mangelhaften Paragraphen unseres R.St.G. angeführt.

§ 95. Der Begriff der Majestätsbeleidigung muß getilgt werden, weil dadurch die Würde des Landesherren gesteigert wird. Ein Untertan kann gar nicht die Würde des Monarchen antasten. Dagegen hat der Landesherr natürlich das Recht, gegen seine Privatperson gerichtete Beleidigungen zu ahnden und jeder Richter wird den Frechling wohl entsprechend hart bestrafen, wenn er nicht durch schwerste Eingriffe in Recht und Ehre (etwa Ehebruch, tätliche Beleidigung usw.) dazu berechtigt war, sich zu wehren.

Es ist überhaupt unzulässig von einem politischen „Verbrechen“ zu sprechen. Die sich gegen die Regierungsform auflehnenden Personen sind meist sehr anständige Charaktere, „Verbrecher“ höchstens nach der Terminologie der Gesetze. Unsere Verfassungen, die Rechtssicherheit und das menschenwürdige Dasein, verdanken

wir ganz ausschließlich solchen „Verbrechern“ unter unsern Voreltern, was man nie vergessen sollte. Sie sind deshalb niemals mit Ehrenstrafen, Zuchthaus oder Gefängnis, sondern nur mit dem Tode, Haft (eventuell lebenslänglich), Landesverweisung, Verweis oder Geldstrafe zu belegen. Nur die Ausführung eines politischen Reates bzw. die Person des Täters kann in seltenen Ausnahmefällen ehrenrührige Strafen erfordern. Dasselbe gilt von politischen Preßdelikten.

Attentate auf Landesherren sind grundsätzlich mit dem Tode zu bestrafen, ebenso Attentate auf gesetzgebende Versammlungen und Richter, letzteres selbstverständlich nur auf Grund ihrer amtlichen Handlungen. Ebenso ist auch die Todesstrafe auf Hochverrat im Frieden prinzipiell zulässig. Ein Mann, der an der Spitze einer Organisation stehend, das Vertrauen dazu mißbraucht, den Landesfeinden Material zu liefern — wie kürzlich der österreichische Oberst —, kann nicht früh genug ausgemärzt werden. Ebenso wer als Bevollmächtigter eines Staates absichtlich und in landesverräterischer Gesinnung die Staatsgeschäfte zum Schaden seines Staates führt, d. h. sein Vaterland verrät.

Da es bisweilen vorkommt, daß Zeitungen die Namen und Wohnungen von Sachverständigen, Schöffen, Geschworenen oder Richtern, sowie Zeugen veröffentlichen in der offenbaren Absicht, sie dadurch für Handlungen in Ausübung ihrer Pflicht zu schädigen, einen Druck auf ihre unabhängige Meinung auszuüben, müssen auch hierfür Strafbestimmungen vorgesehen sein. Und zwar ist der Schuldige grundsätzlich in erster Linie für den angerichteten Schaden finanziell haftbar zu machen.

Der Begriff der Gotteslästerung ist eine Blasphemie. Oder glaubt jemand, daß ein persönlicher und allmächtiger Gott, wofern er überhaupt beleidigt werden könnte, es sich gefallen ließe? Andrerseits haben die Gefühle der Kirchengläubigen kein größeres Recht auf Schonung, als die der Monisten, Atheisten usw. Darum ist § 166 zu streichen.

Zu den größten Torheiten der Religionen und Kirchen sowie der Staaten, die sich zu deren Büttel machen, gehört auch die Bestrafung von „Beleidigungen" von Religionsstiften. Es ist direkt unmöglich einen Moses, Buddha, Konfutse, Christus oder Mohammed zu beleidigen, so wenig wie einen der großen Propheten, Sokrates oder Paulus. Das könnte höchstens ich tun, in meiner Eigenschaft als Religionsstifter, aber ich kann es selbstverständlich deshalb nicht, weil ich ja alle bestätigen muß. Nur Dummheit und Unverstand wird daher über diese Größten der Menschheit schimpfen. Man kann anderer Meinung sein, man mag ihnen nicht glauben, was jedermanns gutes Recht ist, aber beleidigen kann man sie so wenig, wie ein bellender Köter es könnte.

Wie mancher rohe Witz eines satyrischen Blattes das monarchische Gefühl mehr stärkt, als Staatsanwälte und Gefängnisstrafen, so gewinnen auch die Religionen am allermeisten durch Verfolgung.

Wer sich zum Verteidiger unserer Ehre aufwirft, macht sich den Sachverhalt nicht klar: als Menschen unterstehen wir alle der Kritik, wie jeder Monarch als Privatmann große Fehler und Schwächen haben kann. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß manche un-

serer Fehler Tugenden sind, da sich doch eines nicht für alle schickt. So ist es zweifellos tadelnswert den Dürstenden nicht zu tränken, dem Rateinholenden nicht zu raten. Da wir uns aber schonen müssen für viele, mit Schrift und Wort auf Tausende und aber Tausende einwirken wollen, dürfen wir im täglichen Leben sehr häufig die Gebote der werktätigen Nächstenliebe nicht erfüllen. Denn der höhere sittliche Wert geht vor den niederen, dem Zweck haben sich die Mittel unterzuordnen. Als Religionsstifter, geführt von unserem Daimonion, sind wir Verkünder des göttlichen Willens, des das Weltall regierenden Geistes, und stehen damit über jeder Kritik und hinsichtlich unserer Ehre in unerreichbarer Höhe, wie auch der konstitutionelle Monarch als Quell des Rechtes gar nicht ungesetzlich handeln kann. Die Kriege zu Ehren Christi waren Ausbrüche des Wahnsinns, so wenig man Kriege zu Ehren Gottes führen kann. Daß man dies jemals tat, beweist die ungeheure Größe der menschlichen Dummheit. Ich verbiete jedem mich in meiner Mission mit Gewaltmitteln zu verteidigen. Da die Sache gut ist, siegt sie von selbst. Die Zukunft mag mich hinsichtlich meiner Mission lästern, so viel sie nur will. Es gilt nicht mir, sondern einem Höheren, einem sehr Hohen! Zu Lebzeiten als Privatpersonen genügen aber die Gesetze, die zum Schutz der Ehre für jedermann gelten.

Daß die Störung gottesdienstlicher Handlungen bestraft werden (§ 167 des R.St.B. bzw. 157 des Vorentwurfs), sowie die Ausübung aller Kulte unter Schutz gestellt sein muß, ist selbstverständlich. Ebenso muß

jede Religionsgemeinschaft die Möglichkeit haben, verleumderischen Beleidigungen entgegenzutreten, etwa die Juden dem blödsinnigen Vorwurf des Ritualmordes, der in einem Kulturstaate ja niemals erhoben worden wäre.

Eine der wichtigsten Fragen ist die des Eides bzw. die nach dessen Beseitigung oder doch tunlichster Einschränkung. Wer zu einem Eide gezwungen wird, ist unter Umständen auch zum Meineid gezwungen. Deshalb verbietet Christus den Eid. Moses verbietet ihn an den zwei im Alten Testament vorkommenden Stellen in der Form „du sollst nicht falsch schwören gegen deinen Nächsten“, d. h. zu seinem Schaden. Von einem Meineid zum Nutzen meines Nächsten, d. h. der menschlichen Gesellschaft, wissen wir Gesetzgeber sämtlich nichts. Diese barbarische Erfindung machte anscheinend unser Mittelalter. Denn es ist doch offenbar ein Unterschied, ob ich in Notwehr einen Meineid leiste — eine Lage in die niemand gebracht werden darf —, ob ich es tue, um mein Vaterland, meine Familie oder sonst jemand zu retten, oder ob ich es tue, um mir einen widerrechtlichen Vermögensvorteil zu sichern oder gar um einen andern um Ehre, Leben oder Freiheit zu bringen. Schurken, die letzteres tun, müssen selbstverständlich drakonisch bestraft werden. Und zwar muß die Möglichkeit bestehen, eine Person, die durch böswilligen Meineid und als Ausfluß einer besonders gemeinen Gesinnung, die Hinrichtung eines anderen verursachte, gleichfalls hinzurichten.

Das Gericht hat ein Recht von Zeugen und Sachverständigen die Wahrheit zu fordern. Statt ihrer Ver-

eidigung tritt Wahrheitszwang ein. Wer dagegen verstößt, kann mit Geld, Haft oder Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft werden, wo nicht die Konstatierung genügt.

Wer eine Aussage freiwillig beschwört — wozu niemand gezwungen werden darf —, und durch Unterschrift bestätigt, macht sich des Meineides schuldig. Wurde er aus ehrloser Gesinnung abgelegt, so kann er, je nach den Folgen, mit Gefängnis bzw. Zuchthaus oder der Todesstrafe geahndet werden.

Die Milderung der Bestrafung einer Verleitung zum Falsch= bzw. Meineid, die § 170 des Vorentwurfes vorsieht, ist sehr berechtigt. Wenn jemand seine nächsten Angehörigen und Freunde dadurch einer Strafe zu entziehen versucht, daß er den oder die Zeugen zu einer Milderung ihrer Aussagen oder zur Entlastung des Angeschuldigten bewegt, so ist das menschlich und kann niemand verübelt werden, vorausgesetzt, daß dadurch nicht ein anderer geschädigt wird. Dagegen ist § 171 des Vorentwurfes viel zu milde: wer einen anderen wider besseres Wissen einer strafbaren Handlung bezichtigt, um seine Bestrafung zu erzielen oder auch nur um ihn durch die Ehrenrührigkeit des Vorwurfs gesellschaftlich zu schädigen — meistens ein Akt allergemeinster Rachsucht oder Erpressung —, muß ganz exemplarisch bestraft werden können. Denn wir wollen kein Sykophantentum züchten.

Die Strafbarkeit des Falsch= oder Meineides fällt weg bei rechtzeitigem, freiwilligem Widerruf, bevor einem andern ein Rechtsnachteil erwuchs. Dieser hat dann das Recht der Klage bzw. auf Schadenersatz. Fer=

ner wenn der Richter den Schwörenden nicht auf sein Recht der Zeugnisverweigerung aufmerksam machte.

Es darf grundsätzlich niemand verurteilt werden, nur weil ein anderer von seinem Recht der Zeugnis= verweigerung Gebrauch machte. Denn das geschieht häufig auch zur Schonung von anderen Personen, die mit dem Rechtsstreite direkt nichts zu tun haben, oder auch aus Scheu vor Enthüllungen, die zwar nicht straf= bar, wohl aber dazu geeignet sind, den Ruf zu schä= digen. Dieses Prinzip muß natürlich auch sinngemäß angewendet werden. Steht etwa eine Frau unter An= klage des Ehebruches und alle drei oder fünf Zeugen verweigern die Aussage, so liegt der Fall sicherlich klar.

Der Richter wird eben in Zukunft noch unbe= schränkter in der freien Würdigung der Zeugenaus= sagen sein und im Zweifelfalle zu mehr Freisprüchen kommen. Das ist nicht schlimm, denn die „guten Schwörer", die geradezu aus Sport oder wegen der Zeugengebühr alles beschwören, sowie die antisozialen Individuen sind bald ermittelt, und werden in der Regel des Rechtes der Zeugenschaft verlustig erklärt. Wenn jemand trotz einer einmaligen Gesetzesverletzung aber straffrei ausging, so ist das weit besser, als wäre er unschuldig bestraft worden.

Mit besonderer Strenge müssen böswillige An= schläge auf Verkehrsmittel, Deiche, Dammbauten usw. geahndet werden. Da das Gute eine Resultante aus Absicht und Erfolg ist, so erscheint es nur billig, wenn der Erfolg auch in der Strafe zum Ausdruck kommt. Darum ist grundsätzlich auf Todesstrafe zu erkennen, wenn bei böswilliger Gefährdung eines Eisenbahn=

transportes, bei Anschlägen auf Schiffe usw. Personen ums Leben kamen. Derartige besonders gemeingefährliche Verbrechen werden niemals aus Not, sondern wohl ausnahmslos aus Bosheit und im Bestreben, die menschliche Gesellschaft zu schädigen begangen. Dasselbe gilt von der vorsätzlichen Herbeiführung einer Explosion, einer Überschwemmung, eines Einsturzes oder Brandes, wenn dadurch Menschenleben verloren gingen. In allen Fällen, die auf besondere Gemeinheit des Täters schließen lassen, so auch etwa bei Brunnenvergiftung, muß die Todesstrafe, auch ohne daß jemand tödlich verunglückte, zulässig sein.

Es versteht sich wohl von selbst, daß bei allen den genannten Delikten, wofern sie auf entschuldbaren Irrtum, Fahrlässigkeit oder Leichtsinn zurückzuführen sind, auch mit Verweis oder Geldstrafe bzw. Verurteilung zum Schadenersatz erkannt werden soll.

Da auch vorsätzliche Rechtsbeugung von Richtern zu den die Allgemeinheit am meisten schädigenden Handlungen gehört, muß die Möglichkeit einer harten Bestrafung bestehen. Daß der Vorentwurf (§ 200, 201) für den Richter nur als Maximalstrafe fünf Jahre vorsieht, für einen Beamten aber, der wider besseres Wissen einen Unschuldigen zur Verfolgung bringt oder einen Schuldigen der Verfolgung entzieht, zehn Jahre, ist unverständlich. Wer aus Herzensgüte einen Schuldigen entwischen läßt — in schweren Fällen wird das ja sowieso niemand tun —, der hat ganz gewiß nichts Böses getan. Ihn mit mindestens einem Monat Gefängnis zu bestrafen, ist barbarisch hart.

Alle Vergehen und Verbrechen im Amte sind

außer von den Geschädigten auch ex officio zu verfolgen. Ebenso die obengenannten Anschläge auf die öffentliche Sicherheit. Ihre Verjährung muß langfristig sein.

Was die Verbrechen und Vergehen gegen das Leben betrifft, so ist nach wie vor auf Mord die Todesstrafe zu setzen. Jedoch muß der Begriff des Mordes anders formuliert werden. Denn der Unterschied zwischen dem Wegelagerer, der den ersten besten harmlosen Menschen umbringt oder dem in seiner Ehre schwer Beleidigten, aufs höchste Gereizten, der den Schuldigen gleichfalls mit Überlegung tötet, liegt auf der Hand. Der Unterschied zwischen „vorsätzlich" und „mit Überlegung" ist zu fließend. Eine bessere Formulierung möge eine Aufgabe der Juristen sein. Keinesfalls darf bei Totschlag auf Zuchthaus oder Gefängnis — die Mindeststrafe fällt ja überhaupt fort — erkannt werden, wenn das schuldige Individuum nicht von besonders gemeiner Gesinnung ist. So hätte ich es für ganz selbstverständlich gehalten, wenn das unglückliche Opfer von Allenstein seine Peinigerin ermordet hätte und würde als Richter mit einer Konstatierung dieser Tatsache oder mit Verweis den Fall für gesühnt gehalten haben.

Man darf nicht befürchten, daß durch Milderung der Strafen auf den gewollten Tod eines anderen sich diese Reate häufen. Wer heute in berechtigter Rache den Gegner töten will, tut es doch, nur daß er sich in der Regel sofort nach der Tat selbst entleibt. Um dieses zweite Menschenleben ist es aber meistens schade, viel mehr schade, als um den Erschlagenen. Es gibt

Fälle, in denen es viel anständiger ist, den Frechling brevi manu zu erschlagen, als auf die gerichtliche Austragung zu warten. Dieser Gedanke liegt ja auch unserm Duell zugrunde. Die Befürchtung mit seinem Leib und Leben für besondere Gemeinheiten und Provokationen einstehen zu müssen, wird manchen mehr davon zurückhalten, als die Angst vor irgendeiner Freiheitsstrafe.

Da der Selbstmord straffrei bleibt, muß auch die Tötung auf dringendes Verlangen es sein, sofern mit unwiderleglicher Sicherheit der Beweis für die Einwilligung des Getöteten zu erbringen ist. Hierher gehört in erster Linie die Beihilfe des Arztes beim Sterben. Sie im Prinzip zu bestrafen, ist barbarisch.

So sehr ich mich scheuen würde Hand an mich zu legen, bevor meine Lebensuhr ablief, ohne bestreiten zu wollen, daß der Selbstmord in manchen Lagen der einzige oder doch der beste Ausweg ist, so unbedenklich täte ich es bei unheilbarer Krankheit: Gehirnerweichung, Krebs, Miserere usw. Hier das Sterben zu erleichtern ist moralische Pflicht eines jeden, es ist der letzte Freundesdienst. Nicht scharf genug sind die Ärzte zu tadeln, die statt beschleunigend einzugreifen den in Agonie Liegenden mit allen Mitteln wieder aufpeitschen und mit brutaler Hand die leise fallenden Schleier des Todes zerreißen. Sind wir ohne unser Zutun ins Leben gestellt, so haben wir doch sicherlich ein Recht, es in der uns sympathischsten Form zu verlassen.

Der Arzt wird in manchen Fällen auch den Tod beschleunigen dürfen, wenn die Willenserklärung des

Sterbenden nicht ausdrücklich vorliegt, er sie aber als gegeben voraussetzen darf.

Die Bestimmungen über den Zweikampf werden ganz überflüssig, wenn die Ehre von unseren Gerichten in entsprechender Weise geschützt wird. Vor allem darf einem mißverstandenen Gleichheitsfanatismus zuliebe nicht die Beleidigung rein formell aufgefaßt und ohne Rücksicht auf den Stand der Beteiligten bestraft werden. Arbeiter und Bauern schlagen unter sich einen ganz andern Ton an, als Kavaliere und es wäre himmelschreiende Ungleichheit, wenn an sie der gleiche Maßstab gelegt würde. Wenn ich meinen Diener einen Esel nenne, so ist das etwas anderes, als wenn ich einen Kavalier so tituliere, oder wenn gar mein Diener mich so nennt.

Durch Einrichtung von Ehrengerichten wird den Duellen viel besser vorgebeugt, als durch Strafandrohungen, zumal wenn diese Ehrengerichte Ansehen genug besitzen, um den Frechling gesellschaftlich unmöglich zu machen. Nicht wer sich seiner Haut wehrt und den Gegner zerzaust ist strafbar, sondern wer den andern provoziert. Deshalb erfordert gerade die Frage der Ehrenbeleidigung einen besonderen Takt und viel mehr Aufmerksamkeit seitens der Gerichte, als ihr bisher zugewandt wurde! Denn wer sein Recht nicht bei den staatlichen Instanzen findet, greift zur Selbsthilfe. Das täte ich auch.

Beleidigungen, besonders verleumderische, sind deshalb drakonisch zu bestrafen. Geldstrafen bis zu 50000 Mark bzw. Anspruch auf Entschädigung für materielle und ideelle Nachteile müssen dem Beleidig-

ten zustehen, außerdem die Möglichkeit der Freiheits=strafe bei besonders gemeinen Beleidigungen, letzteres jedoch nur dann, wenn der Beleidiger in unehrenhafter Gesinnung gegen besseres Wissen ehrenrührige Mittei=lungen machte. Das Privatleben und die private Ehre müssen in ganz anderer Weise als bisher, geschützt werden, der Richter hat zu individualisieren. Niemand darf die Möglichkeit haben, den Gegner zur Stellung von Beleidigungsklagen zu zwingen und das Privat=leben der Sensationslust der Öffentlichkeit preiszugeben. Nur die Bekanntgabe von Tatsachen des Privatlebens, die öffentliche Interessen berühren, sind straffrei. Außer=dem selbstverständlich die wahrheitsgemäße Mitteilung von ehrenrührigen Tatsachen seitens des Geschädigten. Nur wenn der Verleumder riskiert ins Gefängnis und an den Bettelstab zu kommen, haben wir einen Schutz gegen Ehrabschneider, zugleich werden Duelle ganz von selbst verschwinden. In besonders gravierenden Fällen ist auch Entziehung der bürgerlichen Ehren=rechte statthaft. Dem Klatschbasentum muß nach=drücklichst das Maul gestopft werden, da nur hierin ein Gegengewicht gegen Rede= und Preßfreiheit besteht. Sehr wirksam dürfte auch der Zwang zur öffentlichen Abbitte sein.

Neben der Ehre hat auch das Hausrecht Anrecht auf erhöhten Schutz. Unsere Maximalstrafen für Haus=friedensbruch sind viel zu milde.

Körperverletzungen sind Antragsdelikte und kön=nen sämtlich auch mit Geld gesühnt werden. Nur Körperverletzung mit Todesfolge ist ein Offizialdelikt. Da es sich in der Regel um Handlungen im Affekt

handelt, müssen sie seitens des Angegriffenen milde bestraft werden.

Gegen gemeingefährliche Rohlinge ist dagegen grundsätzlich auf Prügelstrafe, eventuell als Zusatz zu Geld- und Freiheitsstrafe, zu erkennen. Denn die Roheit der Gesinnung muß mit größter Energie unterdrückt werden. Die bisher von uns geübten Methoden haben versagt. Darum ist auch bei Rückfällen unter Umständen lebenslängliches Zuchthaus zulässig. Bei Bedrohung ist die Geldstrafe bedeutend zu erhöhen. Infektionen mit Geschlechtskrankheiten sind schweren Körperverletzungen gleich zu achten.

Schlägereien, die in der Öffentlichkeit stattfinden und dadurch Ärgernis geben oder den Verkehr erschweren, sind gleichfalls ex officio zu verfolgen, jedoch nicht mit Rücksicht auf den den Beteiligten zugefügten Körperschaden, sondern als Verstöße gegen die öffentliche Ordnung.

Nach unsern Vorschlägen wäre also das Verfahren folgendes:

Hat jemand aus lauteren Motiven ein Gesetz übertreten, so ist dies in der Regel lediglich zu konstatieren. Der Täter gilt nicht als vorbestraft. Ein zivilrechtlicher Schadenersatz steht dem Geschädigten natürlich zu. Reate in Not, falls der Täter keinen anderen Ausweg hatte, sind gleich zu beurteilen.

Bei Verstößen gegen Gesetze, die nicht etwa berechtigter und annähernd äquivalenter Rache entsprangen, die aus Leichtsinn, Fahrlässigkeit usw. hervorgingen, ist grundsätzlich *milde* zu verfahren: Verweis, Geldstrafe, Haftstrafe mit Strafaufschub; Gesetzesverletzung,

die unmoralischer Schwäche, Arbeitsscheu, schmutziger Gewinnsucht oder gar gemeinen, antisozialen Motiven entspringen, sind hart zu bestrafen, eventuell derart, daß das antisoziale Individuum dauernd unschädlich gemacht wird. Gefängnis, sowie Zuchthaus — letzteres bei unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern — ist ausschließlich in den letztgenannten Fällen zulässig.

Gehen wir nunmehr zu den Delikten gegen die Sittlichkeit über. Es muß nachdrücklichst betont werden — hier spreche ich autoritativ —, daß es eine sexuelle Moral überhaupt nicht gibt. Die zu schützenden Rechtsgüter sind vielmehr: das öffentliche Schamgefühl, der eigene Körper, abgeschlossene Verträge (Ehe) und die Rassenhygiene.

Jedermann ist die Möglichkeit zu gewähren, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen. Darum ist wichtiger als Strafbestimmungen gegen Notzucht usw. eine Regelung der Prostitution. Die Prostituierten sind ebenso notwendig und unentbehrlich, wie die Aborte. Sie nützen der menschlichen Gesellschaft, indem sie die Reinheit der Ehe bewahren helfen und Gewaltanwendungen zur Erzwingung des Beischlafes auf ein Minimum reduzieren. Mit Rücksicht auf die große Gefahr der Ansteckung, ist schärfste Gesundheitskontrolle unerläßlich. Andrerseits muß für ein menschenwürdiges Dasein der Prostituierten, dieser nützlichen und unentbehrlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, gesorgt werden.

Der gegen die Prostitution besonders von klerikaler, pfäffischer Seite geführte Kampf, geht von der ganz irrigen Annahme aus, daß Geschlechtsverkehr

außerhalb der Ehe „sündhaft“ oder unmoralisch sei. „Sündhaft“ und unmoralisch ist seine Verurteilung und nur diese. Geradezu lächerlich ist es, durch „Erziehung“ die Jugend von der „Unsittlichkeit“ des Geschlechtsverkehres überzeugen zu wollen. Je mehr sie sich selbst, die Natur und das Leben studiert, desto mehr wird sie einsehen, daß die Lehrer und Sittlichkeitsapostel ihnen Bären aufbinden. Oder soll man die ganze männliche und fast die ganze weibliche Jugend zu Onanisten erziehen?

Jedermann hat, soweit nicht höhere Interessen anderer geschädigt werden, Selbstverfügungsrecht an seinem Körper. Verstümmelung junger Männer ist unmoralisch, weil durch diese Selbstbefreiung vom Heerdienst die Wehrkraft des Landes sinkt. Infektion durch Geschlechtskrankheiten ist es, weil andere, eventuell sogar die Nachkommenschaft, geschädigt werden. Daß es aber unmoralisch sein soll über seinen Körper zu verfügen, wenn niemand geschädigt wird, wie das die Prostituierten tun — insofern sie einer sehr scharfen Gesundheitskontrolle unterworfen sind —, können nur Menschen behaupten, denen der Kontakt mit Natur, Leben und Vernunft abhanden gekommen ist. Man kann gewiß nicht von jedermann erwarten, daß er den Weltgeist schaute, wohl aber, daß er die Natur studiert.

Da bedauerlicherweise viele Mädchen durch Not zur Prostitution gezwungen werden, ist dieser nach Kräften vorzubeugen.

Die biologische Auslese muß viel schärfer gehandhabt werden, als dies bisher geschah. Aber wäh-

rend unsere Gesellschaft den Daseinskampf in die jungen Generationen trägt, hier durch Not, Hunger, Krankheit und Siechtum Hunderttausende alljährlich vernichten läßt, will ich diese Härte vermeiden und die Eltern davon abhalten, dekadenten Nachkommen das Leben, das für diese ja nur Leiden ist, zu geben.

Das Gute regiert die Welt. Aber dieses Gute ist sehr energisch, märzt rücksichtslos Ungeeignetes aus. Daß Gott die Liebe sei, wie Christus in der lautersten Absicht lehrt, hat viel Unheil in die Welt getragen. Meine Mission ist es hier der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, jenen Gott zu lehren, den auch die alten Juden kannten, den zwar liebevollen, aber strengen und gerechten Geist, der das nicht Erhaltungswürdige auch der verdienten Vernichtung überliefert. Und doch ist er viel barmherziger als in der Regel der Mensch!

Wenn es auch, wie schon oft betont, eine sexuelle Moral überhaupt nicht gibt, ja, die Aufstellung einer solchen bereits eine Verfallserscheinung ist — sie hing in der alternden Antike mit der allgemeinen Weltflucht zusammen —, so gibt es doch eine sexuelle Hygiene.

Eine der wichtigsten Pflichten der Staaten ist es, für eine gesunde Nachkommenschaft zu sorgen. Alle Propheten und Religionsstifter, soweit sie zu diesem Problem Stellung nehmen, sagen ganz genau dasselbe, nur mit andern Worten. Sie alle treffen Vorkehrungen für die kommende Generation, verschieden nach ihrer Weisheit und auf Grund ihrer Kenntnis der Vererbungsgesetze.

Neben den weisen Gesetzen Manus zeichnen sich

besonders die des Moses aus. Wenn er, dessen hygie⸗
nische Kenntnisse und Verordnungen unsere größte
Bewunderung verdienen, etwa strenge Verfügungen über
die Entblößung von Körperteilen unter Verwandten
und Verschwägerten erläßt (3. Buch, Kap. 18), so liegt
es auf der Hand, daß er damit die so unhygienische
und die Familien gefährdende Blutschande verhüten
will und wenn er die „Unreinheit“ der Frau während
ihrer Periode statuiert, so kann auch hier die hygie⸗
nische Absicht keinem Zweifel begegnen. Zudem
wollte er das Judentum ja erst zu einer Rasse zusam⸗
menschweißen und hat diese Aufgabe durch seine Ge⸗
setze in bewunderungswürdiger Weise gelöst. Ich habe
eine andere Mission — ohne selbstverständlich damit
der seinen, soweit sie das Judentum betrifft entgegenzu⸗
treten — und darum sind die Bestimmungen über sexu⸗
elle Fragen der *wichtigste* Teil der von mir anzubah⸗
nenden gesetzlichen Reformen.

Wer Gelegenheit zu außerehelichem Geschlechts⸗
verkehr verschafft, ohne in die Rechtsgüter anderer
einzugreifen, ist grundsätzlich *straffrei*. Denn jede
erwachsene und freie weibliche Person hat ein Recht
über ihren Körper beliebig zu verfügen. Darum ist
Kuppelei ein *falscher* Begriff. Da es *keine* Unzucht
ist außerehelichen Geschlechtsverkehr zu üben, so darf
auch Konkubinat *nicht* bestraft werden.

§ 252 des Vorentwurfes bestraft denjenigen, der
der „Unzucht“ mit seiner Ehefrau Vorschub leistet, mit
Zuchthaus bis zu fünf Jahren. Dieser Paragraph ist
ein Schulbeispiel für die Heuchelei und Verlogenheit
unserer sogenannten Moral. Das ist ein Eingriff in die

Ehe von einer Anmaßung, die nicht scharf genug gebrandmarkt werden kann. Dann müßte also jeder Ehemann, der vielleicht aus Rücksicht auf seine Kinder die Augen zum Lebenswandel seiner Frau blutenden Herzens zudrückt, eingesperrt werden!

Als auch ich noch unmündig war, hörte ich mit Schaudern, daß eine Ehefrau sich von einem reichen Liebhaber mit Wissen des Mannes aushalten ließ. Die einst sehr begüterte Familie hatte ihr Vermögen verloren, der Mann, zu keinem Erwerb vorgebildet, verdiente nicht genügend zum Unterhalt der Seinen, die Frau — es handelt sich um einen hohen Stand — hatte natürlich auch keine Berufsbildung. Sie stickte und nähte Tag und Nacht, ohne genügend verdienen zu können. Wie sollte den Kindern eine standesgemäße Erziehung ermöglicht werden? Da brachte die bedauernswerte Frau mit Einwilligung ihres unglücklichen Mannes das Opfer, einen alten reichen Liebhaber zu nehmen. Ich bin nur ein Mensch und nicht so tugendhaft wie die Feigenblattmänner und Keuschheitsapostel in unsern Parlamenten, und ich bewundere den Heroismus dieses Ehepaares, besonders den der Frau. Und da soll ein Gesetz existieren, das solche entruistischen Akte größter Selbstaufopferung verbietet? Die gegen ihren Willen verkuppelte Ehefrau hat auch auf Grund anderer Paragraphen die Möglichkeit sich zu wehren, zudem kann sie sich ja scheiden lassen.

Rechtsschutz ist außer Unmündigen nur den Personen zu gewähren, die durch Arglist oder Gewalt zur Gestattung des Beischlafes oder zur Prostitution gezwungen werden. Nur die Unterstützung dieser Nichts-

nutzigkeiten ist Kuppelei. Hierher gehört der Frauenhandel grundsätzlich. Antragsdelikte sind ex officio zu verfolgen, wenn die Geschädigten nicht in der Lage waren die Klage zu erheben. So hat bei zwangsweiser Internierung oder Verschleppung weiblicher Personen der Staatsanwalt die Pflicht der Klagestellung, wenn die Geschädigten nicht ausdrücklich ihn davon entbinden. Ebenso muß, wenn durch Notzucht die Geschädigte etwa den Verstand verlor, die Klage ex officio erhoben werden. Die Formulierung dieser Gesichtspunkte ist selbstverständlich eine Sache der Juristen. Sie haben dafür zu sorgen, daß Wüstlinge, die sich an Frauen vergreifen, drakonisch bestraft werden.

Zuhälterei, d. h. der Unterhalt männlicher Personen durch Prostituierte ist nicht strafbar. Es handelt sich hier um ein vertragsmäßiges Übereinkommen zwischen der Prostituierten und ihrem Beschützer. Strafbar ist lediglich ein von diesem auf die Prostituierte ausgeübter Druck, sowie die Bedrohung oder Erpressung von Besuchern der Prostituierten. Das fällt aber unter andere Gesetzesparagraphen.

Da sich die Zuhälter ausschließlich aus der Hefe des Volkes rekrutieren und bei ihrer rohen Gesinnung leicht mit den Strafgesetzen in Konflikt kommen, wird man andere Wege finden sie auszumärzen, sobald sie gemeingefährlich werden.

Wer im Wiederholungsfalle ein Notzuchtverbrechen begeht, kann strafweise kastriert werden.

Die Bestrafung des Kindsmordes darf nur beibehalten werden, nachdem die Abtreibung freigegeben ist. Welche Barbarei liegt darin, daß die uneheliche

Mutter die in höchster Verzweiflung, aus Furcht vor Schande, die ja in unserer unvernünftigen und scheinheiligen Gesellschaft die ledige Mutter trifft, oder aus Nahrungssorgen, wenn sie das Neugeborene tötet oder aussetzt, auf Jahre ins Gefängnis geschickt wird!

Die Möglichkeit einer solchen Strafbestimmung beweist zwingend die Unentbehrlichkeit der Findelhäuser. Ihre Errichtung ist unbedingt zu fordern. Hier werden die deponierten Kinder auf Staatskosten erzogen, vorausgesetzt, daß die Ärzte nicht lebensschwache Kinder oder solche, die hereditär schwer belastet sind, aus dem Leben schaffen. Am zweckmäßigsten sind die Findelanstalten Frauenkliniken anzugliedern. Die uneheliche Mutter hat — im Falle der Lebensschwäche — unter Umständen ein Recht, die Beseitigung des Kindes zu verhüten, jedoch nur, wenn sie dann für dessen Unterhalt sorgen will. Denn die Allgemeinheit darf nicht mit der Aufzucht von Krüppeln belastet werden.

Durch Findelhäuser werden Kindstötungen und Aussetzungen am wirksamsten verhütet. Da die zukünftige Gesetzgebung Müttern und Eltern Vorrechte gewähren muß, so wird die Adoptierung aus Findelhäusern zahlreich sein, zumal ja grundsätzlich nur gesunde Kinder aufgezogen werden dürfen. Selbstverständlich haben auch die Eltern bzw. die Mutter ein Recht, gegen Rückerstattung der Erziehungskosten, die Kinder herauszunehmen.

Die Bestrafung homosexueller Betätigungen ist töricht, weil sie ein Erpressertum züchtet, unmoralisch,

weil es den Staat gar nichts angeht, wie ein anderer seine libido befriedigt, antisozial, weil der Steuerzahler kein Interesse daran hat, daß auf seine Kosten Leute verpflegt werden, die ihn gar nicht schädigen. Sie ver-bietet sich auch noch aus einer andern Erwägung.

Die Wissenschaft hat festgestellt, daß es zwar ge-züchtete Homosexuelle gibt, Leute, die mit erschlafften Sinnen keine andere Befriedigungsart mehr finden, aber auch geborene. Nun weiß die Natur, d. h. eben letzten Endes Gott, sicherlich besser, was der Erhaltung der Art dient, als der Gesetzgeber, zumal wenn er aus dem gleichen Wahlrecht, dieser Ausgeburt größter Unver-nunft, hervorging.

Der Gedanke, daß die Natur bestimmte Individuen für untauglich hält, sich fortzupflanzen, ist überaus nahe-liegend. Zwingt man diese geborenen Homosexuellen zu normalem Verkehr und Kindererzeugung, dann trägt man zur Verschlechterung der Rasse bei. Andrer-seits kann es nicht Aufgabe der Rechtspflege sein, in jedem Einzelfalle festzustellen, ob es sich um geborene oder erworbene Homosexualität handelt, weil sie das gar nichts angeht und es höchst unwürdige und das Schamgefühl verletzende Verhandlungen erfordert. Deshalb ist der den gleichgeschlechtlichen Verkehr be-strafende Paragraph in allen Gesetzbüchern der Erde zu streichen.

Um nun aber zu verhüten, daß Männer an andere mit perversen Anträgen herantreten, kann man ohne weiteres den Beleidigungsparagraphen auf solche Fälle anwenden.

Nicht durch Strafen ist das Geschlechtsleben zu

regeln, sondern ganz allein durch Belohnungen. Nur Notzucht und Mißbrauch Minderjähriger oder Geistesschwacher, also wehrloser, muß unter Strafe gestellt sein.

Das Publikum besitzt ein Recht auf Erotik. Die Öffentlichkeit muß nur insofern geschützt sein, als wer nicht will, vor unzüchtigen Darstellungen aller Art Schutz genießen muß. Dagegen ist mit strengen Strafbestimmungen gegen jegliche Verherrlichung von Brutalitäten, Ausmalung von Lustmorden usw. einzuschreiten. Die Kinematographen sind scharf zu kontrollieren, ebenso die Volks- und Jugendliteratur. Nicht die Ausübung des Geschlechtsaktes, noch alles was dazu anreizt, ist strafbar, sondern die Brutalität und gemeine Gesinnung muß unterdrückt werden. Der Begriff der Öffentlichkeit findet in der heutigen Rechtssprechung eine zu weite Anwendung. So ist beispielsweise ein Eisenbahnabteil im fahrenden Zuge kein öffentlicher Ort, wenn auch der Schaffner während der Fahrt Zutritt hat. Gegen Veranstaltungen von nackten Bällen usw. läßt sich gar nichts einwenden, wofern die Besucher wissen, was ihnen bevorsteht.

Um zu verhüten, daß Schriften und Darstellungen, die jugendliche Individuen zu einem für ihr Alter zu frühen Geschlechtsverkehr anreizen, ihnen in die Hände fallen, ist nicht nur ein Schaufensterverbot erforderlich, ferner Ausschließung jugendlicher aus gewissen Kinos usw., sondern für Erotika muß auch ein Mindestpreis festgesetzt werden, zugleich mit dem Verbot, sie an Minderjährige auszuliefern. In Japan, dessen Volkskraft gewiß von niemand bestritten wird, sind zwar Beischlafsszenen auf Kunstwerken auch Kindern zu-

gänglich. Bei uns dürfte es sich aber verbieten, weil die Tradition und Feigenblattmoral das Normale und Natürliche in den Schmutz gezogen hat. Weil vor allem durch die Mythe von der „unbefleckten" Empfängnis Christi und das törichte Keuschheitsideal — als ob etwas ideal sein könnte, was der Natur widerspricht! —, die Moral ganz widersinnigerweise in das Geschlechtsverhältnis hineingetragen wurde. Es wird lange dauern, bis die abendländischen Völker diese Krankheit überwunden haben werden.

Alle Religionsstifter und Propheten müssen mit Notwendigkeit — da wir ja alle dasselbe erlebten — das Vorhandensein einer sexuellen Moral leugnen. Hier gibt es nur Hygiene und das Ziel einer höheren menschlichen Vervollkommnung.

Christus nimmt zur Frage überhaupt keine Stellung, es sei denn, wir wollten seine „Verzeihung" des Ehebruchs so deuten. Nun konnte aber Christus einen Ehebruch so wenig verzeihen, wie ich oder ein anderer es könnte. Die Verzeihung ist ein ausschließliches Recht des Geschädigten. Wohl aber konnte er ihn billigen oder entschuldigen. Ich bin, wie schon früher gesagt, der festen Überzeugung, daß er für seine Person einer „Drut" verziehen hatte, im übrigen aber einen Verstoß gegen den Ehevertrag — denn etwas anderes ist der Ehebruch ja nicht — außerordentlich milde beurteilte.

Moses erläßt sehr strenge hygienische Bestimmungen, hat aber gegen Polygamie in Gestalt von Nebenfrauen keine Einwendung. Wenn die Bibel lehrt „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden",

so sind damit selbstverständlich die uns vom Schicksal bestimmten großen Leidenschaften, die wir ja durch die divinatorischen Wissenschaften ermitteln können, gemeint. Die Ehe ist meistens ein Produkt sehr materieller Spekulationen oder der Torheit der Eheschließenden bzw. ihrer Eltern. Die Kirche hat sich furchtbar am „Heiligen Geiste“ versündigt, als sie die Form der Eheschließung zum Sakrament machte und damit unsagbares Leid in die Welt getragen. Das wird nur unwesentlich durch ihre große Milde gegenüber dem Ehebruch verringert.

Das ganze Leben besteht aus Alternativen. Wenn eine Frau heiratet, um dadurch eine Versorgung zu finden und dafür unter anderen Pflichten auch die der Treue übernimmt, so ist das ein Vertrag. Daß jeder Vertragsbruch verwerflich ist, liegt auf der Hand. Da aber die Liebesleidenschaft die größte existierende ist, so ist ein Ehebruch aus Leidenschaft ganz zweifellos von allen Vertragsbrüchen der am mildesten zu beurteilende, wenigtens unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die die Scheidung so sehr erschweren. Andrerseits sind das gegenseitige Vertrauen der Ehegatten, die Legitimität der Nachkommenschaft so hohe Güter, daß jeder der beiden Gatten die Möglichkeit haben muß, einen Vertrag zu halten oder, wenn er dazu nicht fähig ist, ihn ohne besondere Schwierigkeiten zu lösen.

Wenn Mohammed die Polygamie einführte, so handelte er durchaus im Rahmen seiner Mission und überdies praktisch sehr klug. Denn diese Form der Ehe ist höher als die Einehe, es sei denn, der Mann

hat das Recht, mit Konkubinen Kinder zu erzeugen und zu legitimieren.

Ganz falsch hat die Kirche die Äußerungen von Christus und Paulus, daß man zu ihrer Nachfolge auf die Ehe verzichten müsse, aufgefaßt. Es liegt auf der Hand, daß eine Lehre leichter durch bewegliche, also unbeweibte Wanderprediger ausgebreitet wird, als durch Männer mit Familien. Für mich wäre in mancher Beziehung Ehelosigkeit auch besser, weil man seinen Kopf leichter verliert, wenn man für niemand zu sorgen hat. Ferner muß man die zeitliche Bedingtheit berücksichtigen, in der, wie wir Religionsstifter alle, so auch Paulus stand: kurz vor einem Vernichtungskriege gegen das Judentum, in einer Zeit, als die Scheidung zwischen Judenchristen und Heidenchristen noch nicht scharf durchgeführt war. In solch bewegten Zeitläuften war natürlich die Gefahr groß, daß die neuen Anhänger mit Rücksicht auf ihre Familien, d. h. um äußere Gefahren zu vermeiden, ihren Glauben wo nicht abschworen, so doch sicherlich nicht verbreiteten. Deshalb ist die relative Ehefeindlichkeit des Paulus nur als vorübergehende, temporäre Maßnahme aufzufassen und die Kirche verstieß wiederum gegen den „heiligen Geist", als sie den Cölibat und Abolitionismus als Ideale hinstellte.

Von allen möglichen Formen der Ehe ist die unauflösliche römisch-katholische Einehe zweifellos die schlechteste. Das haben alle Religionsstifter gewußt. Es beruht auf völliger Verkennung des Geistes der Evangelien, wenn die Kirche behauptet Christus oder Paulus hätten etwas anderes gelehrt.

Die Form der Ehe ist eine rein praktische Frage. Prinzipiell ist es darum ganz gleichgültig ob Polygamie, Monogamie, Monogamie mit der Erlaubnis des Mannes sich Nebenfrauen zu halten, oder Polyandrie von den Gesetzen gestattet werden. Das beste ist es, alle diese Formen zuzulassen. Dazu noch Zeitehe.

Entscheidend ist folgendes: die Legitimität der Nachkommenschaft muß nach Tunlichkeit gesichert sein. Deshalb ist ein Ehebruch der Frau nach Möglichkeit zu verhüten. Dies erreicht Mohammed durch die Klausur des Harems, Moses und die Kirche durch schwere Verbote des Ehebruchs, wir durch Strafen in Geld, eventuell auch Freiheitsstrafen, zulässig sind diese aber nur, wenn die Frau die Möglichkeit besitzt, ohne allzugroße Schwierigkeiten die Ehe zu lösen.

Ferner muß für tunlichst gesunde Nachkommenschaft gesorgt werden und für liebevolle Erziehung der Kinder.

Da nur der reiche, schöne, starke oder in hoher Stellung befindliche Mann überhaupt in die Lage kommt, mehrere Frauen zu halten — schon das natürliche Zahlenverhältnis der Geschlechter schließt ja die Polygamie weiter Kreise aus —, so ist die Vielweiberei im eminentesten Sinne dazu angetan, die Rasse zu veredeln. Daß wir, indem wir sie befürworten, keine Sklaverei der Frau gutheißen, ist klar. Allerdings war die Unterdrückung der Frau im Orient niemals so groß, als wir es uns einbildeten, ja vielfach weit geringer, wie im Abendlande. Da die Mohammedanerin Herrin über ihr Vermögen ist, so bewahrte sie schon das vor Ausbeutung. Darum muß die künftige Gesetz-

gebung die Frau finanziell sicherstellen: ist sie vermögend, dann behält sie ihr Kapital; ist sie aber arm, dann hat der Mann ihr bei der Verheiratung nach Übereinkunft ein Kapital zu überweisen, dessen sie nur ganz oder teilweise verlustig geht, wenn die Ehe auf ihr alleiniges Verschulden — etwa bei Ehebruch, Nachstellung nach dem Leben, ehrloser Gesinnung usw. — geschieden wird.

Die Zulassung der Abtreibung und Zulassung der Polygamie hat sich gerade dort bewährt, wo man eine starke, sich schnell vermehrende Bevölkerung brauchte, also bei Eroberervölkern. Ohne sie wären die Erfolge der Araber so unmöglich gewesen, wie die der Türken oder Inka. Die Institution hat ihre Feuerprobe bestanden, also ist sie gut. Überdies gibt es im Orient die Unehelichenfrage überhaupt nicht. Die Abtreibung ist dort gestattet und der Kinderreichtum trotzdem sehr groß. Es besteht also kein triftiger Grund, der uns hindern sollte die orientalische Ehe — aber keineswegs das Haremswesen! — ins Abendland zu übertragen, wohl aber viele, die es wünschenswert erscheinen lassen.

Es ist geradezu unbegreiflich töricht, die Existenz alter und bewährter Familien, alten Adels, Gelehrten- oder Kaufmannsgeschlechter, alter Militärfamilien usw. vom Zufall abhängig zu machen, d. h. davon, ob ein Sproß an eine fruchtbare Frau kommt oder nicht. Andrerseits ist es unbillig, die Frau wegen ihrer unverschuldeten Unfruchtbarkeit zur Scheidung zu zwingen. Hier ist Polygamie die einzige verständige Lösung und es ist Sache der Ehegatten, ob die

Frauen in gemeinsamem Haushalte oder getrennt leben wollen.

Daß Luther dem Landgraf Philipp von Hessen die Eingehung einer zweiten Ehe neben der bestehenden gestattete, war ganz richtig, nachdem einmal die Unauflöslichkeit der ersten törichterweise von der Kirche gefordert wurde. Nur mußte er, wollte er schon nicht mit der ganzen irrigen Auffassung der Unlöslichkeit aufräumen, auch andern Männern in gleicher Lage die gleiche Erlaubnis geben.

Ferner muß die Gefahr der Ansteckung nach Tunlichkeit ausgeschaltet sein. Deshalb ist der wahllose Geschlechtsverkehr, auch von seiten des Mannes, ein Übel, dem am besten durch Polygamie oder das Institut der Nebenfrauen entgegenzuwirken ist. Es ist ja niemand verpflichtet, mehrere zu nehmen!

Ein blindes Triebleben verurteilen alle Religionsstifter. Treubruch unter Liebes- und Eheleuten gehört zu den schweren Verfehlungen. Alles im Leben ist geregelt nach dem Prinzip von Preis und Ware, nach dem der Korrelation der Organe, nach dem Prinzip der Leistung und Gegenleistung, kurz nach Äquivalenten. Nichts ist umsonst. Deshalb müssen wir alle einen leichtsinnigen Lebenswandel, vor allem von seiten der Frau, scharf verurteilen und die öffentliche Meinung hat stets Dirnennaturen verachtet. Etwas anderes aber sind die großen Leidenschaften. Auch die Frau muß die Möglichkeit besitzen, ihnen zu folgen, ohne deshalb zur Falschheit greifen zu müssen. Denn so notwendig Selbstbeherrschung und Bekämpfung flüchtiger Launen und lediglich animalischer Triebe ist, so un-

billig ist die Forderung, große Liebesleidenschaften, die eine Seele ganz in Besitz nehmen und für viele Jahre erfüllen, zu unterdrücken.

Das Ziel der Ehegesetzgebung muß sein, den Ehebruch seitens der Frau überhaupt zu beseitigen. Das geht aber nicht allein durch Strafen — hat doch selbst die mittelalterliche Todesstrafe nicht gewirkt —, sondern nur auf dem angedeuteten Wege. Wenn die sinnlichen Bedürfnisse der Frau in der Ehe nicht befriedigt werden, dann muß sie nicht nur die Möglichkeit der Scheidung haben, sondern auch die eines Nebenmannes. Der rechtmäßige Gatte hat dann eben die Wahl, ob er sie behalten will, oder die Scheidung vorzieht. Das ist keine Vergünstigung für Messalinen, die überhaupt nicht heiraten sollten, sondern muß nach billigen Erwägungen interpretiert werden.

Frauen aber von besonders starker Sinnlichkeit, Abwechselungsbedürfnis und Zügellosigkeit sollen Prostituierte werden, oder jenen in kulturell fortgeschrittenen Zeiten so unentbehrlichen Hetärenstand bilden.

Ein scharfer Kampf ums Dasein, der nur den Tüchtigen überleben läßt, ist zur Veredelung, ja zur Rettung vor Verfall, allen Völkern nötig. Und dies um so mehr, als die Fortschritte der Hygiene und Medizin, so begrüßenswert sie sind, so sehr wir sie jedem Einzelnen gönnen, so sehr andrerseits die Gesamtheit gefährden.

Wir haben die Wahl zwischen massenhafter Menschenproduktion, die mit der Ausmärzung des Schwächlings endet, hohe Kindersterblichkeit und viel Siechtum im Gefolge hat, oder aber einer Erzeugung von gesunden Menschen. Dies geht aber nur an, wenn

tunlichst nur gesunde Paare zur Fortpflanzung zugelassen werden. Ganz wird sich ja gewiß die außereheliche Kindererzeugung von Syphilitikern, Geisteskranken, Epileptikern, Säufern, Tuberkulosen usw. nicht verhindern lassen, wohl aber liegt eine ganz bedeutende Einschränkung im Bereiche der Möglichkeit. Deshalb muß die Eingehung von Ehen von Gesundheitsattesten abhängig gemacht werden.

Nach dem Willen der Natur sterben jährlich im Durchschnitt ebenso viele Individuen einer Art, als geboren werden. Die Zahl hängt von den Existenzbedingungen, besonders der Nahrungsmenge ab. In der Menschheit ist das anders. Nicht nur, daß hier plan- und sinnlos Menschen erzeugt werden, daß die Medizin und ihre Fortschritte, die Hygiene dafür sorgen, daß das Lebensalter sich verlängert, daß sie oft minderwertige Individuen künstlich am Leben erhält und ihnen die Möglichkeit gewährt, ihre Defekte fortzuvererben, sie zwingt auch zu Kindererzeugung gegen den Willen der Eltern. Sie verbietet konzeptionsverhütende Mittel und Abtreibung, eine himmelschreiende Barbarei!

Ich lehre und hoffe im Interesse der Staaten und der Menschheit, daß die Erleuchtung bald über sie kommen möge, die sie befähigt meine Lehren zu verwirklichen, folgendes:

Nicht jedermann hat das Recht Kinder zu erzeugen, wohl aber hat jedermann das Recht, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, wie er will, sofern dadurch nicht die Gesellschaft geschädigt wird. Deshalb müssen Gewohnheitsverbrecher und unheilbare

Säufer, ebenso Geisteskranke auf operativem Wege an der Kindererzeugung verhindert werden. Selbstverständlich ist der Maßstab, den unsere heutigen Psychiater in ihrer Unwissenheit an die Begriffe „Säufer“ und „Geisteskrank“ anlegen, falsch. Nur schwere Säufer, Epileptiker, Syphilitiker und Wahnsinnige sind auszumärzen; in Grenzfällen hat selbstverständlich die Operation zu unterbleiben. Darum muß die begutachtende Kommission nicht nur aus Ärzten, sondern auch aus angesehenen Bürgern bestehen, die nach ihrem Gewissen zu entscheiden haben.

Ferner muß jedermann sich vor Eingehung einer Ehe auf seinen Gesundheitszustand hin untersuchen lassen. Nur Personen, die frei sind von schweren hederitären Leiden, dürfen heiraten bzw. haben das Recht der Kindererzeugung. Sind sie krank und wollen trotzdem heiraten, so müssen auch sie sich der Operation unterwerfen oder aber — wahlweise — sie müssen die Leibesfrucht abtreiben lassen.

Jedermann hat das Recht der Abtreibung, d. h. jede Ehefrau mit Einwilligung ihres Ehemannes. Läßt sie Eingriffe an sich vornehmen gegen den Willen des Ehemannes, ohne daß eine wesentliche Gefahr für ihr Leben oder ihre Gesundheit durch die Geburten entstehen würde, so ist das ein Scheidungsgrund auf ihr Verschulden, ebenso wenn sie statt Ärzten zum Zweck dieser Eingriffe sich an Kurpfuscher und Hebammen wendet. Dies ist auch kriminell strafbar.

Die Staaten zwingen die Eltern für Kinder zu sorgen, die sie nicht wollten. Sie dekretieren eine Pflicht zur Arbeit, erkennen aber kein Recht auf Arbeit an.

Sie klagen über die Zunahme des Proletariates, berück⸗
sichtigen aber nicht, daß diese zumeist die Allgemein⸗
heit schädigenden Massen der Unehelichen gar nicht
oder kaum existieren würden, wenn nicht freie Men⸗
schen, die ein zweifellos angeborenes Recht auf
Befriedigung ihres Geschlechtstriebes haben, gezwungen
würden, gegen ihren Willen Kinder in die Welt zu setzen.

Das Verbot der Abtreibung ist zudem eine ganz
unbillige Bevorzugung der Reichen zugunsten der Ar⸗
men. Denn konzeptionsverhütende Mittel stehen dem
Reichen zur Verfügung, während sie für die breite
Masse des Volkes zu teuer sind. Allerdings wird bald
der Irrigator auch in die tiefen Schichten eindringen,
dann aber ist das Verbot der Abtreibung desto unver⸗
nünftiger, weil mit ihm doch nichts erreicht wird.
Höchstens daß das Proletariat weiterhin fortfährt, min⸗
derwertige Kinder massenhaft in die Welt zu setzen.
Das ist aber eine ganz unnötige Grausamkeit gegen
die armen Kinder, die doch früher oder später elend
zugrunde gehen, und zudem führt es zur Verschlechte⸗
rung der Rasse.

Es ist offenbar unmoralisch, Kinder in die
Welt zu setzen, ohne für sie zu sorgen. Viele Eltern
wissen das auch sehr gut, aber sie kennen nicht die Mittel
zur Verhütung der Konzeption und fürchten sich vor
den strafrechtlichen Folgen der Abtreibung. So wer⸗
den jährlich Hunderttausende geboren, deren Leben
mit Notwendigkeit ein trauriges Siechtum körperlicher
und moralischer Art sein muß, unzufriedene Elemente,
die die Gesellschaft hassen, weil sie nur mit ihren
Nachtseiten vertraut sind. Ausmärzung dieser Krüppel

und Gesellschaftsfeinde, die zugleich unglückliche Menschen sind, ist nötig, allerdings in weit milderer Weise, als es bisher geschah. Denn die Erde gehört von Rechts wegen dem Starken, dem durch Überproduktion der Dekadenten der Raum gekürzt wird.

Nicht der Staat ist der beste, der die meisten Menschen erzeugt, sondern jener, der die gesundesten stärksten, klügsten, energischsten produziert.

Die unehelichen Kinder müssen durch einfache Willenserklärung des Vaters legitimiert werden können, mit Namen, Geburtstiteln und Erbrecht. Die Hausgesetze standesherrlicher Familien können hiervon unberührt bleiben.

Nicht durch Strafen ist die Kindererzeugung zu fördern, sondern durch Belohnungen. Jede Frau, ob verheiratet oder nicht, hat mindestens vier Wochen vor und vier Wochen nach der Geburt vom Staate eine Unterstützung zu empfangen. Die zwischen den Geburten liegende Pause muß mindestens zwei Jahre betragen, andernfalls entfallen Stillprämie und Wochenbettunterstützung. Während dieser Pause hat die Frau auch ein Recht auf Abtreibung gegen den Willen des Mannes. Ferner sind Stillprämien jeder Frau vom Staate zu zahlen, endlich erwirbt jede Familie gewisse Rechte durch die Zahl ihrer Kinder, bei unehelichen Geburten erwirbt die Mutter allein diese Rechte, die in Herabsetzung der Steuerklasse und Stimmrecht bestehen. Doch treten diese Rechte erst in Kraft, wenn das Kind mindestens das vierte Jahr vollendet hat, denn sie sind nicht Prämien auf planlose Kindererzeugung, sondern für gesunden Nachwuchs.

Es steht im freien Ermessen der Staaten, die Mindestkinderzahl für eine Ehe festzusetzen. Ich schlage zwei vor, d. h. bis zu einem gewissen Lebensalter gelten alle Steuern für Familien mit zwei Kindern, wer mehr hat zahlt weniger, wer weniger hat aber mehr. Wer nach einer bestimmten Ehedauer weniger Kinder hat, zahlt höhere Steuern; ebenso Junggesellen, die bis zum vollendeten dreißigsten Lebensjahre weder heirateten noch uneheliche Kinder adoptierten, ohne Rücksicht darauf, ob sie gesund sind oder nicht. Frauen, die weder heiraten, noch uneheliche oder angenommene Kinder haben, desgleichen. Da Polygamie zulässig ist, ist ja niemand an der Eheschließung verhindert, und da die Steuern progressiv mit dem Einkommen steigen, fällt jede Ungerechtigkeit fort.

Die Mutter, die dem Staate eine Reihe tüchtiger Kinder schenkt, hat etwas für ihn geleistet, sicher mehr als die meisten Geistesarbeiter oder sogar Schaffenden. Dafür muß sie belohnt werden. Ebenso der Vater, der für eine tüchtige Erziehung der Kinder in erster Linie zu sorgen hat. Do ut des. Der Lohn muß der Leistung angemessen sein.

Sprachen wir von Freigabe der Abtreibung, so bedarf das außer der gemachten Einschränkung — Einwilligung des Ehemannes — noch anderer. Die Abtreibung ist nur straffrei, wenn sie in den ersten drei bis vier Monaten der Schwangerschaft erfolgt und durch einen Arzt vorgenommen wird. Diese Ärzte — Bezirksärzte, Frauenärzte und noch besonders mit dem Rechte auszustattende — haben sich gewissen Gesichtspunkten zu fügen.

Sie dürfen bei Ehefrauen nur unter Zustimmung des Ehemannes eingreifen, es sei denn — was ja selbstverständlich — daß Lebensgefahr oder wesentliche Gefährdung der Gesundheit der Mutter bei Austragung der Frucht bestände.

Die Einwilligung des Ehemannes darf nicht versagt werden, wenn seit der letzten Geburt weniger als 24 Monate verstrichen sind.

Sie müssen eingreifen bei Paaren, denen das Gesundheitsattest verweigert wurde und zwar auch gegen den Willen der Eltern.

Sie haben finanzielle Gesichtspunkte im weitesten Umfange zu berücksichtigen. So etwa, wenn eine kleine Bürger- oder Beamtenfamilie das vierte oder fünfte Kind erwartet, ohne zur Erziehung die erforderlichen Mittel zu besitzen oder auch nur, weil keine weiteren Kinder mehr gewünscht werden.

Ferner dürfen sie bei ledigen Personen neben den wirtschaftlichen Momenten die gesellschaftliche Schädigung — solange eine solche noch besteht, was hoffentlich in wenigen Jahrzehnten nicht mehr der Fall sein wird — der Mutter berücksichtigen.

So scharf es zu verurteilen wäre, wenn ein Arzt abtreibt, um einer vergnügungssüchtigen Frau einen Ball oder eine Reise zu ermöglichen, so sehr ist es erforderlich, daß er im weitesten Umfange auf die berechtigten Wünsche der Eltern bzw. Mutter Rücksicht nimmt.

Strafbar bleibt nach wie vor die Abtreibung durch Kurpfuscher und Hebammen, kurz durch nicht dazu autorisierte Personen, und zwar in erster Linie an

diesen, erst in zweiter an den Frauen, die sich an sie wenden.

Da wohl bald die Erleuchtung über unsere scheinheilige Gesellschaft kommen wird und man unehelichen Müttern mit dem Respekt begegnen wird, den ihre Mutterwürde verdient, so wird die Abtreibung relativ selten sein. Keineswegs häufiger als bisher. Denn sie gehört heute zweifellos zu den häufigsten Verstößen gegen die Gesetze, nur daß sie sehr selten nachgewiesen werden kann und zahlreiche Mütter unter die Erde bringt.

An unehelichen Kindern hat die Gesellschaft nur ein Interesse, wenn sie gesund sind und die Mutter für sie sorgt, sie liebt. Auf alle Fälle liegt die Einschränkung der unehelichen Kindererzeugung im Interesse der Gesellschaft. Keineswegs weil die Unehelichen körperlich minderwertiger wären, als die in der Ehe Geborenen — vielleicht ist sogar das Gegenteil der Fall —, sondern weil sie in der Regel schlecht gepflegt und dadurch zu einer Verbitterung gegen die Gesellschaft, deren Schattenseiten sie ja fast ausschließlich kennen, erzogen werden.

Die außerordentlich hohe Sterblichkeit der Unehelichen hat also ganz zweifellos wirtschaftliche und soziale Ursachen.

Ist die Abtreibung erlaubt, dann wird ihre Zahl sinken, was nicht nur unermeßlich viel Elend erspart, sondern auch viel Kapital und endlich die Armee der Unzufriedenen — und zwar der mit Recht Unzufriedenen, weil ganz unverschuldet für die Eltern Büßenden — beträchtlich reduziert.

Ein weiteres wirksames Mittel zur Reduktion der unversorgten Unehelichen ist Anwendung des von Napoleon erlassenen Verbotes die Vaterschaft festzustellen. Der Vater hat grundsätzlich nicht für das illegitime Kind zu sorgen. Die Frauen sollen besser aufpassen! Nur wenn der Beischlaf durch Täuschung oder Gewalt erzwungen wurde — ferner bei Minderjährigen —, tritt die Unterhaltungspflicht des Vaters ein. Da dieser überdies durch Kinder gewinnt und die Adoption zu erleichtern ist, wird er viel häufiger als bisher, seine illegitimen Kinder anerkennen und ihnen damit den Segen der Familie angedeihen lassen.

Die uneheliche Mutter behält ihre Rechte auch nach Legitimierung der Kinder, sei es durch nachfolgende Ehe oder durch Adoption. Überhaupt hat jede Mutter auf Stimmrecht und die anderen Vorteile Anspruch, ganz gleichgültig, ob sie verheiratet ist oder nicht.

Besitzt einerseits jedermann ein angeborenes und unveräußerliches Recht auf Liebe, so ist doch andrerseits die Familie von so außerordentlicher Bedeutung, daß ihrer Auflösung entgegengewirkt werden muß.

Die beste Lösung fand auch hier Mohammed. Ihr gilt es sich nach Tunlichkeit anzupassen. Damit vermindern sich gleichzeitig die unehelichen Kinder weiterhin. Denn wenn wir einerseits die Abtreibung gestatten, andrerseits aber den Eltern bzw. der Mutter Vorrechte vor dem Hagestolz und der alten Jungfer einräumen, so besteht ein starker Anreiz nicht, wie bisher, uneheliche Kinder tunlichst zu unterschlagen, sondern sie anzuerkennen und gleich ehelichen zu behan-

deln. Überhaupt muß die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes nach Tunlichkeit gehoben werden.

Die uneheliche Mutter hat grundsätzlich dieselben Rechte, wie die eheliche: bei Mehrkindrigkeit Stimmrecht, Steuernachlässe und andere Vergünstigungen. Unter allen Umständen aber muß jeder Makel von ihr genommen werden.

Deflorationsklagen sind in Zukunft unzulässig, es sei denn bei Gewalt oder arglistiger Täuschung. Eine vernünftige sexuelle Aufklärung wird den jungen Mädchen nicht mehr vorzuenthalten sein.

Es muß eben immer wieder der Zweck der Ehegesetzgebung betont werden: eine sexuelle Moral gibt es nicht, sondern jedermann hat ein Recht auf die Freuden der Liebe. Wohl aber gibt es eine sexuelle Hygiene.

Die Familie und die Legitimität der Nachkommenschaft muß gleichzeitig nach Kräften geschützt werden.

Die Allgemeinheit hat nach dem Grundsatze des do ut des, der Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung die Erzeugung gesunder Kinder zu belohnen. Alles andere sind sekundäre Fragen, sind nur Mittel, deren Wert von ihrer praktischen Brauchbarkeit abhängt.

Nur wenn die Scheidung der Ehen erleichtert ist, kann der Gesetzgeber eheliche Treue der Frau fordern.

Eheliche Treue des Mannes gibt es überhaupt nicht. Die Frau hat Anspruch auf sexuelle Befriedigung. Vernachlässigt sie der Mann, um anderwärts sich zu unterhalten, so kann sie auf diese Tatsache hin die Scheidung erzwingen. Mohammed räumt jeder Frau das Recht auf einmaligen wöchentlichen Beischlaf ein,

die alten Juden machen es vom Berufe abhängig. Daß sie den Gelehrten nur zum einmaligen Verkehr im Monat zwingen, beweist, daß auch sie wußten, daß wir mit dem Spermin denken. Durch solche Vorschriften den Geschlechtsverkehr zu regeln, ist heute nicht mehr angängig, wohl aber muß der Ehefrau das prinzipielle Recht auf ihr debitum gesichert sein. Das schränkt die Polygamie und Seitensprünge des Mannes ganz von selbst ein. Wird sie angesteckt, so hat sie ein Recht auf Schadenersatz. Denn der Mann trägt das Risiko seiner Abenteuer.

Nach den hier niedergelegten Grundsätzen ist die Frage der Ehe zu lösen. Im allgemeinen hat der Staat der gütlichen Vereinbarung der Beteiligten unter Schutz vor Ausbeutung der Schwachen und Unerfahrenen den weitesten Spielraum zu lassen.

Der Träger der Familie ist der Mann; darum hat in allen jenen Fällen, in denen mit Notwendigkeit eines der beiden Geschlechter benachteiligt sein muß, er den Vorrang.

Im Falle der Ehescheidung gehören grundsätzlich die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter. Bis zum vollendeten sechsten Lebensjahre hat die Frau die Obhut über ihre Kinder auch im Scheidungsfalle.

Da die Scheidung zu erleichtern ist — keinesfalls darf sie nur mehr auf Verschulden eines der beiden Teile ausgesprochen werden —, so wird die Frau in der Regel im Falle des Ehebruches alle ihre Kinder — wenigstens die von ihrem Ehemanne stammenden — verlieren.

Im Falle der Polygamie hat jede Frau ein Recht

auf eigene Haushaltung oder doch auf bestimmte nur ihr gehörige Teile der Wohnung. Keinesfalls darf sie zu einem Zusammenleben mit den anderen Frauen gezwungen werden. Ferner hat die erste Frau das Recht sich unter gewissen Voraussetzungen einer gleichzeitigen zweiten oder dritten Heirat des Mannes zu widersetzen. Besteht er auf mehreren Frauen, dann kann sie sich scheiden lassen und hat Unterhaltungsansprüche an den Mann. Ist sie unfruchtbar oder dauernd krank, so besitzt sie jedoch kein Vetorecht. Doch ist der gütlichen Einigung der Gatten der weiteste Spielraum zu lassen.

Die vermögensrechtliche Stellung der Frau bzw. ihre Sicherstellung im Falle der Scheidung ist am besten derart zu regeln, daß sie im Besitze des eingebrachten Gutes bleibt und im Falle der Scheidung — außer durch alleiniges Verschulden — die nötigen Subsistenzmittel vom Manne erhält. Da Polygamie fast nur für reiche Leute in Frage kommt, ist in Falle der Vermögenslosigkeit der Braut am zweckmäßigsten, ihr vom Manne ein Kapital zu überweisen, das ihr im Scheidungsfalle gehört.

Es genügt hier die wichtigsten Gesichtspunkte niedergelegt zu haben. Alles übrige ist eine Frage der Gesetzestechnik. Da die Regelung des sexuellen Problems zum wichtigsten Teile meiner Mission gehört, so sei nochmals betont, daß es eine sexuelle Moral nicht gibt, jedermann auf Liebesgenuß so gut ein Recht hat wie auf Luft und Licht, und daß nur praktische Gesichtspunkte der Lösung des Problems der Ehe, das doch für die Menschen da ist und nicht umgekehrt, als Grundlage zu dienen haben. Es handelt

sich um Herstellung der Interessenharmonie der folgen-
den Generationen mit den lebenden, um Festigung des
Familienbandes, auf dem alle Tradition beruht, ohne
doch übermenschliche Selbstverleugnung zu fordern.
Denn die Ehe soll ein Quell des Glücks sein, wäh-
rend sie im christlichen Abendlande in der Regel ein
solcher von Leiden wurde.

Fünfter Teil

Religion

Was mich euch zum Christen macht,
das macht euch mir zum Juden!

Lessing, Nathan der Weise

Dreizehntes Kapitel

Religion

Indem ich mich ausdrücklich nur an jene wende, die die Wahrheit hören wollen und sie auch vertragen können, und mich dagegen verwahre, irgend jemand seinem Glauben oder Unglauben abspenstig machen zu wollen, vielmehr jeden beglückwünsche, der sich in seiner Religionsgemeinschaft, seinem Monismus, Spiritismus oder Atheismus, Fetischismus oder Animismus wohlfühlt, lehre ich nachstehend die letzten Dinge.

Ich fordere nicht Glauben, sondern Zweifel, da ich diesem die Erkenntnis verdanke. Ich stelle es aber auch jedermann anheim, ob er zweifeln will, denn da jeder selbst verantwortlich ist für sein Tun und Lassen, kann jeder frei wählen, ob er sich meiner Führung anvertrauen will oder nicht.

Die beste und schwerste Religion ist der Atheismus, der Glaube an absolute Willensfreiheit und an die Vernichtung der Seele zugleich mit dem Körper, unter der Voraussetzung, daß man sich bestrebt ein anständiger Mensch zu sein.

Ein anständiger, guter Mensch ist jeder, der an seine Handlungen den gleichen Maßstab anlegt, wie an die anderer, auch seiner Gegner und Feinde. An-

ders ausgedrückt: wer immer bestrebt ist, so zu handeln, daß er es billigen würde, wenn ein anderer in genau gleicher Lage ebenso handeln würde. Verstößt er gegen dieses Ideal, dann schadet es gar nichts, wofern er sich *ernstlich bemüht*, in Zukunft diesen Fehler zu ver⸗
meiden.

Also: Auge um Auge; do ut des; ich behandle die Leute so, wie ich von ihnen behandelt sein will. Wer da und dort gegen dieses sein Ideal im Affekt oder in der Defensive verstieß, wer ein stärkeres Mittel brauchte, als erforderlich war, wer deshalb Gewissens⸗
bisse haben sollte, der gräme sich *nicht*, er bringe sein Gewissen zum Schweigen und begnüge sich mit dem Vorsatz, hinfort seinem Ideal treu zu bleiben. Subjektiv ist also das Prinzip der Moral die Gerechtigkeit, ob⸗
jektiv aber das Überleben des Tüchtigsten im Kampfe ums Dasein.

Wer so handelt, der tut das Gute um des Guten willen.

Wer außerdem sich noch bemüht, den Platz, auf den das Schicksal ihn berief, nicht nur auszufüllen, sondern auch hilfreich, barmherzig zu sein, seinen Mit⸗
menschen mehr zu hinterlassen, als er von den Vor⸗
fahren erhielt, der braucht um seine Seele nicht zu bangen, er braucht den Tod nicht zu fürchten.

Unser Gewissen hat im Laufe der Zeit einen *ganz falschen Inhalt* bekommen. Ein schlechtes Gewissen müssen wir nur dann haben, wenn wir antisozial han⸗
delten, d. h. subjektiv anders, als wenn wir es gebilligt hätten, daß ein anderer in gleicher Lage ebenso gegen uns gehandelt hätte. Es gibt erstaunlich *wenig* Men⸗

schen, die sich diese Frage vorlegen. Die erdrückende Mehrheit findet es unerhört, wenn ein anderer ihnen gegenüber nicht dankbar ist, während sie selbst eine Dankespflicht — die notwendige Ergänzung der Äquivalenz, des do ut des — nicht anerkennen. Sie erblicken überall einen Eingriff in die Rechte, während sie noch stolz darauf sind, wenn sie die andrer mit Füßen treten.

Sie huldigen der stillschweigenden Ansicht, daß ihnen eigentlich von Rechts wegen alles erlaubt ist, daß ihnen alles gehört, was sie beanspruchen, wie die kleinsten Kinder. Sie betrachten es als einen unerhörten Eingriff in ihre Rechtssphäre, wenn ein anderer sich ihre Übergriffe nicht gefallen läßt. Und da das doch dann und wann vorkommt, so fühlen sie sich immer verkannt und ungerecht verfolgt.

Sie sind eitel und empfindlich, finden es aber ganz in der Ordnung, wenn sie andere beleidigen, ja verleumden. Man erkennt diese Sorte Menschen mit unfehlbarer Sicherheit daran, daß sie Moral predigen, sich ohne Prüfung der Begleitumstände — auf die es doch ganz allein ankommt — über die Taten anderer entrüsten, die gerechte, d. h. äquivalente Wiedervergeltung als „gemeine" Racheakte denunzieren und von sich sagen: wenn mir einer etwas Gutes tut, dann bin ich dankbar; tut er etwas Böses, dann verzeihe ich ihm. Das „Liebet eure Feinde" ist ihr tägliches Schlagwort, ohne daß sie wüßten, was es bedeutet, und ohne daß sie imstande wären, auch nur halbwegs anständige Menschen zu sein: ihr Wort zu halten, niemand zu verleumden, hilfsbereit und gütig zu sein.

Die große Mehrzahl der Menschen hat ein schlechtes Gewissen für Handlungen, die gut waren, aber der veralteten Gesetzesmoral oder den christlichen Idealen zuwider liefen, wo also jede Ursache dafür fehlt. Wenn ich aus Gründen der Diskretion einen Meineid leiste, da habe ich ein gutes Gewissen, und wenn ich in der Lage des unglücklichen Opfers von Allenstein das Scheusal ermordet hätte, dann hätte ich es auch, und wenn ich in der Not stehle, dann habe ich es auch. Nur Furcht vor Strafe hätte ich in diesem oder jenem Falle, aber da ich stets sittlich gehandelt hätte, durchaus kein schlechtes Gewissen und hätte in allen diesen Fällen auch nicht die geringste Ursache, mich vor dem Jenseits zu fürchten. Und wenn ich meine Feinde nicht liebe, sondern hasse, wenn ich stärker bin wie sie und über sie triumphiere, sie unter Umständen vernichte, dann habe ich auch ein gutes Gewissen und brauche mich gleichfalls nicht vor dem Jenseits zu fürchten.

Denn wenn es sich um Gewalt gegen Gewalt, Macht gegen Macht handelt, dann ist die stärkere Person oder Sache auch die bessere, wie im Kriege das stärkere Volk das schwächere schlägt. Aber so wenig es im erbittertsten Kriege erlaubt ist Brunnen zu vergiften und Treubruch und Verrat zu üben, so gehört das auch im bürgerlichen Leben zu den größten Gemeinheiten.

Noch mehr Menschen aber haben ein gutes Gewissen trotz antisozialer Handlungen, weil sie sich nicht die Frage vorlegten, ob sie einem andern, auch dem Gegner, in gleicher Lage dieselben Handlungen eingeräumt hätten, die sie selbst begingen.

Wenn ich dem Feinde eine Zusage gebe und nicht

hielte, dann hätte ich ein schlechtes Gewissen, wiewohl die Mehrzahl der Menschen über das Unmoralische dieser Handlungsweise gar nicht nachdenken wird. Und wenn mir jemand als Freund Dinge anvertraute, deren Geheimhaltung für ihn wertvoll ist, und ich mich später mit ihm überwerfe und deshalb davon Gebrauch machen würde, dann hätte ich auch ein schlechtes Gewissen. Und wenn ich mich in maßloser Weise für eine mir zugefügte Beleidigung, Kränkung oder ein widerfahrenes Unrecht rächen würde, oder wenn ich unversöhnlich wäre, dann hätte ich auch ein schlechtes Gewissen, weil ich das den andern nicht zubilligen würde. Und wenn ich jemand in unverschuldeter Not sehe und ich könnte ihm ohne viel Mühe helfen und täte es nicht, dann hätte ich auch ein schlechtes Gewissen.

Es kann nicht oft genug betont werden, daß der Egoismus die Wurzel der Moral und der Religion ist, daß er genau so berechtigt ist, wie der Altruismus, seine Folgeerscheinung, und daß der kluge und konsequente Egoismus in den Altruismus mündet. Das sozialistische Ideal alles um der andern willen, für die Gemeinschaft zu tun, ist ein Unsinn. Ich tue alles nur für die andern, damit diese alles für mich tun, ist ein Umweg: warum lasse ich mir denn das Gute nicht direkt, sondern auf dem Umweg über andere zuteil werden?

Wir sind nur allzusehr geneigt ein Unrecht, das uns zugefügt wird, zu verzeihen, weil wir Rache, eine äquivalente Strafe, für unmoralisch halten, während wir etwas nicht verzeihen, was unsern Lieben angetan wird. Wir beweinen viel leichter fremdes Leid, als eigenes, schämen uns egoistischer Handlungen, als ob der Al-

truismus allein moralisch wäre. Das ist nicht wahr! Diese Ideale sind falsch. Es gilt lediglich die *Harmonie* zu finden zwischen unseren Interessen und denen anderer, daran festzuhalten, daß der höhere sittliche Wert über den niederen geht, der höchste aber die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ist.

Das christliche Ideal, alles zu verzeihen, ist *ganz falsch*. Was mich betrifft, so könnte ich es wohl bei allem Bösen, was mir in noch so gemeiner Absicht zugefügt würde, tun, und das ist auch ganz gut so, weil ich mich in meiner Mission nicht mit privaten Feindseligkeiten abgeben darf, weil mich das zu sehr von meiner Lebensaufgabe abziehen würde, aber ich würde durchaus nicht immer verzeihen *wollen*. Denn andern verzeihen, wenn man nicht die Gewähr für eine Besserung haben darf, ist gerade so unmoralisch, als wollte ich einen Dorn, den ich mir in den Fuß trat, wieder an dieselbe Stelle legen, ohne zu berücksichtigen, daß er nunmehr andere verletzen wird. Man muß eben klug genug sein, um zu wissen, wo man verzeihen *darf, und wo nicht*.

Wer die gemeine Gesinnung verzeiht, macht sich ja zum *Mitschuldigen*! Ich kann einer Person verzeihen, die sich mir gegenüber gemein benommen hat, denn das ist mein Recht, so gut ich das Recht habe sie zu strafen und mich zu rächen, aber ich *darf* ihr nicht verzeihen, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie es andern gerade so machen wird, wie mir.

Das allereinfachste Mittel, gut und wahrhaft glücklich zu werden, ist sich zu bemühen so zu sein, wie man scheinen möchte.

Wenn ich schrieb, daß jedermann trachten solle sich das Daimonion zu erwerben, dieses Splitterchen des Weltgeistes oder diesen „Heiligen Geist“, so meinte ich damit keineswegs, daß er es etwa tun soll, indem er boshaften und gemeingefährlichen Menschen verzeiht. Das ist, wie gesagt, oft geradezu unsittlich. Wohl aber durch große Akte der Selbstüberwindung, im Bestreben an die Handlungen anderer den gleichen Maßstab anzulegen, wie an die eigenen. Bietet sich dazu im Leben nie Gelegenheit, dann sei jedermann froh darüber, bietet sie sich aber, dann ergreife er sie. Und sie bietet sich vielleicht öfter, als man glaubt. Denn oft tun uns Menschen in guter Absicht, aus Fahrlässigkeit oder aus berechtigtem Egoismus sehr weh. In allen diesen Fällen haben wir Gelegenheit das Daimonion zu erwerben. Falsch aber, ganz falsch ist es, wenn wir Handlungen, die einer gemeinen Gesinnung, sei sie nun strafbarer Schwäche oder strafbarer Dummheit entsprungen, prinzipiell verzeihen. Das mag man in einem Einzelfalle tun, grundsätzlich aber nicht. Überdies kann man ja Akte größter Selbstüberwindung verrichten, auch ohne deshalb verzeihen zu müssen: wenn man sich aufopfern will für Personen oder Ideale. Ein solcher Akt könnte es etwa bei mir sein, wenn ich in die Öffentlichkeit trete, um dem Vaterland und der Menschheit zu dienen, wiewohl das wahrscheinlich meinen Kopf kosten wird und zudem die Rolle des Weltreformators meinen Neigungen zuwider ist. Denn ich verabscheue den Lärm der Gasse, die Zudringlichkeit des Pöbels, und liebe es nicht im Privatleben aufzufallen. Ich wollte immer ein guter Mensch

sein, aber nicht so scheinen und nun besteht die Gefahr der Umkehrung.

Andrerseits ist unser Gewissen in manchen Dingen irregeleitet und viel zu zimperlich. Zunächst forscht es — besonders beliebt in der Beichte — nach „unkeuschen Gedanken". Es flunkert sich und andern vor, daß es eine sexuelle Moral gäbe und faselt mit verlogenem Augenniederschlagen von „sündiger" Liebe.

Dann vergißt es, daß der höchste sittliche Wert die Kraft ist, die Macht. Der im Körper, im Geist, im Willen Starke hat größere Rechte, als der Schwächling. Auf ihm allein beruht der Fortschritt. Aber er muß mit anständigen, ritterlichen Waffen kämpfen, mit gleicher Sonne und gleichem Staub, darf seine Überlegenheit nicht brutal ausnutzen, sondern muß mit einem Mindestmaß an Mitteln wirken, d. h. großmütig sein, Äquivalente bieten, was nur sehr selten geschieht.

Der objektive Maßstab für alle Handlungen ist, ob sie auch tatsächlich dem Guten dienen, d. h. sich und andern nützen.

Sprachen wir ungezählte Male von einem Mindestmaß an Mitteln, mit dem wir unsere Ziele erreichen, den Gegner bekämpfen sollen, daß wir Brücken bauen müssen, so ist zur Vermeidung von Mißverständnissen hervorzuheben, daß es sich nur um eine tunlichst geringe und durch den Zweck geforderte Schädigung handeln kann. Um dieses geringste Mittel, d. h. die tunlichst minimale Wertvernichtung erreichen zu können, ist es oft erforderlich, bereits in den ersten Angriff oder in den ersten Defensivstoß große Energie zu legen. Denn sonst glichen wir dem Manne, der

seinem Hund, um ihm Schmerzen zu ersparen, glied⸗weise den Schwanz abschnitt.

Ich selbst verstieß bisweilen gegen dieses höchste moralische Prinzip, indem ich aus Gutmütigkeit, Fahr⸗lässigkeit oder aus anderen Gründen nicht sofort mit der nötigen Kraft auftrat und dadurch zu langwierigen Feldzügen gezwungen wurde, statt in einer einzigen Entscheidung den Sieg an mich zu reißen. Das stellte sich dann nachträglich als weit weniger mild heraus, als wenn ich sofort mit Rücksichtslosigkeit zugegriffen hätte. So kommt es, daß die Milde des Augenblicks sich oft als Härte im weiteren Verlaufe herausstellt. Klugheit und Willenskraft werden wir deshalb stets benötigen, um zu erkennen, welches Mittel sich mit Rücksicht auf die späteren Folgen als das mildeste empfiehlt und um daran festhalten zu können.

An seine Handlungen den gleichen Maßstab an⸗zulegen, wie an die seiner Feinde erfordert oft große Selbstüberwindung! Es ist ganz überflüssig sich selbst strenger zu beurteilen, als die andern. Und wenn man hier und da gegen dieses Ideal der Ge⸗rechtigkeit, des Auge um Auge, des do ut des ver⸗stieß, dann soll man sich bemühen, in Zukunft ihm treuer zu bleiben.

Wer so handelt, wird sittlich geläutert.

Je weniger sich einer um sein Seelenheil kümmert, desto besser für ihn! Statt Scholastik und Rabulistik zu betreiben, soll man ein anständiger Mensch werden und seiner Familie, seinen Freunden, seiner Gemeinde, seinem Vaterlande dienen. Das ist der wahre Gottesdienst.

Die Religionslehrer und Propheten vor mir lehrten,

man müsse glauben. Sie taten recht daran. Ich aber lehre man soll zweifeln. Und ich handle auch recht. Zweifel an allem ist besser als Glaube.

Wenn die Großen vor mir den Glauben forderten, so war das notwendig, weil keine Möglichkeit bestand, ihre Lehren zu kontrollieren. Die ungeheuren Fortschritte der Technik werden aber der Zukunft diese Möglichkeit bieten. Man wird finden, daß alles das, was ich sage, auf Wahrheit beruht und jedes Jahrzehnt wird es mehr erhärten. Man wird mir dereinst recht geben und mir danken, daß ich den Weg wies, der in die Ewigkeit führt.

Alles wird aber wohl niemals dem objektiven Beweise zugänglich gemacht werden können. Wir Menschen, wenigstens einige wenige Berufene von uns, sind eben feiner konstruiert, als die Apparate, die Produkte unseres Geistes. Und sicherlich wird nie eine Zeit kommen, in der man den objektiven Beweis für den rechten Weg ins Jenseits führen kann. Diesen aber lehre ich.

So lange es irgend geht, möge sich also niemand um Gott und Unsterblichkeit kümmern, d. h. das Gute um des Guten willen tun, sich und der Menschheit dienen, ohne auf jenseitige Vergeltung zu rechnen. Erst wenn die Kraft ihn verläßt, dann mag er an seine Seele denken. Denn mit dem Augenblick hören wir auf das Gute um des Guten willen zu tun, wir machen mit unserer Seele, dem Kostbarsten, was wir besitzen, Geschäfte, und das sollten wir besser nicht tun.

Doch hüte sich jeder mich falsch zu verstehen! Der gläubige Priester ist darum, weil er gläubig ist, natürlich nicht weniger wert, als der Ungläubige, so-

fern ihm der Glaube Herzenssache ist, er ihn nicht als Spekulationsobjekt betrachtet, er der Wahrheit dient, indem er seinen Glauben verkündet. Aber er verliert, wenn er andere zwingt zu heucheln, wenn er Gewalt=mittel irgendwelcher Art zur Bekehrung anwendet.

Der Weltgeist verlieh uns die Illusion der abso=luten Willensfreiheit, während es sich in Wahrheit nur um eine ganz beschränkte Wahlfreiheit handelt. Wir werden daher, wenn uns zustoßendes Mißgeschick nicht die naturnotwendige Folge unsrer eigenen Fehler ist, gut tun, sie als Prüfungen des Schicksals aufzu=fassen. Bis zum Dezember 1912 dachte ich selbst noch anders, denn wenn ich auch theoretisch von der Exi=stenz eines Schicksals wußte, so interessierte ich mich in der Praxis doch nicht mehr dafür, als für irgendein fremdes Land, von dessen Existenz ich ja auch weiß. Dadurch wurden in mir ganz unnötigerweise viele Er=schütterungen erzeugt, die ich jetzt vermeide. Trugen diese, wie alle Leiden, auch gewiß zu einer Läuterung bei, so ist es doch viel praktischer, schwere Unglücks=fälle, Gewissenskonflikte als Prüfungen zu betrachten, die uns das Schicksal auferlegt. Ob wir in jedem ein=zelnen Falle hier richtig schließen, ob wir nicht manch=mal dem Schicksal zuschreiben, was doch nur unsere eigene Schuld ist, bleibe dahingestellt. Die Tatsache, daß manche Leiden, manche Prüfungen an uns ohne erkennbare eigene Schuld herantreten, ist unbestreitbar.

Glücklich, wem das Schicksal wenig Prüfungen auferlegt, wer sich harmlos seines Lebens freuen kann! Jedermann suche sich soviel Freuden zu verschaffen, wie er nur kann und dabei andere so wenig zu schä=

digen, wie möglich. Und wenn er andern auch Freude bereiten, ihnen Gutes erweisen kann, dann ist er doppelt zu beglückwünschen.

Was einer glaubt ist ganz gleichgültig, ebenso ob einer überhaupt etwas glaubt. Es gehörte zu den verhängnisvollsten Irrtümern des Menschengeschlechtes, jemand zum Glauben zwingen zu wollen. Es ist besonders ein furchtbarer Irrtum der katholischen Kirche, sich hierzu für verpflichtet zu halten. Christus hat von seinen Jüngern nur gefordert, daß sie die Völker belehren!

Der Glaube ist eine Gnade. Wer ohne irgendetwas zu glauben ein anständiger Mensch ist, wird vielmehr geläutert, gewinnt dadurch vielmehr wahres Glück im Diesseits, wie im Jenseits, als der Gläubige. Alle: Moses, Buddha, Christus, Mohammed, alle Religionsstifter waren ungläubig und Zweifler, sie zertrümmerten die alten Religionen. Nur weil sie ungläubig waren, darum erreichten sie das Höchste. Denn sie mußten am meisten leiden und wurden durch diese Leiden am meisten geläutert, während andere durch Leiden gebrochen oder schlechter werden.

Der Gläubige kann niemals so furchtbare Erschütterungen durchzumachen haben, wie wir. Denn er hat ja sein Ventil in der jenseitigen Hoffnung, in den Lehren seiner Religion, während uns dieses Ventil fehlte. Wir mußten uns alle erst mühsam die Todesfurcht abgewöhnen — diese so unendlich weise Schutzmaßnahme der Natur zur Erhaltung des organischen Lebens! —, während der Gläubige, im Vertrauen auf ein Fortleben nach dem Tode, höchstens besorgt ist

über dessen Beschaffenheit, etwa wie man sich fragen kann, ob man für seine Arbeit auch genügend verdient.

Man hat eben die Wahl: zu glauben und dadurch viel weniger zu leiden; oder ungläubig zu sein und dadurch zwar vielmehr zu leiden, als andere, aber auch Aussichten zu haben, sich der absoluten Wahrheit zu nähern. Da diese letzteren Aussichten sehr minimal sind, die meisten sich vorher entleiben, dem Wahnsinn verfallen, verbitterte oder gar boshafte Menschen werden, ist es wesentlich praktischer zu glauben.

Christus lehrt „glaubet, dann werdet ihr selig", ich aber lehre: zweifelt, dann werdet ihr, wofern ihr anständige Menschen seid, noch seliger.

Trotzdem diese Religion weitaus die beste ist, allerdings auch bei weitem die schwerste, ist sie falsch. Nur für jene, die sich vor dem Tode fürchten, die nicht die Kraft haben das Gute um des Guten willen zu tun, und die in Gefahr geraten durch Leiden und Ungerechtigkeit gebrochen oder verbittert zu werden, will ich hier die Wahrheit schreiben. Ich sage nicht alles, was ich weiß, aber alles was ich sage, ist buchstäblich wahr. Das Allerletzte weiß und wußte kein Mensch, weder Moses, noch Christus, noch Buddha, noch Pythagoras oder Mohammed, aber wir wußten alle mehr, als wir sagten.

Es gibt Gott, d. h. ein das All regierendes unpersönliches Wesen von höchster Weisheit und Kraft. Aber Gott ist Geist und unerforschlich. Niemand kann seine unermeßlichen Tiefen auch nur ahnen. Allein wir nähern uns ihm, indem wir die Natur erforschen, zugleich mit der Menschenseele. Das ist ein weit bes-

serer Gottesdienst, als auf den Knien herumzurutschen und Gebete zu leiern.

Ich habe Gott, d. h. diesen die Natur beseelenden Geist gesehen, wäre fast an ihm gestorben, aber ich bin nicht so vermessen, ein Urteil über ihn abzugeben. Wer wagte es ein Urteil auch nur über irgendeinen großen Mann zu fällen, wenn er ihn nur kurze Zeit sah? Unsere Pfaffen aber erdreisten sich den Weltgeist zu lehren, den sie niemals sahen! Wenn die Juden es verboten, sogar den Namen Gottes zu nennen, so war das tiefste Weisheit. Sie wollten damit vermeiden, daß sich anmaßende Epigonen herausnehmen ein Urteil zu fällen über das Höchste.

Wer die Gesetze der Natur erforscht, kommt ihm näher, wer ihn aus Büchern studiert, aus trockenen Aussprüchen und Buchstabenwerk, der entfernt sich von ihm. Das gilt auch für mich und mein Werk.

Gott kann jeder lästern soviel er nur will. Ich kann jedermann versichern, daß das dem Weltgeist viel gleichgültiger ist, als wenn ein Sandkorn den Himalaya lästert. Wenn der Erdenpilger reifer wird, dann wird er solche Dummheiten schon ganz von selbst lassen. Sein Seelenheil ist ganz unabhängig davon, ob er an Gott glaubt, oder ihn leugnet, ihn lobt oder lästert.

Die Bibel lehrt „selig sind die Frommen, denn ihnen wird alles zum besten dienen". Auch das entspricht der Wahrheit. Fromm aber ist nicht der Gläubige, denn ob jemand an Gott glaubt oder nicht, ob er einer Religionsgemeinschaft angehört und welcher, ist für die sittliche Läuterung ganz belanglos. Fromm

ist, wer sich bemüht, ein anständiger Mensch zu sein, ein guter Mensch zu werden.

Viele werden sich über das, was ich in diesem Buche schreibe, lustig machen, sich ärgern oder entrüsten. Sie werden, weil sie meine Worte und deren Sinn nicht begreifen können, mir nicht glauben. Dazu ist jedermann berechtigt. Nur der konsequente Zweifel an allem führt zur Erkenntnis. Nicht berechtigt aber ist irgend jemand, was ich sage für unmöglich zu halten. Auch ich habe weder an Gott noch an ein Fortleben der Seele geglaubt. Ich habe überhaupt gar nichts geglaubt und tue es auch heute noch nicht. Aber ich war nie so töricht das Dasein Gottes zu bestreiten. Denn wenn ich auch die Beweise für seine Existenz nicht gelten lasse, so doch ebensowenig die für das Gegenteil. Jedermann hat ein Recht Atheist zu sein, so gut wie jedermann an Gott glauben kann. Der erstere irrt nur. Wenn er aber als anständiger Mensch handelt, dann wird das seiner Seele viel förderlicher sein, als einem Gottesgläubigen, der das nicht tut, als Wucherern, die pünktlich den Armen geben, als Betschwestern, die ihre Mitmenschen verlästern, als Priestern, die ihre Kirchengebote gewissenhaft erfüllen, aber die Menschenpflichten vernachlässigen. Je mehr jedermann an meinen Worten zweifelt, desto sicherer wird er, wofern das Schicksal ihm viel Böses tat — gleichgültig ob durch fremde oder eigene Schuld —, und er sich immer bemühte, ein anständiger Mensch zu bleiben, im Laufe seines Lebens meine Worte bestätigen müssen.

Wer aber eine schwere Schuld begangen hat, der

bemühe sich, sie wieder gut zu machen, am Geschädigten oder an seinen Kindern, er suche seine Verzeihung zu erlangen. Das ist besser, als wenn er sein ganzes Geld den Armen oder den Religionsgemeinschaften geben würde. Im Gegenteil: damit lüde er noch die schwere Schuld auf sich, seine Kinder zu schädigen.

Wie unser Körper regiert wird von der Seele, erfüllt ist mit Geist und Gefühl, so das Weltall von der Weltseele, dem Nus des Anaxagoras, der ordnenden, nach Zwecken handelnden höchsten Intelligenz, dem Logos. Aber nicht nur dort äußert er sich, wie Anaxagoras meint, wo die Erklärung einer Erscheinung durch natürliche Ursachen nicht möglich scheint, sondern überall, besonders in den ewigen, ehernen Naturgesetzen.

Diese Naturgesetze wirken nicht nur in der unsern Sinnen zugänglichen Welt der Erscheinungen, sondern auch in der hinter dieser liegenden gleichfalls realen, höheren Welt. Auch hier verläuft alles nach Ursache und Wirkung. Nur daß beide nicht im Reagenzglase zu bestimmen, nicht wieg- und meßbar sind.

So wenig ich meine Seele dadurch beschädigen kann, daß ich den Leib verstümmele, so wenig ich sie sehen kann, wiewohl sie als Astralleib den materiellen durchdringt, so wenig ist der Weltgeist an die Materie gebunden. Er ist von anderer Qualität.

Der Begriff des Wunders ist eine Gotteslästerung. Denn wenn eine Durchbrechung der Naturgesetze jemals nötig wäre, dann wären sie nicht vollkommen. Das sind sie aber.

Man hört so oft die Frage, wie Gott, das Gute, das Böse zulassen könne. Diese Fragestellung zeugt von gröblicher Verkennung dessen, was wirklich gut ist, der höchsten Werte. Was ist denn böse? Etwa wenn ein kranker Leib stirbt? Das ist ja gut! Wenn die Dummheit der Klugheit erliegt? Das ist ja auch gut! Wenn die Stärke über die Schwäche triumphiert? Das ist ja das Beste! Die Erde würde ja ein Krüppelheim werden, wenn nicht der Kampf ums Dasein in unergründlicher Weisheit das Schwache vernichten würde.

Haß soll schlecht sein? Im Gegenteil! Er vertilgt die Ungerechtigkeit, ist eine weise Einrichtung zur Vernichtung des Bösen. Rache ist der Wunsch nach äquivalenter Strafe für widerfahrene Schädigungen, wie Dank der äquivalente Lohn für Guttaten ist.

Alle Gefühle sind gut. Es handelt sich nur um die Anwendung, die wir von ihnen machen. So verächtlich kleinliche Rachsucht, gehässige Bosheit ist, so groß ist der darin liegende Gedanke der gerechten Vergeltung eines uns widerfahrenen schweren Unrechts.

Die Weltordnung, der Weltgeist sind gerecht, wunderbar gerecht und weise, aber nichts weniger als kleinlich! Einen Gott, der sich um Fastenverbote kümmerte, den gibt es nicht. Und einen Gott, der Rache, Haß, Zorn bestrafen würde — also sein eigenes Werk! — den gibt es auch nicht. Wohl aber einen, der die falsche Anwendung dieser Affekte straft.

Welche Weisheit liegt darin, daß wir die Todesfurcht nahezu unausrottbar im Herzen tragen! Wie viele Menschen würde es denn überhaupt noch geben,

wenn das nicht so wäre? Und wenn das Diesseits auch gewiß nicht wichtiger ist, als das Jenseits, so ist es doch sehr wertvoll, dessen notwendige Vorstufe.

Wie falsch ist die christliche Verurteilung des Neides, des Zornes! Der Neid ist ja der größte Ansporn, gleich Ehrgeiz und Ruhmsucht, zu außerordentlichen Taten. Er zwingt uns zu größeren Anstrengungen, als wir sie sonst auf uns nehmen würden und führt dadurch zu einer Aufwärtsentwicklung der Menschheit. Ich würde mich schämen, wenn ich nicht zornig werden könnte, über eine mir zugefügte schwere Beleidigung, ein Unrecht, das ich mit ansehen muß. Denn Zorn und Rache sind ja die Hüter der Gerechtigkeit, der äquivalenten Strafe. Und auf der Herrschsucht, dem Willen zur Macht, beruht die Möglichkeit der gesellschaftlichen Ordnung, sie vermehren und regulieren zugleich den Kampf ums Dasein, dienen der Stärkung der Anlagen und verbürgen das Überleben des Geeigneten.

So halte ich den großen Napoleon für einen *guten* Menschen. Daß er sich so viel an Macht nahm, wie er bekommen konnte, war sein gutes Recht; denn das müßte kein Mann sein, der nicht ebenso handelte. Er war moralisch dadurch legitimirt, daß er Ordnung schaffte und damit dem Volke ein Äquivalent bot für das, was es ihm an Macht einräumte. Denn in kritischen Zeiten ist der starke Mann der einzig mögliche Retter.

Furchtbar ist eine Naturkatastrophe, wie etwa die Messina mit hunderttausend blühenden Leben vernichtende. Was aber würde geschehen, wenn die Vulkane, diese Ventile der Erde, nicht das Gleichgewicht der

inneren Spannung durch gelegentliche Entladungen wieder herstellen würden?

Der höhere sittliche Wert geht vor dem niederen. Mögen an einer Stelle der Erde Hunderttausende vernichtet werden: wenn dadurch nur ungezählte Millionen am Leben erhalten bleiben.

Die Welt, die uns umgibt, von unsern Augen und Ohren wahrgenommen wird, ist nur ein Teil der wahren. Wie durch ein Prisma das weiße Licht der Sonne in seine Spektralfarben aufgelöst wird, so sind auch unsere Sinne ein Prisma, das die äußeren Reize spaltet in solche des Lichts, des Schalls, der Wärme usw. Doch besitzen wir nur für einen winzigen Bruchteil dieser Reize auch Organe oder, besser gesagt, die überwältigende Fülle der uns umgebenden Schwingungen übt gar keine Reize aus, weil uns für sie die Aufnahmestationen fehlen.

So wenig die Wirkung, welche Musik auf uns ausübt, identisch ist mit den Schallempfindungen des Ohres, so wenig das Herz als elektromagnetisches Organ in der Erzeugung von Elektrizität seine Aufgaben beschränkt, so wenig die Liebesstrahlen, von denen wir sprachen, mit dem Gefühl der Liebe identisch sind, so wenig ist die ganze Welt der Erscheinungen mit ihren räumlich-zeitlich in Zahlen ausdrückbaren Relationen, mit ihren Strahlen und Schwingungen, ihrer Elektrizität und Gravitation usw. identisch mit den Gefühlen und Ideen.

Es handelt sich hier um ganz und gar disparate Dinge, die nur in meinem Ich und durch mein Ich in Relation treten.

Wie der Geist während das „Es denkt" mehr noch in den Genialitätswogen ein qualitativ höherer ist, als der im normalen Leben, man spielend Probleme löst, die überhaupt noch nie gelöst wurden, ja wie man geradezu gegen seinen Willen in dieser Zeit die größten Entdeckungen macht, so ist der Weltgeist ein qualitativ ungeheuer viel höherer. Es gibt eben auch in der Beschaffenheit des Geistes Unterschiede. Aber das kann man nur erleben.

So ist auch das Gefühl des „Tat twam asi", dieses Verschwimmens im Weltganzen qualitativ durchaus verschieden von allen anderen Gefühlen und man kann es nicht willkürlich in sich wachrufen; es ist nur den allerwenigsten Menschen bekannt.

Wie mein Wille, etwas Immaterielles, Geistiges, den Arm hebt, indem er auf dessen Muskeln vermittels der Nerven einen Zwang ausübt, so ist auch etwas Immaterielles, nicht Wäg-, noch Meßbares die Ursache, und zwar die tiefste Ursache, allen Naturgeschehens.

So wenig meine Seele identisch ist mit meinem Leib, ebensowenig ist Gott identisch mit der sichtbaren Natur.

Ob wir mit der Weltordnung einverstanden sind oder nicht, ist von keinerlei Einfluß auf unser Seelenheil, wohl aber ob wir uns bemühen, unsere Pflichten gegen die Nebenmenschen und uns selbst zu erfüllen: zu forschen, zu arbeiten, Werte zu schaffen, die Gemeinheit zu bekämpfen, den Irrenden auf den rechten Weg zu führen, den Kranken zu helfen, den Leidenden zu trösten, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, kurz Menschen zu sein oder doch zu werden.

Und wer immer so handelt, daß er ein reines Gewissen hat — aber auch so, daß er ein *Recht* zu diesem reinen Gewissen hat —, und sich keinen Pfifferling um seine Seele und ihr Heil kümmert, der ist besser daran, als die frömmelnde alte Jungfer, die sich nicht von ihrem Beichtvater trennen kann. Und wer sich einen Harem hält, wer hundertmal die Ehe bricht — wofern er niemand dadurch unglücklich macht —, der hat ein größeres Anrecht auf jenseitigen Lohn, als wer gewissenhaft alle Verordnungen der Religionen befolgt, den Armen gibt, fastet und betet, aber das alles nicht aus Herzensgüte tut, sondern aus Berechnung.

Wer ein *Mensch* ist, der wird auch selig werden.

Das Prinzip der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, von Preis und Ware, von Arbeitsaufwand und Resultat gilt selbstverständlich auch hinsichtlich unserer Seele. Wer das Glück hat glauben zu können, wer in Schicksalsschlägen eine Prüfung erblickt, Leiden hinnimmt in der Hoffnung auf jenseitige Freuden, für Gutes, was er tut, wenn es auch von den Menschen nicht anerkannt wird, göttlichen Lohn erwartet, dem fällt das Leben leicht. Wäre es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, wenn zum Glück des Glaubens im Diesseits auch noch der Lohn im Jenseits hinzutreten würde?

Schwer hatten dagegen wir es: wir waren anständige Menschen und handelten gut, nicht in der Hoffnung auf Lohn oder in der Furcht vor Strafe, sondern aus Nächstenliebe, im Wunsche uns und der menschlichen Gesellschaft zu nützen. Schicksalsschläge konnten wir nicht als Prüfungen hinnehmen, weil wir daran

nicht glaubten, sondern in ihnen Undank sahen, für Gutes, was wir taten, Bosheit als Lohn für Edelmut, Falschheit gegenüber unserer Wahrheit. Wenn wir trotz unzähliger trüber Erfahrungen, ohne an ein Jenseits zu glauben, uns doch weiterhin in Werken der Barmherzigkeit und Liebe übten, ohne uns im allergeringsten um unsere Seele zu kümmern, vor uns selbst anständig dastehen wollten, leisteten wir dann nicht das Tausendfache, wie die Kirchengläubigen, mußten wir nicht tausendmal soviel leiden, als sie und zwar zum größten Teile *unverschuldet*?

Nur wenige Menschen besitzen diese Fähigkeit zu leiden und trotzdem die Stärke, das Gute, soweit sie es erkannten, zu tun. Sie hoffen deshalb auf Vergeltung im Jenseits, bedürfen des Glaubens als Schwimmgürtel. Das ist eine verzeihliche menschliche Schwäche.

Ich weiß sehr gut, daß es ein individuelles Fortleben gibt, auch eine Belohnung für gute, eine Bestrafung für böse Taten. Allerdings ist dieses Fortleben ganz anders beschaffen, als die Kirche lehrt; es folgt aus einer sinngemäßen Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie.

Wer sich in seiner Religion, in seinem Glauben oder in seinem Unglauben glücklich fühlt, der bleibe ihm treu. Wir Religionsstifter sagen ja *alle dasselbe*, nur mit andern Worten, wir haben alle denselben Auftrag, dasselbe Ziel, aber große Freiheit in der Wahl der Mittel. Daher die Differenzen. Wir widersprechen uns nur für blöde Augen, die den Maulwurfhügel zwar sehen, das himmelanstrebende Gebirge im Hintergrunde, die Stufen, die in die Ewigkeit führen, aber

nicht sehen. Für hellsichtige Augen bestätigen wir uns gegenseitig.

Als ich noch unmündig war, da bekämpfte ich die Bibel. Heute verehre ich sie. Aber so gut wie ich in diesem Werke, der Bibel der Zukunft, jedes Wort hätte anders wählen können und das Werk wäre doch dasselbe, genau so könnte in der Bibel jedes Wort anders lauten und sie wäre doch das gewaltigste Werk, das Menschengeist und Menschenherz hervorbrachten. Dasselbe gilt von den Lehren Buddhas, der Brahmanen, dem Koran und den andern ewigen Zeugen der Wahrheit.

Begreife, wer's begreifen kann!

Denn die Fabel von den drei Ringen ist insofern ein Irrtum Lessings, als alle drei echt sind und es auch noch mehr echte Ringe gibt.

Daß sich die Religionen und sogar die Konfessionen befehden, ist für mich sehr begreiflich. Denn die Anhänger haften ja sämtlich am Äußerlichen, das sich widerspricht, ohne in den Geist eindringen zu können. Das tat ich früher ja auch, insoweit ich mich überhaupt darum kümmerte. Wir sind eben sämtlich nicht begriffen worden, d. h. nur wenige Einzelne konnten unser Wesen erfassen.

Eine Religion, die lehrt, daß alle Menschen „Sünder" und nichts wert sind, daß selbst der „Gerechte" am Tage siebenmal sündigt, taugt nichts. Sie legt ganz offenbar einen falschen Maßstab an. Wie die Moral auf dem durchaus berechtigten Egoismus basiert und nur die Aufgabe hat zu zeigen, daß alles, was dem Individuum auch wirklich nützt, gleichfalls der Gesamtheit nützt, also nach beiden Richtungen hin gut ist, so

basiert die Religion gleichfalls auf dem Egoismus. Und mit vollem Recht.

Wenn Moses Auge um Auge, Zahn um Zahn lehrt, Christus aber „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst“, so ist dieser Widerspruch nur scheinbar: Auge um Auge, d. h. nicht für eine kleine Kränkung den andern umbringen! Mit andern Worten: beide fordern Gerechtigkeit! Und diese Gerechtigkeit beherrscht auch das Weltall. Und mit „liebet eure Feinde“ meint Christus natürlich nur einen einzelnen Akt größter Selbstüberwindung. Und dazu muß jede sittliche Persönlichkeit fähig sein, denn gar oft müssen wir uns selbst überwinden, um gegen andere gerecht sein zu können, um an sie den gleichen Maßstab anzulegen, wie an uns.

Überdies dachte Christus durch seine Lehre die Härte des Kampfes ums Dasein zu mildern und war überzeugt, daß man ihm doch nicht folgen würde. Denn um dieses Experiment, eine geradezu gefährliche Zauberformel — das versteht aber nur der Eingeweihte — machen zu können, muß man nicht nur sehr viel im Leben gelitten haben, man muß auch über einen stahlharten Willen verfügen. Aber das können nur sehr wenige Menschen, und das schadet auch weiter nichts. Ferner dachte Christus: wenn mir einer wirklich buchstäblich folgt, dann wird er die Folgen schon merken. Gewiß ist es eine ungeheure Energieverschwendung, aber dafür erntet man nicht nur ein unbeschreiblich intensives Glücksgefühl, man wird ein für allemal Herr seiner Leidenschaften, man erwirbt auch geheimnisvolle Kräfte und Fähigkeiten, von denen der Laie sich

nichts träumen läßt. Man hat also ein Äquivalent. Ich warne vor diesem Experiment, weil es zu gefährlich ist. Überdies hat es mit Moral nichts zu tun, denn es handelt sich oft um so gemeine Handlungen, die uns so tief berührten, daß die Moral die Vernichtung des Schurken fordern würde und es unmoralisch ist ihn zu schonen, noch unmoralischer ihm Gutes zu erweisen. Denn wir haben alle Hände voll zu tun, denen, die uns Gutes taten, einen äquivalenten Dank abzustatten, unsere Pflichten gegen die Familie, Freunde und Staat zu erfüllen, daß wir geradezu unsittlich handeln, indem wir sie verkürzen.

So lösen sich auch die Widersprüche über „Himmel" und „Hölle". Wir Religionsstifter vermeiden es tunlichst das Jenseits auszumalen. Hier auf Erden hat sich jeder zu bewähren, das Leben, als eine zu lösende Aufgabe gut zu leben. Das andere wird sich dann schon finden. Je weniger wir uns um den sogenannten Tod kümmern, desto besser für unsere Seelen!

Ich habe Respekt vor allen Religionen, denn in allen ist ein Ewigkeitsgehalt. Ich wende mich nur an jene, die unbefriedigt sind von den bestehenden Religionen. Deren Wahrheitsdrang nicht gestillt wird von dem papiernen Gott, den die Priester, die selbst keine Ahnung vom wahren haben, den Gläubigen mit desto größerer Unbefangenheit vermitteln.

Darum wird meine Lehre, die Wahrheit, neben, in und über allen Religionen des Erdballs bestehen, solange es Menschen gibt.

Ich muß alle Religionsstifter bestätigen. Unter ihnen befand sich nicht ein einziger Schwindler. Wir

weichen ja nur in den Mitteln voneinander ab und sind sämtlich im Besten nicht begriffen worden.

Wie soll ich wissen, was göttliche Weisheit einem Moses, Konfutse, Mohammed oder einem andern meiner Vorgänger auftrug? Ich kann nur wissen, was sie mich zu lehren zwingt.

Alle großen Religionen erfüllen in wunderbarer Weise ihren Zweck. Denn sie alle sind zugeschnitten auf den Charakter der Völker, denen sie ursprünglich eigentümlich waren. Und wenn sie im Verlaufe der Geschichte ihrerseits den Volkscharakter änderten, dann ist auch das gut.

Wir Religionsstifter haben nicht nur die Pflicht für die sittliche Läuterung der Menschen zu sorgen, für ihr jenseitiges Heil, für ihr inneres Glück, wir müssen auch alle für die körperliche Gesundheit Sorge tragen. Die Art, in der das geschieht, ist uns überlassen. Da wir aber ausnahmslos Genies sind, die über die reichste Lebenserfahrung verfügen und großes Wissen besitzen, so sind auch die scheinbar törichten Vorschriften von tiefem Sinne.

Wenn Mohammed den Alkohol verbot, so war das sehr weise von ihm. Denn er sah die bösen Folgen der Trunksucht, die besonders in warmen Ländern den Körper untergräbt. Andrerseits ist dieses tausendjährige Experiment der völligen Abstinenz überaus lehrreich: wenn auch niemand behaupten wird, daß die orientalischen Völker den andern, Alkohol genießenden, im großen und ganzen unterlegen sind, so wird man auch gerechterweise ihnen keine absolute Überlegenheit zuerkennen können, trotz des strengsten

Antialkoholismus. Das menschliche Bedürfnis nach Narkoticis ist unausrottbar. So vertrat denn im Orient gar bald die Stelle des Alkohols der Kaffee, Opium oder gar Haschisch.

Wird etwa jemand von den Reinlichkeitsvorschriften des Islam, der Beschneidung, dem Verbot des Genusses von Schweinefleisch oder des Fleischgenusses überhaupt bestreiten können, daß sie von höchstem praktischen Werte sind?

Auch die Fastenverbote haben einen sehr tiefen Sinn: sie sollen die Gläubigen daran gewöhnen ihren Willen zu stählen. Das Leben erfüllt so selten unsere Hoffnungen, schenkt uns so viele Enttäuschungen, daß es sehr weise ist, uns auf dem milden Wege des Speisenverbotes an Entbehrungen zu gewöhnen. Doch ist es, um dies nochmals zu betonen, sehr wohl möglich, daß das Daimonion, d. h. der „heilige Geist" meinen Vorgängern vorschrieb, dieses und jenes zu verbieten, während es mir, mit Rücksicht auf die höhere Kultur der heutigen Menschheit, keine derartigen Auflagen macht.

Buddhas Vorschrift zur öffentlichen Beichte hat gleichfalls den erzieherischen Zweck der Selbstbeherrschung im Auge. Welche Willenskraft erfordert es, die Eitelkeit derart zu überwinden und den andern zu sagen, daß man Fehler hat, genau wie sie, wenn auch vielleicht auf anderen Gebieten liegend! Wer aber seine eigenen Fehler sieht, der wird milde gegen die der andern.

Und wenn die Chinesen Moralsysteme ausbauten, die die zahllosen Bewohner des Riesenreichs befähigten

friedlich zusammen zu leben, hier auf Erden, und sogar Konfutse sie nicht ans Jenseits denken lehrte, dieser Krücke gar nicht bedurfte, so zeugt auch das von tiefer Weisheit. Nichts wäre irriger, als der Schluß, die großen Chinesen hätten das Fortleben der Seele nicht gekannt. Sie lehrten vielmehr, wie ich, den konsequenten Egoismus, die andern so zu behandeln, daß wir es billigen, wenn sie uns ebenso behandeln, d. h. das Gute um des Guten willen zu tun. Sie, wie auch Moses verlegten den Egoismus mehr ins Diesseits, Christus aber mehr ins Jenseits.

Welches von allen Religionssystemen, von denen keines den absoluten Vorzug verdient, wir uns zur Richtschnur des Lebens nehmen, ist ganz gleichgültig, wofern wir einem treu bleiben bzw. uns vor Augen halten, daß der Zweck aller Religionen, der ist uns zu guten Menschen zu machen und uns die Leiden des Lebens leichter tragen zu lehren. Welche diesen Zweck am besten erreicht, ist die beste.

Die Großen vor uns waren tolerant, nur die unwissenden Pfaffen, die sich ihre Diener nannten, waren es nicht. Christus will nur die Völker belehren, Buddha wendet sich ausdrücklich nur an die intellektuelle Elite — wie ich es tue — Mohammed fordert nur Unterwerfung der Staaten und Körper, nicht der Seelen, wenigstens dies erst in zweiter Linie. Er erschwert geradezu die Aufnahme in seine Religionsgemeinschaft. Denn wir alle wußten und wissen, daß wir ein großes Geschenk machen, wenn wir etwas von den letzten Dingen erzählen, verraten, daß mit dem sogenannten Tode das Leben nichts weniger als

aus ist. Und zur Annahme von Geschenken zwingt doch niemand!

Die unwissenden Menschen glauben, daß es sie das allergeringste nützt, wenn sie womöglich in der Todesstunde sich zu Christus, Moses, Buddha oder Mohammed bekennen, ihren Atheismus widerrufen. Das ist ja grundfalsch. Es ist doch eine Gnade glauben zu dürfen! Wer sich läutern will, der begehe in der Sterbestunde einen Akt der Selbstüberwindung und bitte die Menschen, denen er Unrecht zufügte, um Verzeihung, er bemühe sich es wieder gut zu machen, er überlege sich, ob er mehr Böses tat oder mehr Gutes, d. h. seinen Mitmenschen mehr nützte oder mehr schadete, ohne Kleinlichkeit, aber mit Selbstkritik. Und wenn er gutgläubig irrte, wenn er das Gute wollte, aber aus menschlicher und daher verzeihlicher Schwäche es nicht erreichte, dann braucht er sich nicht zu fürchten. Denn wir werden nur zur Rechenschaft gezogen im Rahmen unserer Fähigkeiten. Die göttliche Weisheit sieht in erster Linie den Willen an.

Die Religionsstifter erreichten alle eine Veredlung der Menschen, am wenigsten Erfolg, soweit die Massen in Frage kommen, hatte Christus, weil er zwar für die Reife seiner Zeit das Richtige sagte, nicht aber für die Barbarei des Mittelalters. Aber sie taten wenig für das Jenseits. Und das ist sehr begreiflich.

Denn offenbar handelt es sich um einen unlösbaren Widerspruch, wenn sie einerseits Glauben an ihre Mission verlangten — und das mußten sie, da sich ja sonst niemand um sie gekümmert hätte und sie tatsächlich auch sämtlich eine göttliche Mission hatten,

also die volle Wahrheit redeten — andrerseits aber gerade der Unglaube, d. h. die Forderung das Gute um des Guten willen zu tun zwar, bis man auf die Höhe der Läuterung gelangt, am meisten Leiden erfordert, andrerseits aber im Jenseits den größten Gewinn abwirft. Denn ins Nirwana treten fast nur die ein, die nicht glaubten, was auch Christus wußte, wenn er sagt, daß die es erlangt zu haben glauben, es nicht erlangten, die aber, die es nicht erlangt zu haben glauben, es erlangten, daß viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind.

Ich bin in der glücklichen Lage weder glauben an mich, noch glauben an ein Fortleben fordern zu müssen.

Weit davon entfernt irgend jemand dazu veranlassen zu wollen mir oder an mich zu glauben, verbiete ich allen, die es tun, irgend jemand um seiner Ideen willen zu verfolgen, ich verbiete auch mich mit andern Mitteln zu verteidigen als solchen der Vernunft. Denn mag ich als Mensch auch irren, mag meine Geschichtsphilosophie nichts taugen, mag mein Wissen Stückwerk sein: was ich als Moral und Religion verkünde ist das Gute, die Wahrheit. Und diese ringt sich ganz von selbst durch.

Es würde mir wohl nicht schwer fallen ein Fortleben nach dem körperlichen Tode zu beweisen. Ich könnte die Frage aufwerfen, wie denn Gefühle und Gedanken, die doch etwas ganz Wesensverschiedenes sind vom materiellen Gehirn, von den materiellen Nerven und den durch sie übermittelten Empfindungen in uns entstehen sollen, wenn sie nicht immer da waren? Wie sie vergehen können? Wie das Ichbewußtsein, die Seele, eine Einheit, sich sollte auflösen und damit zur

Vielheit werden können? Ich wies darauf hin, daß der Tod nur eine Erfahrungstatsache ist, nicht auf Kausalität beruht. Ich vermöchte noch eine Fülle von mehr oder minder wahrscheinlichen Beweisen anzuführen. Aber es verlohnt sich nicht.

Denn in wenigen Jahren wird der zwingende, objektive Beweis dafür erbracht sein, daß unser Astralleib fortlebt, daß wir auch nach dem Tode noch existieren. Mit Photographie und Mikrophon wird sich jedermann von dieser Tatsache überzeugen können. Was bisher nur einigen Auserwählten möglich war, die Abgeschiedenen zu sehen, Auserwählten, die von den „aufgeklärten" Philosophen und Psychiatern in himmelstürmender Unwissenheit und Anmaßung selbstverständlich für „verrückt" oder gar für Schwindler erklärt wurden, das wird auf diesem Wege bald jedermann kontrollieren können. Denn dazu wird unsere Technik dereinst genügend fortgeschritten sein.

Man wird gar bald wissen, daß wir tatsächlich „verweslich gesät" sind und „unverweslich" auferstehen werden. Daß die „Auferstehung des Fleisches" nichts anderes ist, als die Reinkarnation, daß das „Jüngste Gericht" sich unmittelbar an unsern sogenannten Tod anschließt und anderes mehr. Als ich dieses Buch begann, da war ich überzeugt, daß ein Fortleben nach dem Tode ein Trost für Kinder ist. Jetzt, im Verlaufe der geschilderten inneren Erlebnisse und deren Folgen, weiß ich es besser. Ich weiß was das ist „an der Sphäre gesogen" (Goethe), jenes innere Ansaugen, das auch die Inder kennen, aber ich weiß auch, daß von Hunderttausenden nicht einer das begreifen wird.

Doch das ist auch ganz überflüssig. Die Tatsache des Fortlebens nach dem Tode wird in wenigen Jahren zu dem unverlierbaren Besitz der Wissenschaft gehören.

Meine weltgeschichtliche Mission ist eine ganz andere.

Wie ist dieses Fortleben beschaffen?

Welches sind die Mittel, um „ins stille, ernste Geisterreich“ (Goethe) in möglichst guter Verfassung eintreten zu können? Denn das lehre ich, nicht die Mikrophone und nicht die Photographen, nicht die Spiritisten und nicht die Theosophen, nicht die Kirchen und die andern Religionsgemeinschaften, wiewohl an allen diesen Lehren etwas Wahres ist. Hier hat man die Wahl mir zu glauben, oder es zu lassen. Diese Wahl steht jedermann völlig frei, denn jedermann muß selbst wissen, was er will.

Es ist sehr eigentümlich, daß die „Materialisten“, die in der Seele nur eine Funktion von Gehirn und Rückenmark erblicken, mit apodiktischer Gewißheit erklären, daß ein Fortleben nach dem Tode unmöglich sei. So etwas tat ich natürlich nie. Ich hielt es bis vor dreiviertel Jahren für unwirklich, für unbeweisbar, jeder Erfahrung unzugänglich, aber ich wußte doch selbstverständlich, daß der Beweis für die Unmöglichkeit eines Fortlebens erst recht nicht geführt werden kann. Ich strebte nur die Unsterblichkeit meines Werkes und meines Namens an, die andere war mir durchaus kein Gemütsbedürfnis und ich kümmerte mich deshalb nicht um sie.

Ich rate den Spöttern, den neunmal Gescheiten, die über alles, was sie nicht verstehen, ein festes Urteil haben, mit dem Spott über meine Lehre recht zurückhaltend zu sein!

Selbstverständlich haben es die Spiritisten nur mit den allerniedrigsten Geistern zu tun, mit inferioren Intelligenzen, an denen noch die Erdenschwere haftet. Hier möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich mich niemals mit dem Spiritismus befaßt habe, sondern auch auf diesem Gebiete Autodidakt bin, gegen meinen Willen mich von der Wahrheit des Spiritismus überzeugen lassen mußte. Übrigens gibt es viele Menschen, die Geister sehen können, nur daß alle aus Angst vor den Psychiatern davor schweigen. Und doch nimmt es mancher dieser „anormalen“ Geisterseher mit der ganzen normalen Zunft der Psychiater ohne Geister, ja sogar ohne Geist auf.

Mich werden die Spiritisten künftiger Jahrhunderte einmal umsonst suchen. Ich komme nur freiwillig, denn wir lassen uns nur von unseresgleichen einladen, aber nicht von unter uns Stehenden zitieren. Ein König kommt doch nur zum Untertan, wann der König will.

Meine Lehre vom Jenseits, die ja der Wahrheit entspricht, ist selbstverständlich nur für solche Personen berechnet, die überhaupt an ein Jenseits glauben und denen die Lehren ihrer Religionsgemeinschaften nicht genügen. Wie schon oft gesagt, die beste Religion ist die, ein anständiger Mensch zu sein, und ich würde einem Mann, der glaubt, mit dem Tode sei alles aus, einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich ihn zum Glauben veranlassen wollte. Ich widerspräche mir dann ja selbst. Andrerseits ist das Fortleben nach dem Tode so kompliziert, daß sich die Wahrheit durchaus nicht als Religion für die Massen eignet. Das haben alle Religionsstifter vor mir natürlich auch gewußt und darum, bis auf Buddha,

der seinen hochintelligenten Indern mehr sagen konnte, die Lehre vom Jenseits nach Tunlichkeit vereinfacht. Die Kirchenlehrer, die Reformatoren, die Konzilien und Ketzerrichter haben das aber nicht gewußt, sonst hätten sie nicht zum großen Teil so falsche und törichte Dinge lehren können, vor allem hätten sie niemand gezwungen, an das Jenseits zu glauben.

Wenn ich nicht bereits geläutert wäre, würde ich geradezu bedauern, meinen Unglauben verloren zu haben, weil dadurch die Versuchung besteht, nicht mehr das Gute um des Guten willen zu tun, die Harmonie zwischen meinen Interessen und denen anderer lediglich aus anständiger Gesinnung herzustellen, sondern mit Rücksicht auf jenseitige Vergeltung. Also ein Geschäft mit meinem Seelenheil zu machen.

Im Jenseits, das übrigens räumlich viel näher ist, als mancher ahnt, gibt es natürlich weder konfessionelle noch religiöse Scheidungen, weder Christ, noch Jude, noch Mohammedaner, noch Buddhisten, noch Fetischanbeter, noch Konfutseaner, noch sonst etwas, sondern nur Individualitäten bzw. Intelligenzen mit starker Energie und solche mit schwacher, gute und schlechte, intelligente und dumme in allen Nuancen.

Denn wir treten ganz genau in der Verfassung ins Jenseits ein, in der wir das Diesseits verlassen, d. h. was in uns will und fühlt und denkt, das lebt fort, während der Körper stirbt. Und zwar bleiben wir desto länger im Jenseits, je mehr unsere Individualität gefestigt ist.

Das führt uns zum Problem des Leidens zurück. In Willenskraft und Klugheit erkannten wir die beiden wichtigsten menschlichen Kräfte. Beide auszubilden

ist aber ohne Leiden nicht möglich. Wenn Christus „liebet eure Feinde“ als Mittel zur ewigen Seligkeit nennt, so ist damit, wie schon gesagt, ein einzelner Akt der denkbar größten Willensanstrengung gemeint. Aber es ist durchaus nicht nötig, seine Willensenergie in Selbstüberwindung zu konsumieren, Auch ein Cäsar, ein Napoleon oder Bismarck verfügen über das gleiche Quantum, aber sie entfalten es nach außen.

Allein nicht nur das zur Ausbildung unserer Kräfte mit jeder Anstrengung, untrennbar verbundene Leiden festigt unseren Charakter, auch Unglücksschläge aller Art tragen zu unserer Läuterung bei, machen uns zu gütigen und milden Menschen. Die sittliche Läuterung aber ist von den drei Faktoren (die andern sind Ausbildung des Geistes und des Willens) der wichtigste, vor allem deshalb, weil jedermann sie erreichen kann, während es nicht jedem möglich ist, ein Genie oder ein großer Volksführer zu werden.

Die Askese ist dem richtigen Gedanken entsprungen, daß nur die durch Leiden verursachten großen Erschütterungen unserer Seele und unseres Nervensystems uns zu sittlichen, milden, gütigen Personen machen und uns innere Erlebnisse schenken. Aber sie irrt in der Annahme, daß körperliche Kasteiungen, welcher Art sie auch sein mögen, dies bewirken; kaum daß unentrinnbare Krankheiten uns läutern, womit nicht geleugnet sei, daß auch sie innere Erlebnisse bewirken können. Askese ist Dummheit und künstliche Vertierung, wer sich ihr hingibt, wuchert nicht mit dem Pfunde, das das Schicksal ihm anvertraute, er ist, mit Christus gesprochen, ein ungetreuer Knecht. Freude sollen wir uns ver-

schaffen, uns und andern, soviel als möglich, und wenn das Leben uns Leiden zufügt, dann ist es die einzig richtige und verständige Askese, immer ein anständiger Mensch zu bleiben, d. h. möglichst gerecht zu sein. Bei Bösem aber, das uns in lauterer Absicht zugefügt wurde, uns durch Selbstüberwindung zu zwingen, diese zu sehen und anzuerkennen, nicht aber das ungünstige Resultat. Da alle unvermeidbaren Leiden des Lebens und nur diese uns läutern, so möge jeder sie hinnehmen im Bewußtsein, daß sie seiner Seele dienen. Das selbstredend ausschließlich dann, wenn er nicht verbittert wird, sondern sich denkt: ich hatte es schlecht; sollen andere es besser haben.

Wer seinen Platz in der menschlichen Gesellschaft ausfüllt, indem er seine Pflicht erfüllt, tut für seine Seele ganz genug. Er ist ein Narr, wenn er sich mit Gewissensskrupeln plagt. Er soll in den Mußestunden seinen Geist bilden, lernen, sich an Natur und Kunst erbauen, die Freuden der Liebe genießen, aber dabei niemand mehr schaden, als nötig ist, im Gegenteil sich bemühen zu helfen. Dann braucht ihm vor nichts zu bangen. Die Fanatiker aber und Zeloten, die Heuchler und Rabulisten, die Asketen und Rohlinge, sie sind alle auf dem falschen Wege. Besser eine Prostituierte, ein Zuhälter oder Landstreicher, als ein Mensch, der andere quält oder Tiere schindet, möge er glauben, was er will. Denn niemand zu schädigen ist schon verdienstvoll.

Aber die sittliche Läuterung genügt allein noch nicht. Hat sich denn noch niemand die Frage vorgelegt, ob es recht und billig wäre, wenn ein Geist wie der der Religionsstifter, eines Anaxagoras, Platon

oder Goethe, von Männern, die ihr ganzes Leben lang mit ihrem „Pfunde wucherten", d. h. ihre Anlagen ausbildeten, nicht besser daran wäre, als der irgendeines Krämers? Ist es gerecht, wenn Männer wie Kepler, Giordano Bruno, Arnold von Brescia, Cäsar oder Sokrates, Bismarck oder Napoleon, Spinoza oder Aristoteles im Jenseits dasselbe Schicksal hätten, wie eine Modedame oder ein zwar gutmütiger, aber beschränkter Rentner oder Bauer?

Der Kohlenstoff ist ein Gas, er tritt im Graphit auf, aber auch der Diamant, das Härteste was wir kennen, besteht aus ihm. Auch der Diamant ist nicht absolut unzerstörbar, aber er ist doch fast allen äußeren Angriffen gewachsen. Er ist sozusagen dem Kreislauf entzogen, den andere nicht zu Diamanten verdichtete Kohlenstoffatome immer wieder und wieder vollenden.

So ist auch unsere Seele.

Ich aber lehre den Weg, auf dem sie von Reinkarnation zu Reinkarnation die Härte des Diamanten erreicht.

Wie bei unserer Geburt liebevolle Freunde und Verwandte den neuen Erdenbürger in Empfang nehmen, ihn hegen und pflegen, ihn gehen lehren und allmählich dazu befähigen, sich in der neuen Welt zurechtzufinden, so auch stehen liebe, lichte Gestalten an unserm Sterbelager, um uns jubelnd zu begrüßen, wenn wir diese irdische Pilgerschaft erfolgreich zurückgelegt haben.

Denn wie wir durch die Geburt in ganz bestimmte Verhältnisse gestellt werden, genau so wird es unsere Seele nach dem Tode. Denn die Differenzierung im Jenseits ist mindestens ebenso groß, wie die im Diesseits.

Die ewige Trennung von unsern Lieben vollzieht sich durchaus nicht, wie das Volk meint, wenn wir sterben, sondern wenn wir geboren werden, d. h. für das Jenseits, unsere wahre Heimat, sterben wir mit unserer Reinkarnation. Denn nur in den seltensten Fällen dürfte das gleichzeitig erfolgen, wie ja auch nur in den seltensten Fällen ein Ehe⸗ oder Liebespaar gleich⸗zeitig stirbt. Nur Zufall oder Fügung bringt uns dann auch im Leben wieder mit den Personen zusammen, die uns einst im Leben nahestanden.

Es ist ja alles umgekehrt! Alles in der Weltordnung ist mit peinlicher Gerechtigkeit eingerichtet, nur daß wir sie häufig nicht erkennen und anerkennen. Sei es, weil wir uns und unsere Handlungen mit einem an⸗deren Maßstabe messen, als unsere Nebenmenschen und ihre Handlungen, daß wir die oft lawinenartige Wirkung unserer Fehler, weil wir sie nicht vorher berechneten, für ungerecht grausam halten, teils auch, weil wir Prü⸗fungen zu bestehen haben, deren Ursachen in einer Präexistenz liegen, deren sich nur mehr die wenigsten Menschen entsinnen können.

Selbst wenn Stromer recht hätte, wenn ein unent⸗rinnbares, bis ins kleinste vorbestimmtes Fatum (Kis⸗met) über uns Einzelne und ganze Völker walten würde, wenn kein Sandkörnchen im Weltall gegen diese Prä⸗destination fallen würde, das Karma ist unser eige⸗nes Werk. Für die Reife unserer Seele sind wir ganz allein verantwortlich. In diesem Sinne ist jeder seines Glückes Schmied, liegt jeder wie er sich bettet. Diese Wahrheit gilt in alle Ewigkeit.

Alltagsmenschen, die alle paar Jahrzehnte reinkar⸗

niert werden, können sich in der Regel nicht erinnern — an was auch: an das Bier, das sie getrunken oder die Felder, die sie bestellt haben? Das würde sich ja gar nicht oder kaum von ihrem gegenwärtigen Leben unterscheiden und selbst wenn sie es träumen würden, würde das auf sie keinen Eindruck machen.

Je willensstärker und klüger wir werden, je edler wir infolgedessen handeln, desto seltener werden wir reinkarniert und desto besser geht es uns im Jenseits. Denn wie wir dort überall den Spuren unsrer Übeltaten begegnen, so selbstverständlich auch denen unsrer Guttaten.

Wer sagt uns denn, daß das, was wir Geburt nennen, nicht tatsächlich der Tod ist, wenigstens in den Augen des „stillen, ernsten Geisterreichs", von dem Goethe wohl auch mehr wußte, als er sagt.

Früher gab es Augenblicke, in denen ich mich aus Neugier — so merkwürdig das klingen mag — manchmal nach dem Tode sehnte. Heute ist das nicht der Fall, weil ich ja ungefähr weiß, wie das Jenseits beschaffen ist. Nur verstehe ich nicht mehr, wie sich ein anständiger Mensch vor dem Tode fürchten kann. Empfindungen gibt es freilich nicht mehr, wohl aber Gefühle. Denn die Gefühle — ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes damit sage — haben mit unsern Nerven gar nichts zu tun. Doch kann man auch im Jenseits hören und sehen, nicht aber frieren, hungern, körperliche Schmerzen haben. Man kann seine Lieben besuchen, verfügt desto freier über den Raum, einer je höheren Sphäre man angehört.

Man wird mir jetzt glauben, daß ich den Tod

nicht fürchte. Aber ich erhoffe ihn auch nicht, da mein Leben sehr schön und glücklich ist; denn wie wir es uns einrichten, so ist es. Im Diesseits und im Jenseits. Es gibt eine mathematisch genaue Vergeltung. Da hat die Kirche ganz recht und Luther, der nur „Himmel" und „Hölle" kennt, diese Bilder für Realitäten nahm, irrt. Aber diese Vergeltung brauchen nur ganz, ganz wenige Menschen zu fürchten, viele brauchen sich nicht darum zu kümmern, wenige dürfen sich darauf freuen, nämlich alle jene, die ihre Anlagen nach Kräften ausgebildet haben und zugleich bestrebt waren, anständige Menschen zu sein. Die sich ihrer Haut wehrten, aber sich zugleich bemühten, indem sie sich dienten, auch andern zu dienen. Kurz: die Werte schufen.

Das Gute regiert die Welt, nicht die Gefühlsduselei. Und wie dieses Gute schon hier auf Erden, wo menschliche Torheit und Schwäche ihm so oft den Eingang verwehrten, zum Siege zu führen ist, das lehre ich. Man hat es sich und andern immer viel zu schwer gemacht, man hat einfältige Dinge gefordert, Glauben oder Erfüllung von Zeremonien und anders, aber man hat nicht bedacht, daß wir Gott erkennen und ihm dienen, indem wir die Natur erforschen, ihre Gesetze, den in ihnen waltenden Geist zu erfassen suchen. Indem wir uns diesen Gesetzen fügen, freiwillig die Winke befolgen, die sie uns geben.

Daß Christus dasselbe wußte, wie wir andern Religionsstifter, geht klar aus folgendem hervor: er verheißt dem Schächer am Kreuze noch am gleichen Abend mit ihm im „Paradies" zu sein. Das lehrt zur Evidenz, daß ihm ein Fortleben der Seele im unmittelbaren An-

schluß an den Tod bekannt war. Er lehrt aber auch ein „ewiges Leben der Seele“ und betont ausdrücklich, daß von den vielen Berufenen nur wenige auserwählt sind. Das entspricht völlig der Wahrheit und deckt sich mit Buddhas Nirwana. Denn nur sehr wenige müssen nicht wieder reinkarniert werden. Ich bin ehrlich genug zu sagen, daß ich nicht weiß, ob es überhaupt irgend jemand gibt, der nie wieder reinkarniert wird. Nur so viel weiß ich, daß es bei den Geläuterten ungezählte Jahrhunderte oder Jahrtausende dauert, bis sie neuerdings den Leiden des Lebens ausgesetzt sind.

Wie es Materien gibt, die sehr leicht zerstört werden können, so auch andere, die eine wohl nicht absolute, aber doch außerordentlich große Widerstandskraft besitzen, etwa Diamanten. Auch sie sind dem Kreislauf entzogen, im „Nirwana“ der Materie. Genau so ist es mit der Seele. Daß die der Genies, die zugleich einen gewaltigen Willen haben — etwa Cäsar oder Napoleon —, eine ganz andere Resistenz besitzen, als die der Schwächlinge und Dummköpfe, ist doch sonnenklar. Die Ausbildung von Geist und Willen neben der sittlichen Läuterung sind es, die wir anstreben müssen. Nicht der Amboß ist das Ideal menschlicher Vollkommenheit, sondern der Hammer. Doch — und das ist von großer, ausschlaggebender Bedeutung — wir müssen uns bemühen, mehr zu schaffen, als zu zerstören. Ganz falsch ist Skrupelhaftigkeit. Verstöße gegen unser Ideal schaden nichts, wenn nur wenigstens dieses Ideal festgehalten wird.

Die Folge von dem oben Gesagten müßte sein, daß ein Kraftmensch, wie Cäsare Borgia weit länger

seine Individualität im Jenseits behält, als eine stille, sanfte Krankenschwester. Das ist auch ganz richtig, wiewohl die Milde der Krankenschwester sehr wohl eine Folge größter Energie sein kann, die aber zeit-lebens gegen sie selbst gerichtet war.

Also läßt sich diese Frage nicht generell lösen, sondern nur von Fall zu Fall. Sicher aber ist eins: mir wären 3 Jahre im Jenseits als Krankenschwester lieber, als 500 Jahre als Borgia. Denn das Gute regiert die Welt. Energie ist gut, überhaupt der höchste sitt-liche Wert, aber nur, wenn diese Energie anderen nicht mehr Böses zufügte, als aus höheren sittlichen Er-wägungen unbedingt nötig war.

Die Gegner der Reinkarnationslehre machen ihr den Vorwurf, daß sie grausam sei, ein ewiges Sterben! Abgesehen davon, daß es ganz gleichgültig ist, wie wir die Wahrheit bewerten, da wir uns mit ihr eben einfach abzufinden haben, ist diese Anschauung grundfalsch. So-wohl die Inder selbst, als auch die abendländischen Gegner nehmen dem Problem gegenüber eine ganz falsche Stellung ein. Sie sehen ein ewiges Leiden und Sterben; ich aber ein ewiges Weiterleben und Freuden.

Man hat eben auch hier die Wahl: vom Rad der Dinge kommen wir alle nicht los, aber es liegt in un-serer Hand, einigermaßen zu bestimmen, wie lange wir im Jenseits bleiben wollen. Dieses ist aber für die ganz erdrückende Mehrzahl der Menschen ein Ort der Freude, an dem man seine lieben Verwandten und Freunde wiederfindet und alle die Leute, denen man auf Erden Gutes tat, um ihren Dank zu empfangen.

Es verhält sich ganz ähnlich, wie es Selma Lager-

löf in ihrem „Fuhrmann des Todes“ beschreibt, nur daß sie mit dichterischer Freiheit die Leiden übertreibt. Denn für die erdrückende Mehrzahl der Menschen ist das Jenseits der „Himmel“, das Diesseits aber die „Hölle“.

Daß Mohammed sinnliche Genüsse seinen Gläubigen verspricht, war sehr klug von ihm. Denn das sinnliche Arabervolk wertete diese am höchsten. Da aber die Seelen keine Sinne im gewöhnlichen Sprachgebrauch haben, so gibt es das natürlich nicht. Das wußte auch Christus, weshalb er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß es im Jenseits eine Ehe gäbe.

Ich berufe mich hier oft auf Christus und die andern Religionsstifter. Das geschieht keineswegs, um die Richtigkeit meiner Lehre an den ihrigen zu prüfen, sondern nur um festzustellen, was sie wirklich wußten. Ich komme aber zum Schlusse, daß es dasselbe war, was ich weiß, denn sie haben ja auch dasselbe oder doch vieles von dem erlebt, wie ich.

Wenn die Kirche lehrt, daß sie die „Sünden“ vergeben könne, so kann das nur so verstanden werden, daß sie Verstöße gegen die Kirchendisziplin oder gegen die Kirchenmoral verzeiht. Denn verzeihen kann nur der Geschädigte. Wenn es also überhaupt „Sünden“ geben würde, d. h. Beleidigungen Gottes, dann könnte auch dieser ganz allein sie verzeihen oder bestrafen.

Aber so ist es nicht. Die jenseitige Vergeltung ist von absoluter Gerechtigkeit und es wäre die größte Anmaßung im Einzelfalle über sie mehr als Vermutungen zu äußern. Selbst ich, der ich den Weltgeist sah und

naturgemäß über die letzten Dinge mehr weiß, als ich sage, maße mir im einzelnen kein Urteil an.

Ich kann darum auch nicht glauben, daß Christus der Ehebrecherin „verziehen" habe, es sei denn, er selbst war der Geschädigte, wofür mancher Anhaltspunkt spricht. Denn verzeihen hätte in diesem Falle nur der beleidigte Ehemann können. Weder Christus noch Moses, Buddha, Mohammed oder ein anderer der Religionsstifter konnte daher Dinge verzeihen, die sie nicht persönlich betrafen. Das kann natürlich auch ich nicht. Wohl aber konnte Christus eine Handlung entschuldigen oder billigen und daß dies bei einem Manne, der die letzten Dinge weiß von ungeheurem Werte für den Angeschuldigten oder Schuldigen ist, bedarf keines Beweises.

Christus besaß selbstverständlich das Daimonion, genau wie ich, und wußte daher, daß er richtig, d. h. im Einklang mit dem göttlichen Willen handelt, solange es schwieg. Und wie er deshalb den Vertragsbruch — denn das ist doch ein Ehebruch — der unter dem Zwange einer großen Leidenschaft geschehen war, billigen konnte, so hätte ich es auch getan. Christus kannte die näheren Umstände des Falles sicherlich ganz genau, während wir sie heute nicht kennen. Er kannte auch zweifellos darum die entlastenden Momente. Denn daß Christus nicht an und für sich dem Ehebruch das Wort reden wollte, ist selbstverständlich. Moralische Fragen lassen sich eben nur beurteilen, wenn man ganz genau die Sachlage kennt, darum wird man in dem einen Falle billigen, was man im andern verurteilt. Darin sehen beschränkte Köpfe Widersprüche,

ist es doch geradezu ein Kennzeichen mangelnden Denkvermögens, überall Widersprüche zu wittern, statt die Synthese zu suchen.

Unser Leben ist ein Examen. Wenn darum Christus meint, eher käme ein Kamel durch ein „Nadelöhr", als der Reiche in den Himmel, so ist auch das bildlich zu verstehen. Nicht wegen seines Geldes ist jemand der Läuterung unwert, sondern weil der von Geburt Reiche nur selten an sich so arbeitet, als der minder Bemittelte, auch viele Versuchungen, d. h. Prüfungen ihm fern bleiben. Daß der Reiche, wenn er sich bemüht, eine sittliche Persönlichkeit zu werden, viel mehr Aussichten hat, als der Säulen„heilige", der Asket oder der schmutzige Bettler, ist ja ganz klar. Und wenn er wenigstens nicht böse ist — und das sind ja nur ganz wenige Menschen aus tierischer Dummheit und Unwissenheit — nur harmlos in den Tag hinein lebt, dann braucht er sich auch nicht zu fürchten, da er dann bei der Reinkarnation in ganz ähnliche äußere Verhältnisse kommt, als in seinem gegenwärtigen Leben. Er wird dann eben häufiger reinkarniert, wie wir. Das ist ja auch nicht so schlimm.

Daß ich den Gedankengang Christi richtig erfasse, geht auch aus seiner Warnung hervor, in Gewissensdingen zu richten, da das Sache der jenseitigen Vergeltung ist. Er, der deren Modus kannte, wäre dazu autorisiert gewesen, während er mit Recht befürchten mußte, daß seine Jünger und Anhänger schematisch vorgehen würden. In dieser Befürchtung und zur Vermeidung törichter Härten verbot er es deshalb ganz. Darum auch immer seine Warnung gegen den „heiligen

Geist“ zu verstoßen! Dieser läßt sich nicht lernen, sondern man muß ihn besitzen, in seiner Brust, als Daimonion, und da nur relativ sehr wenige so weit geläutert sind und Christus keinerlei Gewähr dafür hatte, daß gerade diese in seiner Kirche eine ausschlaggebende Stimme haben würden, so verbot er überhaupt, über die Gewissen zu Gericht zu sitzen. Eine Maßregel von tiefgründigster Weisheit, die aber natürlich nicht begriffen wurde.

Trotz dieses Sachverhaltes bin ich weit entfernt, der Kirche Vorwürfe zu machen, daß sie „Sünden“ vergibt. Damit bereitet sie vielen ängstlichen Gemütern Trost. Wohl aber verarge ich es ihr, daß sie diese so verängstigt. Fast nur die sittliche Persönlichkeit kommt überhaupt in Gewissenskonflikte, und nur der strebende Mensch hat Gewissensskrupeln. Darum soll man es diesen erleichtern, aber nicht sie scheu machen.

Zudem ist die jenseitige Vergeltung zwar gerecht, aber milde, weit milder, als die Lehren der verschiedenen Religionsgemeinschaften. Nur ganz wenige gemeine Naturen haben berechtigte Ursache, sich zu fürchten. Die erdrückende Mehrheit der Menschen darf sich auf den Tod freuen.

Ich weiß sehr wohl, daß alles, was ich hier lehre, einem objektiven Beweise nicht zugänglich ist. Ich kann nur immer betonen, je weniger wir uns um diese Dinge kümmern, desto besser für uns.

So war es ein Irrtum der Scholastik, Gott und den jenseitigen Fragen durch den Verstand näher kommen zu wollen. Die Mystik eines Tauler und Suso war auf dem richtigen Wege. Gewiß kann eine durch inneres

Anschauen gewonnene Erkenntnis niemals der Vernunft zuwiderlaufen, wohl aber weit über sie hinausgehen.

Doch auch die Mystiker des christlichen Mittel⸗ alters sind nicht begriffen worden. Es handelt sich durchaus nicht um ein Schwelgen in Gefühlen, um jenes diffuse und oberflächliche Gefühlsleben der Künstler und Musiker, die sich häufig nur deshalb für Gefühls⸗ menschen halten, weil ihnen der Verstand fehlt, um etwas anderes sein zu können, deren Seele immer leicht vibriert, ohne große Leidenschaften zu besitzen, die nie wissen, was sie eigentlich wollen und unechte Gefühle in marktschreierischer Weise auf die Gasse tragen. Es handelt sich vielmehr um innere Erlebnisse von so elementarer Gewalt, daß man sie kaum über⸗ lebt. Und diese lassen sich nicht lernen, höchstens durch Zweifel unter gleichzeitigem gewissenhaften Fest⸗ halten am Grundsatze, unter allen Umständen ein an⸗ ständiger Mensch zu bleiben. Aber die Veranlagung ist auch hier entscheidend. Zu welchen Lächerlich⸗ keiten und Abgeschmacktheiten das Mißverständnis dieses Sachverhaltes führt, lehren ja manche Sekten im Abendlande so gut, wie im Orient.

Die Wahrheit höchsten Stiles kann durchaus *nicht* gelernt werden, so wenig, wie man es lernen kann, eine sittliche Persönlichkeit, ein Genie oder ein Kom⸗ ponist zu werden. Sie muß *erworben* werden, genau wie die Willensstärke erworben werden muß. Aber nur wenige haben den guten Willen dazu sich den Mühen und Leiden zu unterziehen, sie hängen zu sehr an den vergänglichen Freuden, an Lust und Unlust, sind zu träge und haben auch zu wenig Mut. Die

sollen alle in der Kirche bleiben. Denn die Kirche ist für große Kinder ganz ausgezeichnet.

Alles beruht in der Natur und im Seelenleben auf der Äquivalenz von Ursache und Wirkung. Nur, daß bei der verschiedenen natürlichen Veranlagung der Menschen die Ursache nicht bei jedermann in gleicher Richtung wirkt, daß also etwa beim musikalisch veranlagten eine große seelische Erschütterung die Entwicklung zum genialen Musiker bewirkt, während sie bei philosophischen Anlagen den genialen Denker schafft. Aber auch hier gibt es Verschiedenheiten, da nur der Starke zum Genie wird, während der Schwache entweder stirbt oder dem Irrsinn verfällt. So kann Böses, das uns die Menschen zufügen, ebensogut zur Verbitterung führen, wie zum Wunsche, möglichst gütig zu sein usf.

Aber neben den sichtbaren Ursachen gibt es auch — und das sind die wirksamsten — solche, die sich nicht nachweisen lassen. Wie Sprengstoff Voraussetzung der Sprengwirkung ist, so muß doch noch der zündende Funke hinzutreten. Bald können wir nur diesen konstatieren, während der Sprengstoff verborgen blieb, bald nur den Sprengstoff, aber den Funken nicht nachweisen. Es handelt sich eben um eminent komplizierte Vorgänge. Darum ist es ja nahezu ausgeschlossen, daß irgendein Mensch alles, was ich in diesem Werke sage, begreift. Denn er müßte bei genau gleichen Anlagen, vor allem solchen zu Genialität und „Magie", auch genau dasselbe erlebt haben, und jedes Erlebnis müßte genau die gleiche Wirkung ausgeübt haben.

Immerhin will ich den Weg angeben: ich habe mich immer bemüht, meine Anlagen des Intellekts und

Willens nach Kräften auszubilden und zugleich ein möglichst anständiger Mensch zu sein, d. h. niemals gegen andere anders zu handeln, als ich es gebilligt haben würde, wenn diese ebenso gegen mich gehandelt hätten, ich habe mich daher immer bestrebt, möglichst milde und möglichst gerecht zu urteilen, und wenn ich auch keineswegs davor zurückschreckte, in vitalen Fragen den Gegner nachdrücklich zu bekämpfen, so war ich doch immer aufs peinlichste darauf bedacht, dies mit Mitteln zu tun, die unter anständigen Menschen allein zulässig sind. Oft war ich zu zimperlich, d. h. zu sehr darauf bedacht, auch wirklich das mildeste Mittel zu wählen. Lies mich das auch auf manchen Erfolg verzichten, so daß ich hinfort rücksichtsloser sein werde, so hatte es doch, indem es mich zwang, an mich einen strengeren Maßstab anzulegen, als an andere, den Vorteil großer Selbstbeherrschung. Auch in Zukunft werde ich selbstverständlich nie anders handeln, als ich es auch andern gegen mich einräumen werde — unter Berücksichtigung aller Umstände natürlich —, aber ich werde mir keine Sorgen mehr machen, wenn ich stärkere Mittel anwende, als die Sachlage erfordert, wenn sie nur einigermaßen äquivalent sind.

Wer ebenso handelte, wird auch zu denselben Resultaten gelangen. Wenn er von jahrelangen Sorgen und Kummer gequält war, wenn Freunde ihn betrogen und unter der Maske der Freundschaft, Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit sich in sein Vertrauen schlichen, um ihn desto sicherer zu vernichten, wenn er viel mit Unverstand, Leichtsinn, Lieb- und Herzlosigkeit zu kämpfen hatte, ihm auch viel Unrecht angetan wurde,

manche Vergewaltigung, gegen die er wehrlos war, und
seine größte Sorge immer die war, nur andern ja kein Un-
recht zuzufügen, wenn er das alles überlebt, was aber
sehr unwahrscheinlich ist, und nicht den Glauben an
die Menschheit noch sein Selbstvertrauen verliert, dann
wird er alles Menschliche, was ich hier sage, bestätigen
und begreifen.

Ich habe an allem gezweifelt, weil ich zur blinden
Anerkennung von Autoritäten erzogen wurde. Der
Schwache wird dadurch unterdrückt, der Starke ge-
kräftigt. Ich erkannte bald die Unvollkommenheit der
Autoritäten und wurde radikaler Agnostiker und Skep-
tiker, dann erst Kritizist. Der Zweifel an allem führt
ganz allein zur Erkenntnis.

Den gleichen Weg gingen auch meine Vorgänger:
Moses, der den Polytheismus und den Balsdienst stürzte,
Buddha, der dem Brahmanismus, in dem er erzogen war,
entgegentrat, Christus, der das pharisäische Judentum
bekämpfte. Mohammed, der den Kulten seines Stammes
den Garaus machte.

Denn alles verläuft nach Ursache und Wirkung.
Wenn ich daher da und dort dem Schicksal etwas zu-
schrieb, was ich doch eigentlich mir ganz allein zu
danken habe, so geschah es, weil sehr vieles „zufällig",
d. h. *unbeabsichtigt* eintrat. Bisweilen tat ich in-
stinktiv oder im Bestreben, möglichst anständig zu han-
deln, einen guten Griff, ohne daß ich dessen Tragweite
ahnte. Das aber ist Zufall, und für solche Handlungen
bzw. deren Resultate kann ich mir keinerlei Verdienst
anrechnen. Andrerseits stieß mir allerdings auch viel
Böses zu, wofür ich nichts konnte. Vor allem wurde

meine Gutmütigkeit und meine stillschweigende Vor⸗
aussetzung, daß andre Menschen ebenso anständig den⸗
ken, wie ich, bisweilen in schamloser Weise ausgenützt.

Selbstverständlich kann jedermann sich auch das
Daimonion durch einen altruistischen Akt größter Selbst⸗
überwindung erwerben, was wünschenswert, aber nicht
unbedingt nötig ist zur seelischen Läuterung. Mein
Verdienst bestand nur in meinem konsequenten Egois⸗
mus, d. h. im Bestreben, immer ein anständiger Mensch
zu sein. Und das ist oft sehr schwer. Alles andere
besorgte das Schicksal. Der Erfolg, d. h. der Gewinn
des Daimonion trat gänzlich unbeabsichtigt, also durch
subjektiven Zufall ein. Wer das Daimonion als Speku⸗
lationsobjekt zu erwerben trachtet, wird es kaum erhalten.

Ich war immer egoistisch, habe es immer für an⸗
ständig gehalten es im Leben so weit zu bringen, wie
möglich, hatte stets das Bestreben, meinen Gegnern über⸗
legen zu sein, habe auch viele Dummheiten gemacht und
daraus gelernt. Forderte mich jemand heraus, galt es
Gewalt gegen Gewalt, Klugheit gegen Klugheit, dann
habe ich einen Kampf gerne aufgenommen und oft mit
Rücksichtslosigkeit geführt. Auch forderte ich gerne Geg⸗
ner heraus, die ich für ebenbürtig oder für überlegen
hielt, jedoch in der Regel nur, wenn ich damit der von mir
vertretenen Sache zu dienen glaubte. Dahin gehört etwa
mein Kampf gegen die Professoren. Und schließlich ist
dieses Werk ja ein Fehdehandschuh, den ich dem ganzen
Erdball zuwerfe. Aber schwere Konflikte gab es oft, etwa
wenn ich nur hätte siegen können, indem ich indiskret ge⸗
wesen wäre, oder indem ich eine Zusage brach. In solchen
und ähnlichen Fällen entschied ich mich fast stets dafür,

den kürzeren zu ziehen, um meinen Idealen treu zu bleiben. So war ich oft zu zimperlich. Deshalb hat mir in Einzelfällen meine Gutmütigkeit und das peinliche Streben, stets möglichst vielen Idealen treu bleiben zu können, oft geschadet. Ich suchte zu lange die Gesetzesmoral, die christliche Moral und die Ritterschaftsideale zu vereinigen. Das war ein Unsinn, denn es hat mir sehr viele unnötige sittliche Konflikte eingetragen. Auch legte ich fast ausnahmslos an meine eigenen Handlungen einen weit strengeren Maßstab an, als an die anderer, auch meiner Gegner. Das war auch unnötig.

Es ist völlig genügend, wenn man an sich den gleichen Maßstab anlegt, als an andere. Das tun nur die allerwenigsten Menschen. Ich war, außer wenn ich auf ungewöhnliche Gemeinheit der Gesinnung stieß, oder auf Herausforderung eines ebenbürtigen oder überlegenen Gegners — dann hielt ich es immer für höchst anständig, einen Hieb mit zweien zu erwidern, und mein Grundsatz Männern gegenüber war immer: Qui me touche s'y pique — peinlich darauf bedacht, den andern nicht mehr zu schädigen, als unbedingt nötig, eine Überlegenheit nicht maßlos auszunutzen. Mein Ideal war, alles verzeihen zu können. Aber das ist ein falsches Ideal. So kam es, daß ich wiederholt, besonders Frauen gegenüber, den kürzern zog, weil ich, vor die Wahl gestellt, sie zu vernichten oder mich ins Unrecht zu setzen, das letztere wählte. Gibt es doch Weiber, die im Vertrauen auf die Ritterlichkeit zu jeder Gemeinheit fähig sind. Man züchtet damit Intrigantinnen und leistet der gesellschaftlichen Hochstapelei Vorschub. Ich war auch stets besorgt, nichts ohne äquivalente Gegen-

leistung anzunehmen, keine Notlage auszunutzen. Ein Appell an meine Großmut machte mich immer wehrlos, so schnell ich den Wert weiblicher Tränen erkannt hatte und ihnen gegenüber fest blieb.

Ich glaubte früher, daß Schonung während des Kampfes ritterlich sei, fürchtete, gegen das Prinzip des kleinsten Mittels zu verstoßen. Das war oft falsch. Denn wenn ich von Anfang an rücksichtsloser aufgetreten wäre, das Fünkchen ausgeblasen hätte, denn hätte ich manchmal vermeiden können, einen Brand löschen zu müssen. Das war falsche Milde. Das kleinste Mittel ist erst am Platze, nachdem der gegnerische Wille gebrochen ist. Ich war auch immer sehr versöhnlich, wenn der andere sein Unrecht einsah und fand es ganz selbstverständlich, daß ich Handlungen, die der Gegner aus Unüberlegtheit, in zu rücksichtsloser Abwehr eines Angriffes oder auch im ritterlichen Angriff ausführte, auch wenn ich darunter sehr zu leiden hatte, verzieh. Darauf wurde viel gesündigt. Ich bemerke auch ausdrücklich, daß zum Experiment „liebet eure Feinde“ eine derartige Selbstüberwindung durchaus nicht genügt. Ist denn das etwas Besonderes, wenn jemand gegen uns fehlte und es bedauert und wir verzeihen ihm? Das Experiment ist nur dann zu machen, wenn man überzeugt ist, daß der Gegner aus Bosheit und gemeiner Gesinnung handelte, daß er uns haßt und verleumdet und man ihm trotzdem eine Freude machen will, sich zu Liebe zwingt.

Und da ich dies alles tat, ohne mit einem Jenseits zu rechnen, d. h. nur um des Guten willen, um mir sagen zu können: du bist ein anständiger Mensch oder

willst es doch sein und werden, mich auch nicht um Gott kümmerte und in der Praxis auf dem Boden der absoluten Willensfreiheit stand, überhaupt durch und durch irreligiös war, so verursachte auch das viele Leiden.

Ich werde der letzte sein, der gezwungenermaßen meinen Leidensweg ging. Man braucht hinfort nur die von mir gelehrte Moral zu befolgen. Wem die innere Befriedigung nicht genügt, der soll auf das Jen-seits hoffen. Der Zweifler muß sich eben dafür ent-scheiden, ob ihm die Erkenntnis lieber ist, oder der Glaube. Im letzteren Falle wird er glücklicher sein, im ersteren mir nachfolgen und im Jenseits eine höhere Stellung einnehmen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden nicht viele soweit kommen wie ich, denn es gibt wohl nicht allzuviele Menschen, die meine Wider-stands- und Willenskraft besitzen.

Zu welchen falschen Konsequenzen der übertriebene christliche Idealismus, das Bestreben alles zu verzeihen, führt, mögen einige Erfahrungen aus meinem Leben be-zeugen. Einst lernte ich eine Dame kennen, der ich eine der wertvollsten Lehren zu danken habe. Da ich mich damals besonders einsam fühlte, sie hübsch war und mit Liebenswürdigkeit und Koketterie mich zu fesseln und sich in mein Vertrauen einzuschmeicheln verstand, ver-liebte ich mich in sie. Nach geraumer Zeit erklärte sie mir, daß ein Unterleibsleiden es ihr vorübergehend unmög-lich mache, in der bisherigen Weise mit mir zu verkehren, daß sie aber nicht zweifle, daß in Bälde alles wieder in Ordnung sein würde. Da ich einen Vorwand zu einer Lösung der Beziehungen vermutete, sagte ich ihr wieder-holt, sie solle mir doch ehrlich erklären, wenn sie meiner

überdrüssig geworden sei. Das Herz sei wandelbar, sie sei eine freie Frau und ich wäre dankbar für die mir bezeugte Liebe, so schmerzlich mir auch eine Trennung fallen würde. Sie bestritt immer die Richtigkeit meines Verdachtes, beklagte tränenden Auges ihr Leiden, versicherte mich, daß sie es ganz natürlich fände, wenn ich unter den veränderten Verhältnissen mir eine neue Geliebte suchte, so weh es ihr tue usw.

Durch ihren Appell an meine Ritterlichkeit ließ ich mich geraume Zeit düpieren, ja, ich war doppelt bestrebt, ihr zu beweisen, daß auch nach Ausschaltung des körperlichen Momentes meine Liebe und Hochachtung für sie sich nicht verringert hätten. Da sie mit den Mitteln raffiniertester Koketterie, die auf Anstachelung meiner Sinne berechnet war, wirkte, um immer im gegebenen Augenblick unter Berufung auf ihr Leiden mich abzuweisen, gelang es ihr, meine Leidenschaften immer mehr anzufachen. Vor allem hatte sie es darauf angelegt, mich nie zur Ruhe kommen zu lassen, sei es, daß sie mich bei Verabredungen warten ließ, sei es, daß sie Zusagen gab, um sie kurz darauf zurückzunehmen oder doch nicht zu erfüllen. Ich verlor für kurze Zeit völlig den Kopf, da sie das Spiel des Anziehens und Abstoßens mit solcher Virtuosität beherrschte, daß ich bald glaubte, sie liebe mich leidenschaftlich, dann wieder, ich sei ihr gleichgültig. Besondere Freude machte es ihr, mir weh zu tun: durch Erregung meiner Eifersucht, die Drohung fortzuziehen usw. Telephonierte ich sie an, dann mußte ich den leisen Tadel der Zudringlichkeit hören, unterließ ich es auch nur zwei Tage, dann bekam ich

liebenswürdige Vorwürfe über meine Gleichgültigkeit. Ich kannte mich nicht mehr aus, wiewohl ich in Liebes- angelegenheiten durchaus kein Neuling mehr war. Die Affäre hätte ganz gut so enden können, wie die in Allenstein, wenn mir nicht glückliche Umstände die Augen geöffnet hätten.

Beteuerte ich ihr in Worten und durch Handlungen einerseits meine Liebe und meine Geduld mit ihrem Leiden, so versicherte ich sie doch andrerseits auch, so- bald mir ein Verdacht aufstieg, daß ich ihr mit der größten Kaltblütigkeit den Kragen umdrehen würde, falls ich auf unwiderlegliche Beweise stieße, daß sie mit mir ein Spiel triebe. Sobald ich aber mißtrauisch zu werden anfing, verstand sie es immer wieder, mich völlig zu beruhigen. Übrigens war sie eine welterfah- rene Frau und starke Persönlichkeit. Ich konnte mir nicht recht denken, welchen Vorteil sie davon haben sollte, mich zu nasführen, nachdem ich ihr ausdrück- lich erklärt hatte, daß sie auch nach einer anständigen Lösung der Liaison auf meine Freundschaft zählen dürfe.

Da spielte der Zufall mir Material in die Hände, das mich nicht mehr daran zweifeln ließ, daß sie mit mir ein böses Spiel getrieben hatte. Gottlob fiel dies in eine längere Trennungszeit, da ich sie sonst wahr- scheinlich umgebracht haben würde, denn ich hätte das für eine ganz äquivalente Strafe gehalten und höchst- wahrscheinlich keine Gewissensbisse gehabt.

Die Trennung reichte aus, mein seelisches Gleich- gewicht einigermaßen wieder herzustellen, so daß ich mir beim Wiedersehen nichts anmerken ließ, sondern ruhig beobachtete, was mich allerdings eine ungeheure

Überwindung kostete. Ich fand dann, daß diese Dame, die auf ihren Ruf das größte Gewicht legte, „Fehl⸗tritte“ anderer unbarmherzig verurteilte, kurz die Rolle einer Vestalin zu spielen verstand, den Männerfang systematisch betrieb, sich einen männlichen Harem hielt und einen ihrer Seelenfreunde mit dem andern betrog. Jedem versicherte sie natürlich, daß er der einzige Erwählte ihres Herzens sei, jedem, daß es sie den schwersten Entschluß koste, vom Pfade der „Tu⸗gend“ abzuweichen usw.

Sie führte ein völliges Doppelleben. Da sie gesell⸗schaftlich sehr ehrgeizig war, triefte sie bei Tage von Ehrbarkeit und Tugend, um die Nächte sich desto besser zu unterhalten. Dann ließ sie sich mit Vorliebe von mir andern Tags wegen der schlaflosen Nacht und ihres schlechten Aussehens bemitleiden. Sie litt an der Schwäche der Eitelkeit und mochte sich nicht ein⸗gestehen, daß irgendein Mann, der jemals ihre Gunst genossen hatte, von ihr abfiel. Das war eine der Wur⸗zeln ihres gefährlichen Spiels. Übrigens verstand sie es meisterhaft, niemals einen Wunsch zu äußern, son⸗dern sich alles Angenehme gleichsam aufdrängen zu lassen und dann mit Gönnermiene anzunehmen. Da ich mich bemühte, ihre Wünsche von den Augen ab⸗zulesen, wenn ich dafür andrerseits allerdings auch Unterordnung unter meinen Willen forderte, so ver⸗ausgabte ich mich. Ich habe von Damen, die ich liebte, von einer einzigen Ausnahme größter Liebe auf beiden Seiten abgesehen, immer die ganze Seele ver⸗langt und bot dafür nur ein Stückchen der meinen. Ich hielt das für eine große Gegengabe, und dann war

ja auch niemand gezwungen, darauf einzugehen. Hier wäre es beinahe umgekehrt gewesen.

Übrigens hätte ich die Selbstbeherrschung der Beobachtung nicht besessen, zumal sie fortfuhr, mich mit allen Mitteln sinnlich zu reizen und eifersüchtig zu machen, wenn nicht meine Leidenschaft kurz vor den Enthüllungen ihr Zenith bereits überschritten gehabt hätte. Sie versuchte mich zu tyrannisieren — was ich nie vertragen konnte —, aus meiner Liebe und meinem Mitleid Kapital zu schlagen, ja zeitenweise mich mit leiser Geringschätzung zu behandeln, und das hatte mich verstimmt, zumal ich manchen Lügen auf die Spur gekommen war. Welche Virtuosin der Verstellungskunst sie war, bemerkte ich vor allem in der Beobachtungszeit. Wir bewunderten uns damals gegenseitig, ich die Unverschämtheit, mit der sie jedermann belog, sie meine Dummheit, die alles zu glauben schien. Solche Personen bilden sich nämlich ein, daß ein anständiger Mensch nicht lügen könne, während wir solche Mittel doch nur um ihrer Minderwertigkeit willen verschmähen.

Am meisten ernüchtert hatte mich folgendes: kurz bevor mir die Augen geöffnet wurden, hatte sie mir erklärt, daß es doch am klügsten sei, wenn sie — nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit — einen meiner Freunde heirate, da wir dann unsere Beziehungen ungestört wieder aufnehmen könnten. Diese Zumutung empörte mich innerlich und ich fühlte mich aufs tiefste gekränkt, daß sie mir eine solche Gemeinheit zutrauen könnte, einen meiner Freunde in dieser Weise zu betrügen. Hier möchte ich bemerken, daß ich mich, als ich noch jünger war, nie darum scherte,

ob eine Frau, die mir gefiel, verheiratet war oder nicht. Eine Frau ist keine Sache, an der man ohne weiteres als Ehemann das Eigentumsrecht erwirbt, wenigstens nicht, solange die heutige Form der Ehe besteht. Ich hielt dafür, daß die Männer, wie ich es ja auch tue, sich um ihre Frauen kümmern, sich ihre Liebe verdienen sollten und habe durchaus kein schlechtes Gewissen wegen meiner Denk- und Handlungsweise. Im Gegenteil freue ich mich sehr über manches gelungene gefährliche Liebesabenteuer. Mars mihi lex. Aber ich glaube niemals ein Vertrauen getäuscht zu haben, versuchte auch nie das Glück einer Ehe oder auch eines Liebespaares durch mein Dazwischentreten zu stören, und hielt mich in der Regel fern von Frauen, vor deren Männern ich große Hochachtung hatte. Ich hätte mich zwar meiner Haut gewehrt, aber keinesfalls den beleidigten Gatten im Duell absichtlich getötet, es sogar gebilligt, wenn er mich ohne weiteres in flagranti über den Haufen geschossen hätte.

Die Frage der Dame stürzte mich in einen schweren sittlichen Konflikt, da ich einerseits sie natürlich nicht verraten wollte, andrerseits es für meine Pflicht hielt, einen Freund von der Tatsache unserer Beziehungen zu informieren, mehr noch vor ihrer Denkweise, die mir nun auf einmal blitzartig erhellt wurde, zu warnen. Endlich wußte ich nicht, ob die Ehe nicht trotzdem glücklich ausfallen könne. Ich sagte ihr, daß ich selbstverständlich verzichten würde, so sehr es mich schmerze, sie zu verlieren, da ich ihrem Glücke nicht hinderlich sein möchte. Wie ich mich meinem Freunde gegenüber zu benehmen hätte, wußte

ich noch nicht. Endlich fand ich einen Ausweg, den ich für klug und nobel hielt, und der dadurch erleichtert wurde, daß sie, aus Angst vor meiner Warnung, den Herren durch Indiskretionen, Lügen und Verleumdungen gegen mich einzunehmen gewußt hatte. Übrigens spielte mir dieser „Freund“, der von dem allen nichts wußte und auch nichts zu wissen brauchte, da sich die Ehe aus anderen Gründen zerschlug, später einen sehr bösen Streich und war, wie ich glaube, sehr stolz darauf.

Würde jemand in gleicher Lage eine solche Dame ermorden, dann würde ich ihn freisprechen. Persönlich freue ich mich natürlich, daß ich auf Rache verzichtete und mir damit zugleich die Unannehmlichkeiten eines Strafprozesses ersparte. Ich begnügte mich damit, ihr eines Tages mitzuteilen und, als sie mit vor Entrüstung geröteten Wangen leugnete, zu beweisen, daß ich ihr Spiel durchschaut hätte, und mich zurückzuziehen, was sie tiefer traf, als ich vermutete. Denn als ich mich leise innerlich von ihr entfernte, hatte sie sich in mich verliebt, jedenfalls aber hatte sie mir die Ehre ihrer Hand zugedacht. Und das wird wohl auch das tiefste Motiv ihres Spieles gewesen sein.

Für den Abbruch der Beziehungen, den sie für eine Kränkung hielt, rächte sie sich auf ihre Art: Während sie mich noch mit telephonischen Anrufen beehrte, in der Hoffnung mich zu versöhnen, beklagte sie sich gleichzeitig überall über meine Zudringlichkeit und fand wohl auch da und dort Glauben. Wahrscheinlich hätte ich ihr Untreue und Spiel doch noch verziehen, wenn mir ihr Charakter nicht so mißfallen hätte.

Diese Dame war auf Grund vielfacher Erfahrungen zum Resultate gekommen, daß die Männer nur so lange lieben, als man nicht tut, was sie wollen. Statt nach dem Grundsatze des do ut des dankbar zu sein für Beweise von Liebe, für mein Bestreben, ihren Wünschen zuvorzukommen, dachte sie: ich werde doch nicht so töricht sein für etwas, das mir umsonst gegeben wird, ein Äquivalent zu bieten! Die Wurzel dieser Erkenntnis war doppelt, zunächst war sie selbst von großer Sinnlichkeit, und da sie damit eine nicht geringere Herrschsucht vereinte, so glaubte sie durch Verteilung ihrer Huld am besten zu fahren. Denn es ist sicher, daß die Männer keine Frauen mögen, die sie mit erotischen Wünschen behelligen, wenigstens nicht die geistig Schaffenden. Sie hielt an ihrem Grundsatze, immer das Gegenteil von dem zu tun, was ich wollte, starr fest. Nach ihrer Entlarvung meinte sie höchst naiv, sie hätte ja gleich gewußt, daß ich ihr nichts tun würde. Hätte ich damals schon die Chiromantie gekannt, dann würde ich aus ihrer Spatelhand das Berechnende und das Haften an dem einmal Erprobten herausgelesen haben.

Dann aber war noch ein im Unterbewußtsein schlummerndes Gefühl der eigenen moralischen Minderwertigkeit mitbestimmend. Die Argumentation lautet: ich bin eine Kokottennatur; wer mich liebt, muß entweder dumm sein, daß er es nicht merkt, oder er ist kein Mann, wenn er sich das gefallen läßt. In beiden Fällen verdient er aber meine Liebe nicht. Je schlechter wir diese Weiber behandeln, desto mehr vergöttern sie uns. Es ist aber nicht jedermann gegeben, mit solchen Charakteren umzugehen. Dagegen ist eine solche Person

für Hausknechtnaturen wie geschaffen. Es gibt ja überhaupt nicht allzuviele Menschen, die eine gute Behandlung vertragen können. Besonders Frauen müssen von Zeit zu Zeit an die männliche Superiorität erinnert werden. Das liegt im Wesen ihres Geschlechtes, und es ist oft überaus schwer, die richtige Grenze zwischen der gebotenen Ritterlichkeit und dem noch mehr gebotenen Herrengefühl zu finden.

Übrigens verstehen es solche Personen meisterhaft, den Eindruck absoluter Glaubwürdigkeit zu erwecken. Wie jedem Hochstapler und Betrüger leuchtet auch ihnen die Ehrlichkeit aus den Augen. Wer würde denn auch sonst auf sie hereinfallen? Wenn sie lügen, so ist in der Regel neun Zehntel wahr, d. h. alles, was sich kontollieren läßt, oder was sie für kontrollierbar halten. Das letzte Zehntel aber, d. h. das, worauf es gerade ankommt, ist natürlich erlogen. Ferner verstehen sie es auch, immer etwas einzuflechten, was ihnen nachteilig ist, weil dadurch der Hörer geblendet wird; wie ehrlich ist sie doch, daß sie sogar Ungünstiges nicht verschweigt! denkt man sich dann oder man soll es sich doch denken.

Für den unbeteiligten Zuschauer ist das alles sehr komisch, und heute lache ich natürlich selbst darüber, tragisch wird es aber, wenn man selbst in solche Affäre verwickelt ist, oder wenn sich Ehrenmänner um solcher Druts willen gegenseitig die Hälse abschneiden.

Damals war ich noch unmündig und hielt es daher für moralisch und nobel, eine Dame selbst unter diesen Umständen zu schonen. Heute würde ich sie wohl mit größter Rücksichtslosigkeit gesellschaftlich

unmöglich zu machen suchen. Durchaus nicht wegen ihrer zahlreichen Liebschaften, sondern nur wegen ihrer Falschheit. Denn diese Frauen richten im Vertrauen auf die männliche Ritterlichkeit und Diskretion ungeheuren Schaden an — dieses Exemplar hatte schon mehrere Männer auf dem Gewissen — so daß man Hehlerdienste tut, wenn man sie nicht unschädlich macht, ganz abgesehen von der moralisch durchaus berechtigten Rache. Denn wenn es auch unklug und unedel ist, kleinliche Rache oder maßlose Wiedervergeltung zu üben, so ist eine äquivalente Strafe in solchen schweren Fällen unbedingt zulässig und sogar geboten, aus persönlichen und aus sozialen Erwägungen. Gelänge mir meine Rache, dann hätte ich die größte Schadenfreude und die Gewißheit, ein gutes Werk getan zu haben.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß gutmütige und im landläufigen Sinne dumme aber anständige Menschen es im Leben viel weiter bringen, als bösartige und schlaue. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis diese zugrunde gehen. Gauner haben fortgesetzt Augenblickserfolge, aber ehrlich währt am längsten.

Leider bin ich in meinem Leben auch mit Intrigantinnen in Berührung gekommen, Weibern, deren Ziel es ist, aus Freude am Bösen und als Dank für Wohltaten das Familienglück zu untergraben, mit Lügen und Verleumdungen langjährige Freunde zu umgarnen und in Feinde zu verwandeln. Ich sah zu, wie solche gemeingefährliche Bestien skrupellos die Existenz ehrenhafter Männer vernichteten, die selbst zu anständig waren und zu wenig Welterfahrung besaßen,

um so viel Schlechtigkeit für möglich zu halten. Denn lieber als ein Unrecht oder eine Lüge einzugestehen, schreiten sie über Leichen.

Dieser Typus findet fast immer einen oder einige Ritter, die für ihre Tugend, Ehre und Unschuld eintreten. Harmlose, oft beschränkte, wohl immer anständige Menschen, die es für Kavalierpflicht halten, für eine Dame durch dick und dünn zu gehen, sogar bisweilen gegen besseres Wissen. Diese Männer bedenken nicht, daß die erste Pflicht jedes Kavaliers und Ehrenmannes darin besteht, dem Recht und dem Guten zum Siege zu verhelfen. Allerdings treten diese Damen fast immer in der Rolle der verfolgten Unschuld, der wehr- und schutzlosen Frau auf, weil sie aus Erfahrung wissen, daß ihre Giftpfeile sich am leichtesten hinter diesem Schilde verschicken lassen. Sie triefen von Edelmut in ihren Reden. Sind sie in einer Intrige besonders böse hineingefallen, dann berichten sie zwar gern von den Gegenmaßnahmen ihres Opfers, verschweigen aber ihre eigenen Handlungen, die jene verursachten. So hält der Unbeteiligte den Gegner für ein Scheusal, zumal wenn dies auch noch durch Briefe bewiesen werden kann. Als ob man nicht aus Bruchstücken einer Korrespondenz ungefähr alles beweisen könnte! Übrigens sind sie selbst äußerst vorsichtig in schriftlichen Mitteilungen, woran man geradezu ihre Unehrenhaftigkeit erkennen kann. Auf den Rat wohlmeinender Freunde, die aber natürlich nur die eine Hälfte des Falles kennen, sich doch vor Gericht oder auf anderem Wege ihr Recht zu suchen, antworten sie stets, daß diese unedle Rache ihrem Charakter widersprechen

würde. Sie wissen natürlich sehr gut, daß Gericht und öffentliche Meinung bei Bekanntgabe des wahren Tat⸗bestandes sie verurteilen würden. Sie hüten sich auch jemand direkt anzugreifen. Sie nahen in der Maske des warnenden und mitleidigen Freundes, um so das Gift der Verleumdung am ungefährdetsten anbringen zu können. Diese gemeingefährlichen Bestien rücksichts⸗los zu vernichten, ist Pflicht jedes anständigen Menschen. Denn wer solche Gemeinheiten ansieht, ohne einzu⸗schreiten, macht sich zum Mitschuldigen. Die sittliche Persönlichkeit muß das Gute fördern, indem sie solches Ungeziefer vertilgen hilft.

Zahlreiche zerstörte Ehen, gesprengte langjährige Freundschaften, aus ihrer Laufbahn jäh gerissene tüch⸗tige Männer bezeichnen als Leichensteine den Weg dieser Megären. Allerdings trugen diese Männer auch stets einen Teil der Schuld selbst, weil sie Personen, die das Spiel durchschaut hatten, nicht glaubten, sondern zu ihren intriganten Frauen oder Freundinnen aus falscher Ritterlichkeit um jeden Preis hielten.

Ich sah aber auch, daß sie alle ein trauriges Ende nahmen: gemieden von den anständigen Menschen, ver⸗achtet von Personen, auf deren Achtung sie Wert legten, gehaßt von ihren Opfern. Alle Schlauheit und Frech⸗heit rettete sie nicht davor, als Paria allein oder mit anderen verächtlichen Individuen ihre Laufbahn zu be⸗schließen. Ist es etwa klug, einem solchen Ziele zu⸗zusteuern?

Die Nachwelt wird auf Grund meiner Tagebücher und Korrespondenz manches schärfer sehen können. Wer gegen mich aus Fahrlässigkeit, menschlicher Schwäche,

Irrtum, durch falsche Wahl eines Mittels in guter Absicht fehlte oder wer im ehrlichen Kampfe da und dort zu weit ging, den werde ich schonen. Gemeine Individuen aber werde ich der gerechten Verachtung der Nachwelt überliefern, und die Geschichte soll neben Potiphar und Judas Ischariot noch Namen nennen, bei deren Aussprechen gerade die besten Menschen die Empörung übermannt. Denn indem ich so handle, als Warnung für andere, diene ich dem Guten.

Wer die christlichen Ideale der Weltflucht, der Dummen und Schwachen, teilt, ist auf dem falschen Wege. Nicht das Starke muß bekämpft werden, sondern das Schwache, allerdings mit möglichst milden Mitteln, aber ohne Zimperlichkeit. Zu verabscheuen sind aber Falschheit, Verrat und vergiftete Waffen. Dem Gegner sich überlegen zu zeigen, ist die Aufgabe; der Sieger ist der Bessere.

Ebenso ist das christliche Ideal, alles zu verzeihen, grundfalsch. Die äquivalente Belohnung und Bestrafung dient allein dem Guten.

Es scheint mir zu betonen notwendig, daß ich keine Reinkarnation von Buddha, Christus, Mohammed oder einem der andern großen Religionsstifter bin. Sie leben sämtlich noch in strahlender Reinheit — was die Theosophen darüber lehren ist falsch —, sie so gut wie die großen Griechen, wie Cäsar oder Sokrates, Augustus und Horaz. Das weiß ich.

Da ich nur wissen kann, was mir der Weltgeist zu sagen befiehlt, nicht aber, was er einst einem Moses oder Mohammed auftrug, so bin ich weit davon entfernt zu behaupten, die Gebote oder Vorschriften der

Beschneidung, des Verbotes von Schweinefleisch und anderes seien nur eine Erfindung von Moses, das Alkoholverbot eine solche von Mohammed. Es kann so sein und der hohe praktische Wert aller dieser Verordnungen würde ein ehrendes Zeugnis ablegen für die Weisheit dieser Männer. Aber es muß durchaus nicht so sein. Auf alle Fälle erkläre ich mich nicht für kompetent, ein maßgebendes Urteil zu fällen.

Wer so erstaunliche innere Erlebnisse hatte, wie ich, wird die Möglichkeit anderer nicht bestreiten. Ich vermute, daß viele Verordnungen der Religionsstifter ihrem eigenen Geiste entsprangen und sie die Autorität des göttlichen Willens, dessen Werkzeug sie in anderen Punkten ganz zweifellos waren, auch hierauf übertrugen. Aber ich bemerke ausdrücklich, daß es sich nur um eine persönliche Vermutung handelt. Ich müßte es daher entschieden ablehnen, wenn Juden oder Mohammedaner oder andere Gläubige sich auf meine Autorität gegen ihre Religionsstifter berufen sollten.

Ich kann nur für die Zukunft Lehrer sein und ich hebe hiermit alle Fastengebote und Speiseverbote, alle Gebetsübungen, Kasteiungen, welcher Art sie auch sein mögen, ausdrücklich auf und verbiete sie denen, die an mich glauben.

Ich bemerke auch, daß es ein Bittgebet zu Gott nicht gibt, was auch Christus andeutet. Das kann noch nicht einmal ich! Der autosuggestive Wert sei deshalb nicht bestritten. Es ist auch ganz überflüssig, denn da das Gute mit Weisheit und Kraft die Welt regiert, weiß der Weltgeist besser, was uns frommt, als wir und wird sich sicherlich nicht durch unsere törichten Bitten und

Wünsche beirren lassen. Denn zu den größten Enttäuschungen und Mißgriffen würde gar oft die Erfüllung unserer Wünsche zählen. Wohl aber gibt es Dankgebete.

Jede Wissenschaft, jedes Heer, jeder Staat ehrt die Männer, die sich um sie verdient gemacht haben. Die katholische Kirche tut es, indem sie sie zu Heiligen erhöht. Ob sie immer die richtigen Verdienste feiert, bleibe dahingestellt.

Der Gedanke an sich ist durchaus natürlich und berechtigt und der Eifer des Protestantismus darum zu verurteilen. Andrerseits ist der Heiligenkultus, dessen Torheiten und Ausartungen jeden vernünftigen Menschen stören, gewiß nicht zu billigen. Denn er hat mit seinem dicken Rankenwerk das Bild der Religion völlig überwuchert, wie der Monotheismus des Judentums durch die „Dreieinigkeit" nahezu aufgehoben wurde.

Wohl aber gibt es ein Gebet zu den guten Geistern, die zwar nicht direkt helfend eingreifen können, aber befähigt sind, Menschen zu unsern Gunsten zu beeinflussen. Besser als beten ist arbeiten, seine Fähigkeiten auszubilden, mit dem „Pfunde zu wuchern", sich seinen Platz an der Sonne zu erkämpfen und zugleich bestrebt zu sein, auch andern zu dienen. Dem Kühnen und Starken, der zugleich ein guter Mensch ist, helfen die höheren Mächte, auch ohne daß er darum bittet. Dem dummen, feigen, schwachen und faulen, dem schlechten und minderwertigen hilft niemand, und wenn er den ganzen Tag auf den Knien liegt. Er hat es auch nicht besser verdient.

Ich schließe dieses Kapitel mit den Worten der Bibel: „selig sind die Frommen, d. h. die anständigen

Menschen, denn ihnen wird alles zum Besten dienen." Selig sind die Zweifler, denn sie, nur sie, sind auf dem rechten Wege zur Wahrheit.

„Was dir unangenehm ist, das tue auch anderen nicht; das ist das Hauptgebot, alles andere nur die Ausführung," sagt der vorchristliche jüdische Weise Hillel — ich verdanke diese Kenntnis dem von mir hochverehrten Rabbiner Dr. Coßmann Werner — und „beurteile nicht deinen Nächsten, ehe du dich in seine Lage versetzt hast." Das war, ist und bleibt der Kern aller Moral und aller Religion. Alles übrige ist nur Kommentar. Nichts aber ist törichter, als sich das Jenseits auszumalen, in das wir ja alle einmal eintreten werden, statt seine Zeit und seine Kräfte im Diesseits richtig zu gebrauchen.

Wer aber die größten Erfolge erzielen will, der merke sich das Rezept: er tue niemals — außer in Notwehr — etwas für sich allein, sondern denke stets: es soll nützen mir und andern. Denn die Harmonie des Egoismus und Altruismus ist die tiefste Wurzel aller Moral und zugleich das Fundament der Religionen.

Ende des fünften Teiles.

Vierzehntes Kapitel

Ergänzungen und Erläuterungen

Wer nie verliebt war, keine Gewissenskonflikte hatte, nicht Kummer und Sorgen kennt, in dem das „Es“ nicht arbeitet, der die Entwicklung ins Geniale nicht hinter sich hat, wer niemals einen Akt großer Selbstüberwindung vollbrachte, dem wird fast alles, was ich in diesem Werke sage, unverständlich sein. Und wenn er dazu noch denkfaul und dumm ist, boshaft und falsch, dann wird er den Verfasser für einen Narren halten. Je mehr er aber sich der menschlichen Vollkommenheit nähert, d. h. je mehr er sich bemüht ein ganzer Mensch zu sein, kein Übermensch und kein Untermensch (Asket, Eunuch, Fanatiker oder Prügelknabe), desto mehr wird er von diesem Werke begreifen. So ist das Begreifen dieses Buches Maßstab für die intellektuelle und sittliche Höhe des Lesers, zugleich auch Maßstab für die Leiden und Prüfungen, denen er ausgesetzt war. Denn ich schrieb hier die Bibel künftiger Jahrhunderte und Jahrtausende.

Da die Denkfaulheit der Menschen über jede Vorstellung groß ist, so muß ich hier folgendes feststellen: mein Kausalgesetz könnte richtig sein, auch wenn es mir nicht gelungen wäre, das Eintreffen der russischen Revolution richtig, d. h. hinsichtlich der Zeitangabe, zu

berechnen. Vor Stromer und mir konnte das nur Nostradamus. Meine Mission ist von der Richtigkeit meiner Philosophie so unabhängig, wie die Güte der Zimmermannsarbeiten Christi, der kaufmännischen Unternehmungen Mohammeds von der Mission dieser Männer. Denn wir haben doch selbstverständlich auch alle einen Zivilberuf.

Von dieser meiner Mission ist auch mein Privatleben zu trennen. So gut selbst der menschlich verworfenste Papst nach der Lehre der römisch-katholischen Kirche unfehlbar ist, sobald er ex cathedra spricht, so gut die verfassungsmäßigen Rechte des Monarchen ganz unabhängig sind von seinem persönlichen Werte, so ist es auch natürlich bei mir, so war es bei uns Religionsstiftern allen. Allwissend war selbstverständlich keiner von uns, wir alle begingen Irrtümer und Fehler, und Unfehlbarkeit ist auch von keinem meiner Vorgänger prätendiert worden. Wohl aber waren wir alle unfehlbar, soweit unsere Mission in Frage kommt.

Ich hätte verbieten sollen, daß jemand dieses Werk in die Hand nimmt, der nicht mindestens im achten Lebenslustrum steht. Denn nur dann wird er dieses oder jenes begreifen können, den Geist ahnen, der in diesen Blättern weht. Denn Voraussetzung dazu sind viele Jahre des Leidens.

Sehr viele werden sich ärgern bei der Lektüre. Wer sich überhaupt noch über irgendeine andere politische, wissenschaftliche oder moralische Ansicht ärgern kann, der ist noch weit entfernt von der Vollkommenheit. Denn die wahre Toleranz, die Fähigkeit sich in

jeden Gedankenkreis und Parteistandpunkt hineindenken zu können, als Philosoph nur Irrtümer, als Historiker nur Entwicklungserscheinungen in Dingen zu erblicken, die uns früher ärgerten oder empörten, ist einer der absoluten Maßstäbe für die Leiden, die jemand zu erdulden hatte, und zugleich Beweis dafür, daß sie ihn läuterten. Der Parteihistoriograph, der Fanatiker, haben nicht genug Böses erlebt oder es diente nicht zu ihrer Läuterung, weil sie auf dem falschen Wege waren. Nur wer bestrebt ist alles Menschliche zu begreifen, ist auf dem richtigen. Ebenso sind Leiden Voraussetzung, daß man überhaupt auf dem richtigen Standpunkt der autonomen Moral stehen kann. Denn die Gesetzesmoral sitzt uns aus der Kindheit her so fest in der Seele, daß es sehr schwer ist, sie zu überwinden.

Man wird sagen, daß ich den Ketzerrichter hasse und den Anarchisten, und ich werde antworten, daß man mich für beides halten könnte, wenn man mich reden hört. Ich glaube, daß es gar keine Ansicht gibt, noch geben kann, die ich nicht so mir zu eigen machen könnte, daß ich alle ihre Argumente kennen würde. Das erfordert die Gerechtigkeit. Denn wie kann ich über Ideen urteilen, die ich gar nicht kenne? Erst wenn man kühl und nüchtern sine ira et studio sie geprüft hat, erst dann hat man auch das moralische Recht sie zu bekämpfen und zu hassen. Das kann aber nur die sittliche Persönlichkeit. Wenn ich den Ketzerrichter und den Anarchisten bekämpfe, so geschieht es wegen ihrer Gemeingefährlichkeit.

Die große Gefahr des Denkens besteht in einer gewissen Lähmung der Tatkraft. In dieser Hinsicht

ist das Experiment „Liebet eure Feinde“ geradezu mör-derisch. Wer aber Erfolg erzielen will, muß sich durch Ausschaltung aller inneren Hemmungen im gegebenen Moment fanatisieren können.

Man wird in Zukunft das merkwürdige Schauspiel erleben, daß ich dieselbe Frage, die ich als Philosoph und Historiker kühl bis ans Herz hinan behandle, als Politiker mit Fanatismus vertrete. Nur wer es gelernt hat die verschiedenen Personen in seinem Inneren in dieser Weise zu sondern, nur der steht auf der menschlichen Höhe. Nur er ist neben dem Denker auch ein Mann der Tat. Das können aber nur außerordentlich wenige Menschen. Nach dem Experiment „Liebet eure Feinde“, das nur ausführen kann, wer immer nach Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung gestrebt hat, ist es weit leichter den andern Backen hinzuhalten, wenn der eine geschlagen wird, als die alte Offensivkraft zurückzuerlangen. Daß ich auch das kann, wird dereinst die Geschichte bezeugen.

Manche werden sich darüber wundern, daß ein Mann, der es unternimmt den ganzen Erdkreis zu reformieren, der als Prophet und Verkünder des göttlichen Willens auftritt, Tango tanzt und Bälle besucht. Ich würde das tun, selbst wenn es mich aufs höchste langweilen würde, um den, ach so sittsamen und würdevollen, Pfaffen und Tugendbolden zu zeigen, daß sich Lebensgenuß und die harmlosen Freuden der Geselligkeit sehr wohl mit ernsten Dingen vertragen. Wem die innere Würde fehlt, der tut allerdings gut daran das Surrogat des Puritanismus als fadenscheiniges Mäntelchen umzuhängen.

Es dürfte unerläßlich sein, auf das „Liebet eure Feinde“, ein Experiment, das wohl Christus entdeckt hat, hier näher einzugehen. Meine Selbstbeobachtungen bzw. ihre Interpretation bedürfen einer Korrektur. Ich bringe sie um so lieber an, als damit der Ignoranz unserer Psychiater etwas entgegengearbeitet wird: wie ich inzwischen erfuhr, ist die Folge einer besonders edlen d. h. mit einer besonders großen Selbstüberwindung und Selbstverleugnung verbundenen Handlungsweise die, daß sich etwa nach einem Monat ein inneres Auge einstellt, durch das man glaubt die Leute weinen zu sehen. Wenn es theoretisch auch möglich wäre, daß man seine Leiden sozusagen ausstrahlt wie Wärme, und diese auf die andern wirken, indem sie sie traurig machen, so ist doch die Annahme wahrscheinlicher, daß wir dadurch die Fähigkeit erlangen, verborgene Leiden zu sehen. Denn auch wenn wir fröhlich sind und lachen, sieht man das Weinen der andern, das natürlich einen sehr verschiedenen Stärkegrad besitzt. Ebenso können die andern lachen und man sieht doch das Weinen ihrer Seelen.

Die Maschinenschreiberin, der ich Mitte Januar diktierte, vergoß plötzlich heiße Tränen. Auf meine Frage nach ihrem Kummer bestritt sie jede Ursache zur Trauer und sagte mir, daß sie durchaus nicht wisse, warum sie weine. Daß der Inhalt meines Diktates keine Schuld tragen konnte, ist klar. Und ich hatte sie auch sehr höflich behandelt. In diesem Falle waren es also ganz zweifellos die von mir ausgehenden Ausstrahlungen.

Das Weinen wird bewirkt durch erhöhte Blutzu-

fuhr zu den Augen. Diese stellt sich auch ein, wenn wir traurig sind, nur daß sie zu gering ist, als daß Tränen ausgeschieden werden müßten. Diese feine Erweiterung der um die Augen liegenden Blutgefäße sehen wir mit dem inneren Auge, das wir durch einen Akt außerordentlicher Selbstüberwindung erwerben. Übrigens nimmt die Fähigkeit allmählich ab, um etwa nach 4—6 Wochen fast ganz zu verschwinden. In den letzten Wochen sieht man eben nur mehr besonders tiefen Kummer, der in den Mienen jedoch nicht zum Ausdruck kommt. Verschiedene Bekannte waren sehr erstaunt, als ich ihnen ihren Kummer und manchmal auch dessen Ursache nannte. Ich konnte auch das schnelle Auftauchen und Verschwinden einer traurigen Regung deutlich beobachten. Ich habe zahlreiche Experimente gemacht. Wenn ich also im I. Bande die Erscheinung des Weinens auf die Reise zurückführte, so war das ein Interpretationsfehler. Es war ein zufälliges zeitliches Zusammentreffen des Monats nach dem Experiment „Liebet eure Feinde“ mit der Reise. Durch die seelische Erschütterung, die sie hervorrief, wurde allerdings die Fähigkeit außerordentlich gesteigert. Übrigens habe ich auch heute noch, fast ein Jahr nach dem Experiment, an manchen Tagen dieses innere Auge.

Es ist bedauerlich genug, daß diese Erscheinung so wenig bekannt ist, da das beweist, wie wenig Menschen es gibt, die eines Aktes großer Selbstüberwindung fähig sind oder einen solchen in ihrem Leben zu verzeichnen haben. Ergänzend muß ich noch bemerken, daß ich einige Wochen lang im linken Auge eine Träne

zu spüren glaubte. Auch diese Erscheinung ist bekannt und zwar aus der mittelalterlichen Heiligenliteratur. Man war damals viel mehr auf eine Beobachtung der Menschen bedacht, als in unserer so unheimlich „auf-geklärten“ Zeit, die sich mit Anatomie und chemischen Reaktionen im wesentlichen begnügen zu können glaubt und alles, was nicht Hinz und Kunz jederzeit willkürlich kann, für anormal, „geisteskrank“ oder abergläubisch erklärt. Und das letzten Endes nur, weil die Gelehrten etwas anderes glauben, als wir wissen. In wenigen Jahrzehnten wird man über unsere sogenannte natur-wissenschaftliche Denkweise ebenso lachen, wie wir über Incubus und Succubus. Man wird erkannt haben, daß Mystik oder Okkultismus Naturwissenschaft ist und daß sehr vieles, was wir Kritik nennen, nur auf Unwissenheit beruht. Sehr vieles, was das Mittelalter wußte, wird neu entdeckt werden, und vor allen den Leuten der Bekennermut dessen, was sie selbst er-lebten, wiedergegeben werden müssen. Denn innere Erlebnisse, Geistererscheinungen, übersinnliche Wahr-nehmungen hatte wohl jeder dritte reife Erwachsene. Aber alle schweigen und leugnen aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, diesem Abgott aller Feiglinge und Dummköpfe. Es ist geradezu eine Schande, der Norm unserer Psychiater zu entsprechen. Sie glauben mit der Konstatierung einer „Anomalie“ irgend etwas ausgesagt zu haben, während sie doch nur ein Urteil über sich selbst fällten. Auch das absolute, objektive, musikalische Gehör ist anormal, noch anormaler sind geniale und edle Menschen, weil die erdrückende Ma-jorität beschränkt und unnobel ist.

Ich halte das „Liebet eure Feinde“ für eine eminent gefährliche Zauberformel, vor der ich nur nachdrücklichst *warnen* kann. Ich will die Vor- und Nachteile dieses Experimentes auseinandersetzen, bemerke aber ausdrücklich, daß ich, als ich es machte, keine Ahnung von den Folgen hatte. Ich wollte nur erproben, ob ich aus reiner Herzensgüte durch einen Akt der größten Selbstüberwindung Böses mit Gutem vergelten bzw. Haß in Liebe verwandeln könnte.

Ob das Schauen des Weltgeistes immer eine Folge des Experimentes ist, weiß ich nicht, vielleicht trat bei mir alles so heftig ein, weil unmittelbar die Genialitätsperiode vorangegangen war, wohl aber sind die oben angeführten Symptome es ausnahmslos, wie mir Personen, die das gleiche getan hatten, bestätigten. Auch Ostwald hat, wie ich ganz richtig vermutete, Ähnliches erlebt. Übrigens sind solche Menschen seltener, als gediegenes Radium. Die meisten erschießen sich wohl auch vorher. Daß man die Menschen weinen sieht, ist das *objektive* Kriterium dafür, daß man das Experiment wirklich gemacht hat.

Die nächste und unmittelbare Folge der Selbstüberwindung ist ein unbeschreiblich intensives Glücksgefühl. Dann merkte ich in den nächsten drei Wochen gar nichts, nur daß ich mich ganz außerordentlich erschöpft fühlte.

Hierauf erst stellte sich das Symptom ein, daß ich glaubte, mit wenigen Ausnahmen alle Menschen weinen zu sehen.

Die große Gefahr des Experimentes besteht darin, daß man mit Goethes Zauberlehrling sagen kann oder vielmehr muß:

„Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister
Werd ich nun nicht los!“

Goethe schrieb das Gedicht 1797, ich vermute auf ein ähnliches Experiment hin oder in Erinnerung an ein solches. Übrigens hört jedermann die Wirkung, sehen und fühlen können sie nur die magisch oder stark hellseherisch veranlagten Menschen. Ich erfuhr von einem Herrn der sich entleibte, weil er die bösen Geister nicht loswerden konnte, jedoch lärmen nur Hausknechtseelen. Als ich einmal mit niederen Intelligenzen experimentierte, spielte im übernächsten Zimmer, bei doppelten geschlossenen Türen, meine Frau Klavier. Plötzlich sagte ihre Lehrerin, die natürlich nichts von meinen Experimenten wußte, daß es spuke. Es krachte im ganzen Zimmer. Man gewinnt eben jenes eigentümliche, den Indern bekannte, innere Ansaugen mit der rechten Hirnhemisphäre.

Spätere Generationen werden staunen, wie exakt ich die Symptome und Wirkungen beschreibe, wie heute schon Personen, die selbst die Genialitätsperiode durchlebten, meine Beschreibung dieser Vorgänge bewundern. Die Gegenwart mit Ausnahme ganz weniger Erleuchteter, wird mich für närrisch halten, wie die Großen stets.

Wer mit heilen Gliedern das alles übersteht, hat aber auch großen Gewinn, nicht nur insofern er die Wahrheit erkannte, sehend wird, ein Buddha, die Schleier, die sich über die Welt der Erscheinungen lagern, zerreißen sieht, er erlangt auch eine wunderbare innere Ruhe und Heiterkeit. Gewiß kann man noch

Sorgen und Kummer haben, sich ärgern und zornig sein, aber alles nur gedämpft, wie durch einen Schleier. Die nagende Sorge ist verschwunden, ebenso das heftige Trennungsweh. Man kann sich aber noch intensiv freuen. Während ich früher wenige Personen sehr liebte, hat sich das jetzt geändert, insofern die Gefühle verschwommener geworden sind. Ich kann infolgedessen nicht mehr hassen, auch die Sehnsucht nach Angehörigen und Freunden ist verblaßt. Wie ein Künstler denke ich fast nur mehr an Personen, die gerade da sind. Sollte man je den Tod gefürchtet haben, nun tut man es nicht mehr. „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum."

Mir würde meine Zigarette genau so gut schmecken, wenn ich wüßte, daß ich morgen hingerichtet werde. Vielleicht wird die Welt mich noch einmal beim Wort nehmen.

Denn es ist möglich, daß ich noch einmal auf dem Schafott ende, wiewohl mein Daimonion mir ausdrücklich das Martyrium verboten hat. Denn wenn in der kommenden Revolution der Pöbel siegen sollte, derselbe Mob, der mit Recht den Byzantinismus nach oben verurteilt, um mit Unrecht den vor seiner eigenen fratzenhaften Majestät zu fordern, dann wird die Gefahr für mich groß sein. Ob ich sie abwenden kann, wird sich erst zeigen müssen; jedenfalls werde ich es versuchen. Ich schrieb im 1. Teile, daß ein Ende, wie das des Sokrates mir sympathischer wäre, und zwar wäre das sowohl der Fall, wenn der Tod ein Nichts wäre, als auch, wenn es ein Fortleben gibt. Denn es ist doch klar, daß mir an meiner Lehre und an der Unsterblichkeit meines Namens mehr liegt, als am Leben, das morgen durch

ein Automobil nutzlos beendet sein könnte, was mir aber nicht passieren wird. Jetzt, wo ich die letzten Dinge weiß, mußte mir das Daimonion das Martyrium ausdrücklich verbieten, denn man würde sich sehr irren im Glauben, mir mit einer Hinrichtung etwas Böses zuzufügen. Die Menschen brauchen mich viel notwendiger, wie ich sie, was sie noch einmal selbst zugeben werden.

Phrenologen wird es interessieren, daß während der Genialitätsperiode auch an den Hinterhauptbeinen starke Knochenwülste hervortraten. Das mag den enormen Atmosphärendruck im Gehirn beweisen. Nach Ablauf dieser Periode reduzierten sie sich ganz bedeutend, wie auch die Buckel an den Stirnbeinen sich stark verminderten, aber immer noch sichtbar sind. Dieselbe Beobachtung hat ein Herr an sich gemacht, der gleichfalls die Entwicklung ins Geniale mit außerordentlicher Heftigkeit zurücklegte. Immer geht diesen ein Leiden vorher, wenn auch nicht unmittelbar. In einem Falle war es der Schreck über eine Schiffskatastrophe. Ostwald nennt einen jungen Mathematiker, der drei Wochen vor einem Duell die Genialitätsperiode absolvierte. Es ist erstaunlich, daß ihn dies nicht — der Schreck über das Duell — über den Kausalzusammenhang informierte.

Was das Empfinden von Strahlen betrifft, so kann ich den Denkfehler der Psychiater, daß es sich hier um ein Symptom einer geistigen Erkrankung handelt, klarstellen: nur nach den größten jahrelang dauernden seelischen Leiden und plötzlichen seelischen Erschütterungen stellt sich diese Fähigkeit bei den dazu Veranlagten ein. Da nun manche Personen durch Leiden

gebrochen werden und ihren Verstand verlieren, folgern die Psychiater, daß das Strahlenempfinden ein Symptom geistiger Erkrankung sei. Der Schluß ist ebenso zwingend, als wollte ich sagen: weil erfahrungsgemäß Kopfschmerz ein Symptom eines Gehirntumors ist, darum hat jeder einen Gehirntumor, der Kopfschmerz hat. Tiefe Logiker, diese Psychiater!

Auf dem Schmerz bzw. Leiden beruhen auch die Experimente der „Magie", auf die ich nicht näher eingehen möchte, bevor ich sie nicht nachprüfte. Übrigens wissen das die Geheimlehren seit Jahrtausenden, nur unsere Naturforscher haben davon gar keine Ahnung. Durch Schmerz und Erschöpfung wird die Sensibilität des Nervensystems gesteigert und Schwingungen, die sonst zu schwach sind, als daß sie einen wahrnehmbaren Reiz auszuüben vermöchten, können dann empfunden werden. Es weiß ja jeder, daß ein verwundeter Finger viel empfindlicher ist, als ein heiler oder ein kranker Zahn Wärmedifferenzen weit stärker empfindet, als ein gesunder. So kann ich zu gewissen Zeiten die Strahlen sehen, die von den Menschen ausgehen. Auch das können viele, nur daß sie darüber schweigen. Ich vermute, daß Reichenbach dieselbe Fähigkeit besaß. Es handelt sich zweifellos um eine Hyperästhesie, aber keineswegs um Halluzinationen. Wir Genies haben eben ein äußerst sensibles Nervensystem.

Unsere Naturforscher wenden den Menschen gegenüber eine viel zu enge Methode an. Hier gibt es Experimente, die man nicht willkürlich hervorrufen kann, so daß den Aussagen der Betroffenen Glauben zu schenken ist, selbstverständlich unter Anwendung der

Kritik. Wir glauben ja auch dem Entdeckungsreisenden, auch wenn wir selbst die neuen Länder nicht aufgesucht haben. Wie die Ärzte auf den subjektiven und durch Instrumente nicht kontrollierbaren Kopfschmerz oder Schmerz am Blinddarm hin ihre Diagnosen stellen, so verhält es sich eben auch hier. Da das Resultat aber in manchen Fällen den bisherigen Kenntnissen oder wissenschaftlichen Modedogmen widerspricht, findet man es bequemer, glattweg zu leugnen. In wenigen Jahren wird man sich wundern, daß es je nötig war, etwas so Selbstverständliches auszusprechen. Unserer gelehrten Zunft ist aber das Selbstverständlichste ein böhmisches Dorf. Sie will nicht umdenken und hält es für richtiger, Tatsachen zu leugnen, als ihre Theorien zu verbessern. Darf ich das Vorhandensein von Gerüchen und Geschmack leugnen, weil der beiden zugrunde liegende Reiz nicht objektiv nachweisbar ist?

So erfuhr ich mit Interesse in der Nervenheilanstalt, daß man die Geisteskrankheit auch daran erkennt, daß die armen Opfer psychiatrischer Scharlatanerie glauben, der Arzt könne ihre Gedanken lesen. Daß es Gedankenübertragung gibt, ist längst bekannt. Naum Kotik hat u. a. dies nicht nur bewiesen, sondern sogar Gedanken, d. h. deren Begleiterscheinungen, photographiert. Wenn es also ein Gedankenlesen gibt, dann kann doch unmöglich ein Mann, weil er glaubt, ein anderer könne es, „geisteskrank" sein, es sei denn, daß ganz andere Befunde diese Diagnose rechtfertigten.

Ebenso verhält es sich mit dem „Stimmen hören". Die Möglichkeit eines Verkehrs der Geisteswelt mit den lebenden Menschen wird ja wohl auch der zu-

geben müssen, der die vom Spiritismus behauptete Tatsächlichkeit leugnet. Wie will man denn die Unmöglichkeit beweisen können? Da bisher objektive Beweise für diesen Verkehr fehlen, kann niemand den Zweifler tadeln, wohl aber den Leugner der Möglichkeit, da er ja mehr behauptet, als er wissen kann.

Von dieser Art des „Stimmenhörens" können wir aber ganz absehen und müssen doch die Tatsächlichkeit des Phänomens zugeben. Wie ich erfuhr, gibt es Personen, die — gleichsam durch drahtlose Telephonie — Hilferufe oder ähnliches von geliebten Angehörigen oder Freunden aus der größten Entfernung unter gewissen Umständen hören. So erzählte man mir von einem Herren, der auf einer Auslandsreise begriffen, also Tausende von Kilometer von der Heimat entfernt, die jammernde Stimme seiner Braut zu hören glaubte. Sie rief immer wieder seinen Namen. Wie sich später herausstellte, war sie zur selben Stunde einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen und hatte tatsächlich in ihrer Todesangst wiederholt den Namen des fernen Bräutigams gerufen. Dieser war, wiewohl er „Stimmen hörte", nichts weniger als geisteskrank, sondern Marineoffizier in aktiven Diensten. Ich habe inzwischen ein sehr interessantes Medium gefunden, das diese Fähigkeit in hohem Grade besitzt.

Ich irrte wohl in der Annahme, daß ich jedermann zwingen könne, an mich zu denken. Ich habe diese Versuche natürlich bisher nur mit guten Bekannten gemacht. Immerhin habe ich vor einigen Monaten ein Duell dadurch verhütet, daß ich meinen Gegner durch Willensübertragung zwang, sich in ganz bestimmter

Form zu entschuldigen. Daß es glücken würde, hatte ich eigentlich selbst nicht geglaubt. Wenn ich auch in Zukunft solche anstrengende Experimente unterlassen werde, so gestehe ich doch, daß ich mich über diese gütliche Lösung freute, denn ich bin vermeidbaren Unannehmlichkeiten gegenüber furchtsam geworden. Ich weiß zwar sehr gut, daß ich nicht fallen würde, aber eine Verwundung, mehr noch Festungshaft, würde mir die Erfüllung meiner Aufgabe erschweren. Denn wenn das Daimonion mich in meiner Mission auch vor dem leisesten Verstoß warnt, so schreitet es doch nur bei großen persönlichen Unannehmlichkeiten ein. Oder sind auch sie nur zu meinem Besten?

Von einer Dame, die mir sehr nahe steht, jedoch etliche hundert Kilometer entfernt wohnt, hatte ich längere Zeit nichts gehört. Ich glaubte plötzlich sie sei krank und hatte einen intensiven seelischen Schmerz. Sie wurde dadurch ohnmächtig! Die Zeit ließ sich mit Leichtigkeit und völlig einwandfrei feststellen. Paracelsus muß ähnliche Fähigkeiten besessen haben.

Wie kindlich ist doch allein die Annahme, daß zwar Apparate, die unser Geist ersinnt, die feinsten Reaktionen ausüben, dieser erfinderische Geist selbst aber „krank" sein muß, wenn er es auch kann!!

Ostwald ist ein gutes Beispiel dafür, daß auch ein Mann, der die Entwicklung ins Geniale nicht durchgemacht hat, geniale Werke produzieren kann. Denn das sind seine „Großen Männer" zweifellos, womit natürlich nicht gesagt ist, daß sie auch immer den Nagel auf den Kopf treffen. So hängt seine Unterschätzung der Antike und maßlose Überschätzung der

Technik sowohl mit seinem Fachstudium, als mit seiner Unkenntnis der antiken Gedankenwelt zusammen.

Ein häufiger Irrtum ist der, daß man nur einen Mann bewundern und würdigen kann, dessen Gedanken man billigt. Einst versicherte ich in einer scharfen Polemik den Gegner meiner persönlichen Hochachtung. Ein Gelehrter sprach mich auf diesen „Hohn“ hin an. Ich verstand ihn erst gar nicht, bis mir dieser Irrtum klar wurde. Viele glauben auch, ich griffe die Professoren auf Grund persönlicher übler Erfahfahrungen an. Das Gegenteil ist wahr: meine Lehrer waren durchgehends vortreffliche Menschen. Nur der beschränkte Professorengeist ist es, den ich bekämpfe. Ich bewundere Loyola und hasse seine Gedanken und ich bewundere Ostwald als großen und edlen Menschen und genialen Naturbeobachter und halte seinen Energiebegriff für falsch. Denn je umfangreicher der Begriff, desto geringer sein Inhalt und ein Begriff, wie der Energiebegriff Ostwalds, der alles umfaßt, also gar keinen Begriff als Antithese kennt, hat überhaupt keinen Inhalt mehr. Ostwald und ich sind in vielem Antipoden.

Jemand schrieb mir, er habe dieses Werk verstanden, ohne ein Genie zu sein, also könne ich es nicht sein. Niedlich! Aber unlogisch. Man braucht durchaus kein Genie zu sein, um das Gravitationsgesetz oder das mechanische Wärmeäquivalent zu verstehen, aber man muß es sein, um Newton als Persönlichkeit begreifen zu können. Wenn nur die Leute erst denken wollten, bevor sie urteilten! Übrigens steht der Schreiber zweifellos auf einer großen menschlichen Höhe,

denn sonst würde er sich von diesem Buche nicht angezogen, sondern abgestoßen gefühlt haben, er hätte auch nicht so viel allgemein Menschliches begriffen.

Aus der Froschperspektive des Durchschnittskopfes betrachtet sieht dasselbe dumm aus, was aus unserer Vogelperspektive des Genies unbegreiflich großartig erscheint. Denn wir allein besitzen doch das nötige Vergleichsmaterial und kennen die Schwierigkeiten!

Was ich kaum zu hoffen wagte, hat sich ereignet: ich fand eine ganze psychiatrische Literatur über den Geisteszustand Christi. Natürlich ein Geisteskranker! Trotzdem brauchen wir uns nicht als Genasführte zu betrachten, denn gottlob hat sich neuerdings ein anderer Psychiater gefunden, der Christi Geist verteidigt. Seine zu hohe Selbsteinschätzung und die „Halluzination bei der Taufe" genügen nicht als Nachweis einer Geisteskrankheit. Wem fällt da nicht ein Stein vom Herzen? Christus „nicht mehr" geisteskrank! Ich atme auf. Dann sind es vielleicht Moses, Buddha, Sokrates, Paulus, Franz von Assisi usw. auch nicht mehr. Denn ein französischer „Forscher" hat auch „bewiesen", daß das Daimonion des Sokrates eine Geisteskrankheit war! Ich bin überzeugt, daß manches antisoziale Individuum auch das Gewissen dafür halten wird.

Die Gemeingefährlichkeit der Psychiater besteht darin, daß sie einen Terror ausüben, nicht viel geringer als der der mittelalterlichen Inquisition. Sie verbrannte Leute, die nicht an Geister und Hexen glauben. Heute sperrt man umgekehrt in Irrenhäuser, wer seine inneren Erlebnisse erzählt oder wer auf Grund seiner magischen

oder hellseherischen Veranlagung mit den Verstorbenen in Kontakt steht. Ich kann die Herren Psychiater ver- sichern, daß man „anormal“ in ihrem Sinne sein muß, d. h. eminent klug, gebildet, mutig, sittlich hochstehend, um überhaupt die Probleme erfassen zu können.

In diesem Zusammenhange muß noch ein Irrtum aufgedeckt werden, der viel Unheil anrichtete.

Daß Christus sich zum „Sohn Gottes“ machte, ist ganz selbstverständlich. Er lehrt doch die Gotteskind- schaft, lehrt daß Gott als liebender Vater alle an sein Herz drückt und da sollte er nur bei sich selbst eine Aus- nahme machen? Und wenn er sagt: „Ich bin die Wahr- heit und das Leben usw.“, so hätte ich an seiner Stelle genau so gesprochen. Sollte er etwa sagen, „ich bin ein armes Kind aus dem niederen Volke, von unehe- licher Geburt, mir ist im Leben unendlich viel Böses zugefügt worden, ich habe es zu nichts gebracht, denn meine lautersten Absichten wurden verkannt, was ich an weltumstürzenden Gedanken lehre, ist nicht begriffen worden, darum müßt ihr mir glauben?“

Mir wurde der Vorwurf des übertriebenen Selbst- gefühls, der Anmaßung gemacht. Das mag hinsicht- lich der Bedeutung meiner wissenschaftlichen Ent- deckungen richtig sein, wiewohl ich es bezweifle, ent- schieden falsch, ganz falsch ist es mit Rücksicht auf meine Mission. Diese betrifft die ganze Mensch- heit. Und wenn ich sie mit meinem Patriotismus vereinigen kann, so liegt das daran, daß das Deutsch- tum mit an deren Spitze marschiert.

Weit entfernt von Anmaßung kränkle ich an all- zugroßer Bescheidenheit. Entsprang sie hinsicht-

lich der Genialität dem sehr verständigen egoistischen Bestreben mich dadurch vor dem Größenwahn zu retten, so ist sie hinsichtlich meiner Mission falsch. Übrigens wäre es mir völlig unmöglich das Werk nochmals zu schreiben. Ich studiere es selbst, als hätte es ein anderer verfaßt, und finde immer wieder neue Gedanken darin. Ob ich durch Zufall, Glück oder sonstige Umstände zu meiner Mission berufen wurde, bleibe dahingestellt. So viel ist sicher, daß ich die bisher mir vom Schicksal — oder auch durch eigene Fehler — auferlegten Prüfungen bestanden habe und überlebte. Kann ich für die Unannehmlichkeiten nichts — die große Mehrheit wäre an ihnen zugrunde gegangen —, so doch sicherlich für letzteres, selbst wenn ich instinktiv gehandelt hätte.

Hier gilt es nicht die Frage zu entscheiden, wie gerade ich dazu kam zu solch welthistorischer, ihr Licht bis in die fernsten Zeiten werfender Mission berufen zu werden — das ist mir selbst rätselhaft —, sondern nur um die Tatsache.

Selbstverständlich könnte ich mich — soweit meine Mission in Frage kommt — genau wie Christus zum „Sohn Gottes“ machen, wenn ich, wie er, die Gotteskindschaft lehren würde, könnte von mir sagen, „ich bin die Wahrheit und das Leben“ und anderes mehr. Auch könnte ich wie Moses erzählen von Zwiesprachen, die ich mit Gott gehalten hätte und noch hielte. Ich tue das aber nicht, weil die Zeiten sich geändert haben und ich bei der buchstäblichen Wahrheit bleiben kann. Und die ist sehr einfach: erst seitdem ich mich nach schwerem Entschluß durchgerungen habe, mich als Pro-

phet zu erklären, schweigt das Daimonion, das ich früher fast jeden Tag mehrmals spürte, in meinem Innern! Mit dem Augenblick, in dem ich etwas sage oder auch nur denke, was dieser Stimme — die zweifellos das ist, was die Bibel „heiliger Geist" nennt — nicht gefällt, dann bohrt sie aber. Da ist für einen denkenden Menschen ein Zweifel unmöglich. An mir kann man zweifeln, das ist mir ganz gleich, man kann mich auslachen und verfolgen, aber ich selbst kann an mir nicht mehr zweifeln. Und das ist das Entscheidende.

Darum wiederhole ich: dieses Werk, im wissenschaftlichen zeitlich bedingt, wie jedes, ist im moralischen und religiösen Teil die Bibel der Zukunft. Es muß als Einheit betrachtet werden, denn so sehr sich der Verfasser, während er es schrieb, wandelte — ich war, als ich die Feder ergriff, überzeugt, daß es ein Fortleben nach dem Tode nicht gäbe, daß „Offenbarungen" ein Kinderglaube, daß Gott ein Erzeugnis unseres Gemütes sei —, so ist es doch aus einem Guß.

Der Weg, den ich angebe, ist der richtige im Diesseits gut und glücklich zu leben, und ebenso im Jenseits wohl zu bestehen. Während von den vielen Berufenen bisher nur wenige auserwählt waren, d. h. als geläuterte Seelen lange Zeit im Jenseits weilen durften, wird das anders werden, wenn man mir folgt: das Gute um des Guten willen tut, ohne sich auch nur ein bißchen um sein Seelenheil zu kümmern. Was aber gut ist, habe ich gelehrt.

Daß ich im ersten Bande schrieb, Goethes „Faust" sei seine Lebensgeschichte und dies als meine Ent-

deckung ausgab, hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben. Daß Goethe sich mit dem Dr. Faust identifiziere, ist eine längst ausgesprochene Hypothese. Ich gehe viel weiter: alle oder fast alle Personen in dieser herrlichen Tragödie sind — unbeschadet der dichterischen Freiheit — Personen seiner Bekanntschaft, etwa Gretchen die Christiane, geborene Vulpius, Wagner vielleicht Eckermann usf. Wenn die Goetheforschung statt festzustellen, ob ihr Meister mit Bleistift oder Tinte geschrieben hat, diesem Gedanken nachgehen würde, so dürfte sich manches interessante Resultat ergeben. Die schwere Verständlichkeit des zweiten Teiles, in den so viel „hineingeheimnist" wurde, hat seine Ursache zweifellos in den zahllosen Anspielungen auf zeitgenössische und verstorbene Personen aus dem Bekanntenkreis des Dichters, die wir nicht mehr zu identifizieren vermögen.

Was nun die inneren Erlebnisse betrifft, so hatte der eine sie selbst — und dem sage ich nichts Neues — der andere hatte sie nicht und glaubt sie deshalb nicht. Das ist jedermanns gutes Recht. Nur vergessen viele, daß sie kein Recht haben, die Möglichkeit oder auch nur die Wirklichkeit von Vorgängen lediglich deshalb zu bestreiten, weil sie ihnen selbst unbekannt blieben. Sonst müßte man auch das Vorhandensein der Liebe bestreiten, weil nicht jeder verliebt war und ein objektiver Beweis für dieses mächtige Gefühl sich nicht erbringen läßt. Die Musikfreunde aber wären in den Augen anderer Menschen Narren, wenn es deren nicht relativ viele geben würde.

Eines der häufigsten inneren Erlebnisse ist neben Vorahnungen die Entwicklung ins Geniale. Aber diese

vollzieht sich durchaus nicht bei jedermann mit gleicher Gewalt. Manche Zuschriften und Gespräche bewiesen mir, daß dem so ist und andrerseits, daß wohl nur sehr wenige eine gleich elementare Genialitätsperiode durchmachten, wie ich. Vielleicht war auch der unmittelbare Anschluß des „Liebet eure Feinde“ an die Genialitätsperiode Ursache mancher Erlebnisse.

Immerhin bestätigten mir einige Personen, die einige von meinen inneren Erlebnissen hatten, daß ich sie sehr genau beschrieben habe. Ein Herr hat sogar gleich mir nach der Entwicklung ins Geniale den Weltgeist geschaut, was jedoch nicht besagt, daß er auch gleich viel von ihm in sich erlebte. Das ist aber zweifellos ganz außerordentlich selten. Natürlich sprach er mit niemand darüber. Er brauchte ein volles halbes Jahr, um sich davon zu erholen, begriff auch nicht, wie ich darüber schreiben mag, da ja die subjektive Gewißheit genüge. Dazu bin ich zu egoistisch, wiewohl es einen Augenblick gab, in dem ich wohl das ganze Werk ungeschrieben gelassen hätte, wäre nicht ein Teil bereits im Druck gewesen und hätte mich das Daimonion nicht angetrieben. Denn das Schauen des Weltgeistes ist durchaus nicht genügend, um als Prophet aufzutreten. Ich will die Freude haben, viele Menschen auf dem rechten Wege zu sehen, die Skrupelhaften aber ledig von Sorgen um ihr Seelenheil.

Das Daimonion scheint weit seltener zu sein, als ich glaubte. Denn es blieb bei dem einen einzigen Herren meiner Bekanntschaft. Außerdem hat es natürlich jeder, der das Experiment „Liebet eure Feinde“ gemacht hat. Aber das sind ja erst recht wenige.

Dagegen haben ziemlich viele Personen die innere warnende Stimme, dieses auf uns bezogene Taktgefühl, das man auch nur durch Akte größter Selbstüberwindung erwirbt. Wenn man so oft die Streitfrage aufwerfen hört, ob man an Vorgefühlen glauben solle oder nicht, so ist die Beantwortung sehr einfach: wer sich durch Akte großer Selbstüberwindung diese leise innere Stimme — im Gegensatz zum heftig bohrenden Daimonion — erworben hat, kann sich blind auf sie verlassen. Hätte ich sie nicht früher oft durch Vernunftgründe zum Schweigen gebracht, dann würde mir manche bittere Erfahrung erspart geblieben sein.

Seinen Gefühlen nachgeben darf überhaupt nur der edle Mensch, d. h. der durch Akte größter Selbstüberwindung geläuterte. Ich muß hier mit Nachdruck Mißverständnissen vorbeugen, weil sonst jeder Rohling, der über irgend etwas in blinde Wut gerät, jede launenhafte Bretteldiva sich auf mich beruft, wo ich doch das gerade Gegenteil eines blinden Trieblebens lehre.

Ich schrieb im ersten Bande, daß Personen, die mich hassen zugrunde gehen und daß ich mich über den schroffen Bruch mit dem ersten Verleger dieses Werkes sehr freute. Ich hielt ihn damals für sehr vermögend und überwarf mich nur aus persönlichen Gründen. Wenige Monate später wurde völlig unerwartet der Konkurs über ihn verhängt. Die unangenehmen Folgen für mich ohne diesen Bruch liegen auf der Hand. Leider verzögerte sich deshalb auch die Herausgabe von Stromers Werk, das gleichzeitig mit dem meinen hätte erscheinen sollen.

Wiewohl es mir unmöglich ist, allen Mißverständ-

nissen vorzubeugen, mir dazu auch die Absicht fehlt, da ich mich ja ausschließlich an die intellektuelle und moralische Elite wende, so muß ich doch auf eine eigentümliche Erscheinung aufmerksam machen: verschiedentlich las und hörte ich, daß ich trotz des schroffen Tones im ersten Bande und trotz mancher harter Züge in meiner Moral im persönlichen Umgange liebenswürdig sei. Das beweist wiederum die außerordentlich geringe Menschenkenntnis, die die Mehrzahl besitzt, ferner auch, daß meine Moral durchaus nicht begriffen wurde, denn wer nach ihr lebt ist eben liebenswürdig und gut.

Wenn Nietzsche sagt, daß das Zufügen von Leiden Freude bereitet, wenn er das Mitleid erbarmungslos vernichten will, so kann jeder verständige Mensch daraus nur folgern, daß er selbst außerordentlich darunter leiden mußte, daß andere seine Herzensgüte ausnutzten und ihn sein Mitleid oft störte. Ideale sind doch unsere Ergänzungen, das was uns fehlt! Gerade weil meine Gutmütigkeit so sehr ausgenutzt wurde, weil ich durch unzählige Erfahrungen belehrt wurde, daß es nicht gut ist, alles zu verzeihen — und das tat ich doch fast immer! — weil ich unter der Unterdrückung meiner Selbständigkeit und des Bedürfnisses nach Gedankenfreiheit oft sehr leiden mußte, gerade deshalb war ich befähigt, die neue Moral zu verkünden. Das ist doch so selbstverständlich, daß man nicht genötigt sein sollte, es noch zu betonen.

Wie ich im ersten Teile schrieb, kann ich mir die Astrologie nicht erklären. Da ich aber den Fehler, der so gerne gemacht wird, über etwas abzuurteilen, was man nicht kennt, vermeiden wollte, ließ ich

mir am 16. Dezember 1913, während ich die Korrektur des Schlußkapitels las, eine Astrologin von Ruf kommen. Die Charakterschilderungen, die sie lediglich auf Grund der ihr von mir mitgeteilten Geburtsdaten entwarf, waren derart verblüffend zutreffend, als hätte sie die Personen — deren Namen ich natürlich nicht nannte — jahrelang gekannt. Ferner erzählte sie mir Vorgänge aus meinem Leben und aus dem mir nahestehender Personen, daß ich immer mehr staunen mußte. Erklären kann ich mir die Astrologie auch heute noch nicht, aber daß etwas Wahres an ihr ist, kann ich nicht mehr bestreiten. Ferner bestätigte sie mir, daß durchaus nicht alles unentrinnbar ist, was ja auch die Chiromanten ausdrücklich leugnen. Die beschränkte Wahlfreiheit unseres Handelns wird durch die divinatorischen Wissenschaften nicht erschüttert, sondern erhärtet. Übrigens lehnen die meisten Menschen die „abergläubischen" Versuche zur Enthüllung der Zukunft keineswegs deshalb ab, weil sie sie für unmöglich halten, sondern im Gegenteil, weil sie sich in ihrem Innersten fürchten.

Die Astrologin sagte auch, daß ich etwa im 53. oder 54. Lebensjahre sterben würde, rasch und sanft an Herzschlag, also dasselbe, was die Baronin Hammer angedeutet hatte. Auch sie hatte auf mein Herz angespielt. Ferner, daß ich auf der Höhe der Macht, des Reichtums und Ruhmes sterben würde, ohne je Zeit gefunden zu haben, das Erworbene zu genießen. Schließlich sehnte ich mich das ganze Leben nach innerer Ruhe und fand sie nie. Jetzt, wo ich sie habe, reißt mich das Schicksal in die Kämpfe der Gasse, die

ich verabscheue, weil ich Denker bin. Eine Hellseherin nannte ganz unabhängig von den genannten das Jahr 1930 als Todesjahr oder doch als das einer sehr schweren Krankheit, die mit dem Herzen zusammenhinge. In meiner Linken aber ist meine Lebenslinie zu Beginn der fünfziger Jahre durchgerissen. Höchst merkwürdig! Auf alle Fälle wird das Experiment sehr interessant sein und die Zukunft wird wissen, ob in diesem Falle der Tod zu den unentrinnbaren Ereignissen gehören wird. Es würde mich lebhaft interessieren, ob es auf Grund dieser Kenntnisse möglich ist vorzubeugen, so gleichgültig mir persönlich das Ereignis ist. Ich folgere, daß mich zweifellos um das Jahr 1930 eine außerordentlich schwere gesundheitliche Krise trifft.

Ein Herzschlag wäre mir nicht nur die liebste Todesart, sie ist auch von den natürlichen die wahrscheinlichste, weil ich sowohl einmal an Perikarditis, als auch an Herzerweiterung litt, was ich aber selbstverständlich weder der Astrologin, noch der Hellseherin mitgeteilt hatte, und mir manchmal mein Herz zu schaffen macht. Übrigens behauptete erstere, daß ich meinen Kopf behalten würde, auch weder in Kriegen noch in Duellen das Leben verlieren könnte, was aber weder Verwundungen noch Festung ausschließt, und bestätigte meine Berechnung der deutschen Revolution und zwar auf das Jahr übereinstimmend mit Stromer und mir! Sie ist sogar davon überzeugt, daß Deutschland vorübergehend eine Republik wird. An mir soll es nicht fehlen, dieses Ereignis verhüten zu helfen. Die Astrologin berechnete auch, daß

König Otto von Bayern — entgegen den ärztlichen Diagnosen — noch in diesem Winter sterben würde.

Ich erkläre mir Astrologie und Chiromantie folgendermaßen: man hat im Laufe der Jahrtausende beobachtet, daß Personen, die früh starben — es handelt sich selbstverständlich nur um die angeborene Lebenskraft und nicht um ein gewaltsames Ende —, eine bestimmte Linie in der Hand kurz hatten, während sie bei alten Leuten lang war. Darum nannte man diese Linie die Lebenslinie. Genau so beobachtete man, daß Personen, die unter einem gewissen Stern standen, den Kampf liebten, und nannten diesen Stern — der auch in meinem Horoskop eine große Rolle spielt — Mars. Die vielen falschen astrologischen Vorhersagen früherer Jahrhunderte ließen sich unschwer dadurch erklären, daß inzwischen neue Planeten entdeckt wurden, die ja auch Wirkung ausüben müssen.

Schließlich stellen wir ja auch einen Kausalzusammenhang zwischen sehr vielen Dingen her, die nur zeitlich übereinstimmen oder sich folgen: Infektionskrankheiten und Fieber, Medikamente und Heilwirkung usw. Denn die wirklichen Ursachen kennen wir ja nur in den allerseltensten Fällen und hier bilden wir es uns vielleicht nur ein.

Inzwischen ließ ich meinen Charakter aus der Handschrift deuten und zwar durch die Graphologin Dolphine Poppée in Wien. Es gelang ihr, wiewohl wir uns nie gesehen haben, so glänzend, als hätte sie meine Autobiographie gelesen.

Einen persönlichen Irrtum muß ich noch richtigstellen: Ich glaubte, als ich im Juni die Arbeit wieder

aufnahm, der Zusammenbruch sei überwunden. Das war nur scheinbar der Fall, denn ich mußte im Sommer noch zwei Monate völlig aussetzen und vollende das Werk als einfacher Geistesarbeiter mit der größten Anstrengung. Eine daumengliedbreite Einsenkung an den Schläfen zwischen Kaumuskel und Augenbogen deuten noch heute dem Menschenkenner die überstandenen Katastophen an.

Zum Schluß noch ein Wort über die Berechnung der russischen Revolution. Für mein System ist die Angabe der Daten ganz belanglos, weshalb die Kritiker dieses Werkes dies selbstversändlich für das Wichtigste hielten. Trotzdem kann ich sie berechnen und zwar selbstverständlich auch — soweit es sich um wichtige Ereignisse handelt — auf fünfzig Jahre im voraus. Gab ich also als wahrscheinlichen Ausbruchstermin der Revolution das Ende des Septembers 1913 an, während sie vielleicht erst in den letzten Dezemberwochen oder anfangs Januar erfolgt, so heißt das: ich habe mit einem Fehler von zwei, drei oder höchstens vier Monaten das Ereignis berechnet. Das ist aber außerordentlich exakt, zumal Kokowzew noch am 19. November eine Revolution als völlig ausgeschlossen bezeichnete. War ich also seiner Zeit über die Zukunft der Türkei besser orientiert, als der Großwesir, so jetzt über die Rußlands besser, als der Ministerpräsident dieses Reiches. Und so kenne ich auch die Deutschlands weit besser als die leitenden Staatsmänner. Vor mir konnte es noch keiner, neben mir nur Stromer. Dieser allerdings in weit vollkommenerer Weise. Ereignisse aber, die erst in einigen Generationen eintreten, lassen sich nur mit

etwas größerem Spielraum — etwa einem Fehlerkoeffizienten von zwei bis drei Jahren — ermitteln. Das ist aber gleichfalls praktisch von ungeheurer Bedeutung. Übrigens war ich bei meinen Wetten vorsichtiger als in diesem Buche, indem ich mir einen größeren Fehlerspielraum ließ.

Endlich sei noch eine große Entdeckung Ostwalds auf moralischem Gebiete erwähnt: Er stellte fest, daß gerade jene Männer am meisten aus ihrem Lebenswerk Nutzen zogen, die sich am meisten für andere opferten. Wer eine Erfindung machte, um Geld zu verdienen, hatte in der Regel Mißerfolg, wer sie aber aus idealen Motiven machte, um der Wissenschaft zu dienen, der wurde oft reich. Endlich sind die mit der größten Selbstüberwindung verbundenen Taten fast stets die am meisten förderlichen. Ich habe wenigstens fast immer Mißerfolge gehabt, wenn ich vorzeitig triumphierte, Erfolge, wenn ich mich und die Furcht bezwang. Ostwald geht aber mit seiner Verpönung des Egoismus viel zu weit, es handelt sich nur um die Harmonie zwischen dem Egoismus und Altruismus. Richtig ist ferner: man soll nie eine große Sache für sich allein tun, weil das keinen Segen bringt. So denke auch ich: dieses Werk soll mir Ruhm eintragen, den Lesern aber Gutes erweisen, sie zufrieden und glücklich machen. Denn die größte Freude ist die mit andern geteilte, das größte Glück aber lieben und geliebt zu werden.

Nachwort

Im Vorwort schrieb ich, der Leser solle jede Zeile lesen und über jede Zeile nachdenken. Das war falsch. Er soll dreimal in dieser Weise das Buch durchstudieren und er soll es vor allem nur in die Hand nehmen, wenn er reif ist, sehr klug, sehr welterfahren, ein sehr anständiger über den Standesehren stehender Mensch und ihm sehr viel Böses widerfuhr. Denn sonst hat er keinen Nutzen. Wer in diesem Werke nur blättert, verschwendet seine Zeit. Und doch haben Personen, die das taten, sich sogar ein Urteil angemaßt! Vergesse niemand, wenigstens wenn er zur Feder greift, daß Klio ihm über die Schulter schaut! Und wer jetzt nichts begriff, der lese das Werk in zehn oder zwanzig Jahren wieder. Hoffentlich ist er inzwischen gereifter.

Da mancher ahnungslos über die Lösung von Problemen hinweglas, die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden die Denker beschäftigen, so will ich einige Fingerzeige geben. Ich schicke voraus, daß das Werk eine unteilbare Einheit darstellt und etwaige Widersprüche dem Leser bezeugen mögen, daß er es nicht begriffen hat.

Der I. Teil erbringt unter anderem erstmalig den Beweis für die Erhaltung der Energie bei seelischen Vorgängen, ferner stellt er die Harmonie her zwischen

den Naturgesetzen, soweit sie bisher erkannt wurden, denen unseres Geistes und den Gesetzen der Geschichte. Daß hier auch der alte Streit über die Willensfreiheit (Augustinus und Pelagius), die Realität von Zeit und Raum, Präexistenz usw. entschieden wird, sei nebenbei bemerkt.

Der II. Teil lehrt die Menschheitsmoral der Zukunft. Der III. Teil wendet die im I. dargelegten Gesetze auf die Weltgeschichte, der IV. Teil die des I., II. und III. Teiles auf die Politik und Rechtspflege an.

Der V. Teil schafft die schon Buddha bekannte wissenschaftliche Religion der Zukunft. Große Teile von ihr werden im Laufe der Zeit einem objektiven Beweise zugänglich gemacht werden.

Heute ist das auf Grund unserer technischen Mittel noch nicht möglich. Man muß berücksichtigen, daß die Photographie durchaus nicht die Vollkommenheit besitzt, die die Naturwissenschaftler ihr zuschreiben und keineswegs absolut dem menschlichen Auge überlegen ist. Mag die Platte auch für einen Teil des ultravioletten Farbenspektrums empfindlich sein, so lehrt doch allein die Tatsache, daß sie im Unterschied von unserm Auge keine Farben festzuhalten vermag, ihre Grenzen. Deshalb will es gar nichts gegen das Vorhandensein einer Geisterwelt besagen, daß sie bisher noch nicht photographiert werden konnte. Auch den Duft oder Geschmack hat man weder wiegen, noch messen oder sonstwie objektiv feststellen können.

Technische Vervollkommnungen werden wohl auch hier zu erhoffen sein. Ich muß ausdrücklich betonen,

daß ich dem Werk des Frh. v. Schrenck=Notzing über Materialisationsphänomene ablehnend gegenüber stehe. Gerade weil ich weiß, wie Phantome aussehen, darum weiß ich auch, daß die in seinem Werke photographierten keine sind. Das beweist aber gar nichts gegen die Tatsächlichkeit oder gar Möglichkeit der Phänomene, nur ist dem mutigen Münchener Gelehrten der Beweis dafür nicht gelungen. Das wird überhaupt nie der Fall sein, solange in den spiritistischen Sitzungen Personen sind, die nicht selbst die Fähigkeit des Ansaugens besitzen. Deren gibt es aber ganz unglaublich wenige. Die Geisterwelt ist doch nicht den Lebenden untertan, sondern das Umgekehrte ist eher der Fall. Es kann sich also nur durch Zufall auch einmal ein Geist in eine Sitzung verirren, ihn überhaupt sehen zu können, setzt aber eine Veranlagung voraus, die fast so selten ist, wie das absolute musikalische Gehör. Immerhin gibt es ungezählte Tausende, die es können.

Um zu verhüten, daß der Ausbruch der Revolution in Rußland, die fast das ganze Jahr 1914 andauern wird und meine Berechnung für Zufall erklärt werden, gebe ich in Übereinstimmung mit Stromer an, daß sich wahrscheinlich die ersten Anzeichen der uns drohenden Revolution schon im Jahre 1914 in lokalen Unruhen und Attentaten auf Fürstlichkeiten ankündigen werden. Bis zum Ausbruch unserer großen Revolution werden jedoch noch einige Jahre vergehen.

Ein Teil der für Österreich=Ungarn errechneten Ereignisse wird sich schon 1914 erfüllen und zwar wahrscheinlich bereits in wenigen Monaten.

Daß bisher noch niemand das Werk erfaßte, ist

sehr begreiflich, da das ein großes Wissen auf vielen Gebieten zur Voraussetzung hat, vor allem aber mensch-liche Fähigkeiten, die teils überaus schwer, teils weil von der Veranlagung abhängig, überhaupt nicht zu erwerben sind. Die Naturforscher sind aber zumeist philosophisch ungeschult, die Historiker oder Theo-logen aber in den Naturwissenschaften nicht bewandert. Zudem treten alle Kategorien mit Vorurteilen an viele Fragen heran. Daß nur eine geniale Persönlichkeit ein anderes Genie begreifen kann, ist selbstverständlich, wie ja auch nur der Musikverständige ein Urteil über einen Musiker zu fällen vermag.

Die Wirkung des Werkes wird in einigen Gene-rationen eine Versöhnung der christlichen Konfessionen sein, zugleich auch gegenseitiges Verständnis der ver-schiedenen Religionen, denn Lessings Fabel von den drei Ringen beruht auf Wahrheit.

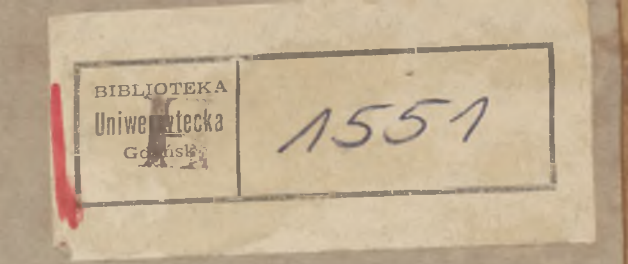
Wir alle werden ja erst ein halbes Jahrhundert nach unserem Tode gewürdigt oder doch völlig be-griffen. Buddha, Platon, Goethe und Christus sind es ja noch heute nur von ganz wenigen. Früher aber als unsere Persönlichkeit und unsere Gedanken wird die Welt unsere praktische Betätigung anerkennen.

„Im Anfang war die Tat."

München, den 22. Dezember 1913.

Der Verfasser

Personenverzeichnis


BIBLIOTEKA
Uniwe tecka
1551